

Das Magazin für Geschichte

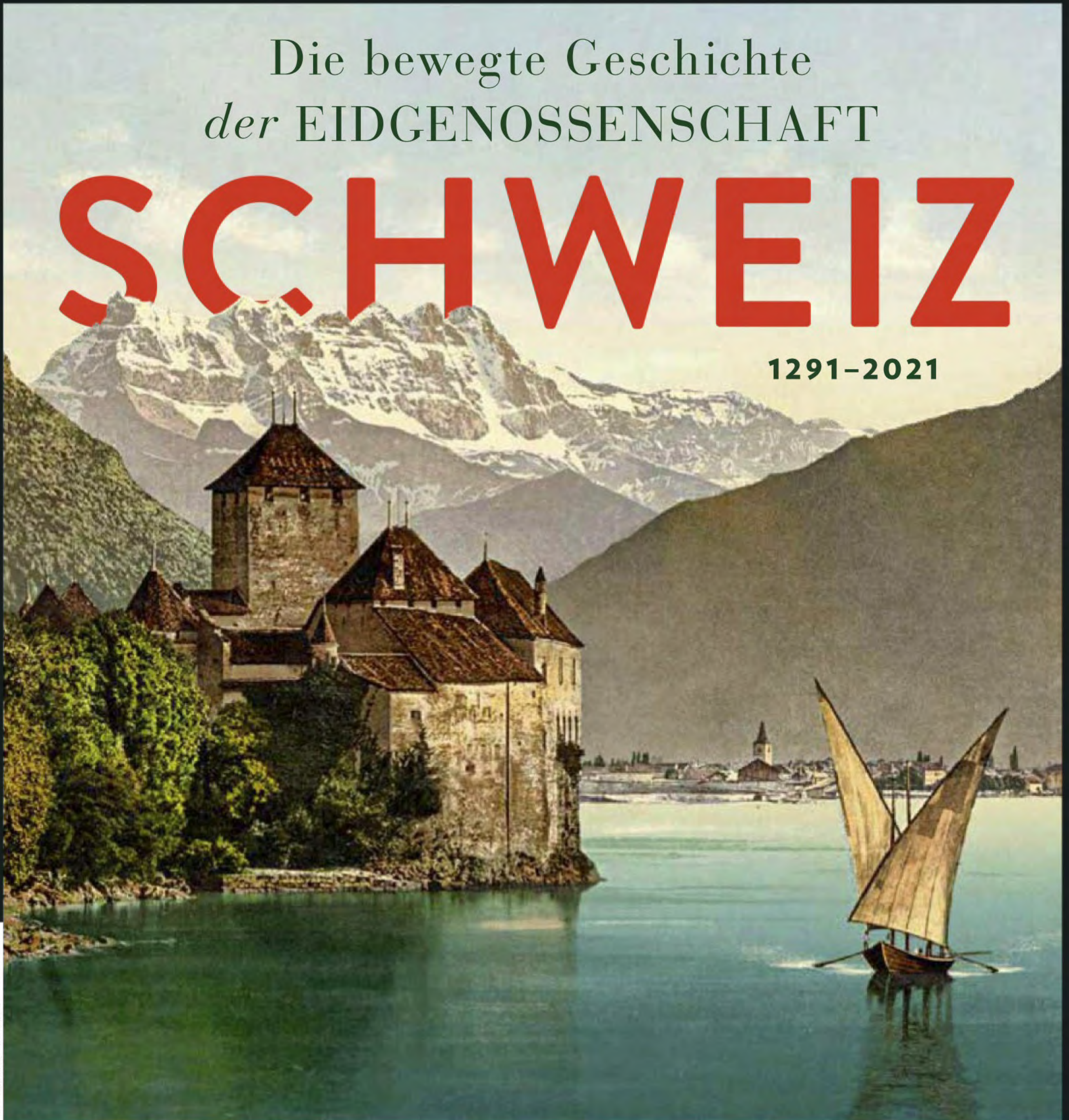
GEO EPOCHE

NR. 108

Die bewegte Geschichte
der EIDGENOSSENSCHAFT

SCHWEIZ

1291–2021



Deutschland € 12,00 · Schweiz 19,00 sfr · Österreich € 13,50
Benelux € 14,00 · Dänemark dkr 135,- · Italien € 16,00

ISBN 978-3-652-01040-5



00108

4 194875 512006

Mythos: Wilhelm Tell / **Söldner:** Krieg um Mailand / **Basel:** Stadt der Profiteure / **Republik:** Die Schweiz unter Napoleon

Gotthardtunnel: Durchbruch! / **Zweiter Weltkrieg:** Die Macht des Geldes / **Wahlrecht:** Den Frauen eine Stimme

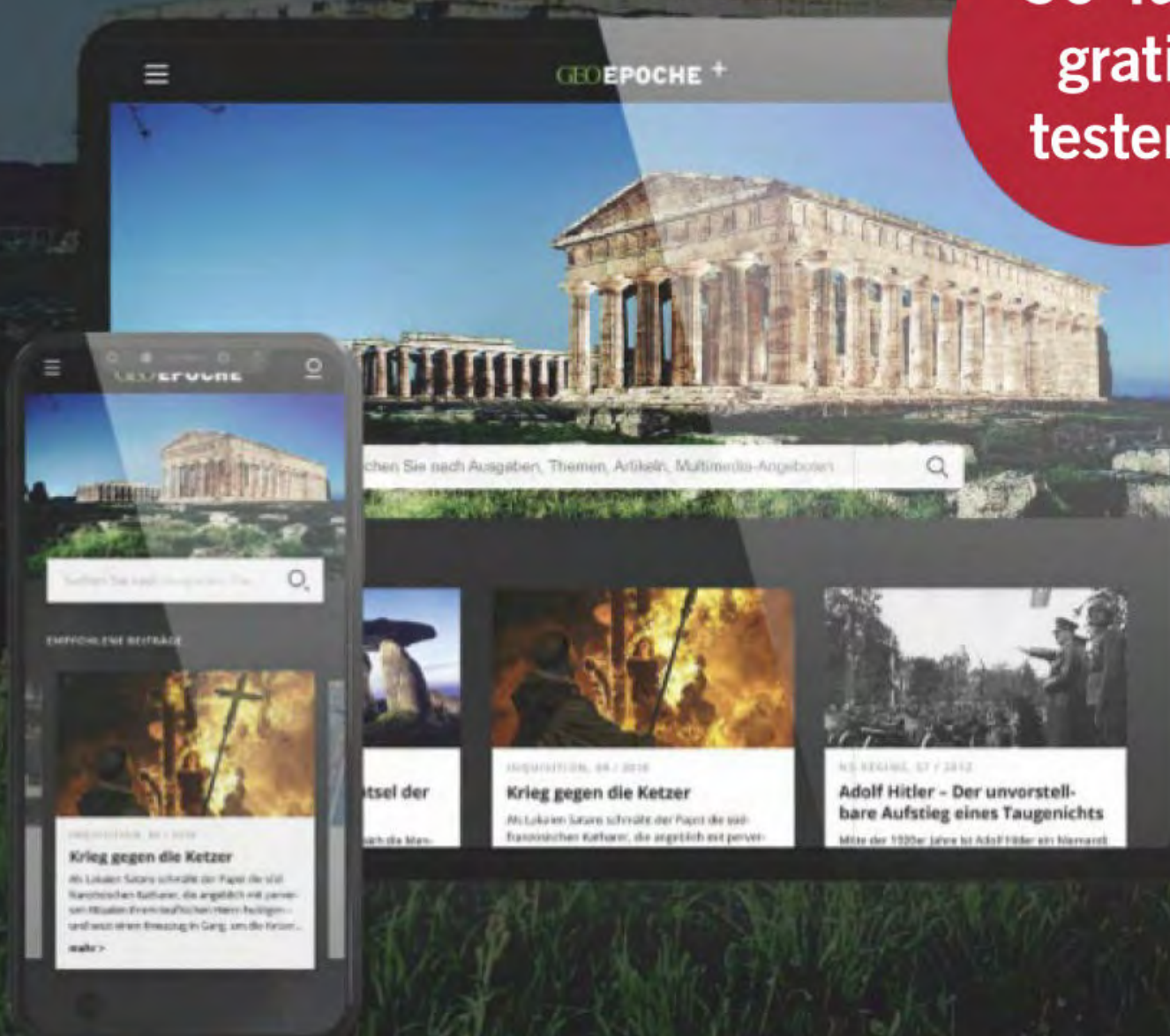
Die Welt der Geschichte

Jetzt kostenlos kennenlernen: **GEO EPOCHE plus**,
die digitale Bibliothek der Weltgeschichte!*

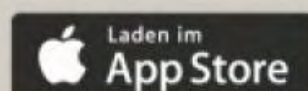
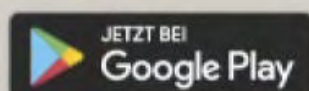
30 Tage
gratis
testen!*

GEO EPOCHE +

- Rund 2000 Beiträge zu nahezu allen Aspekten der Weltgeschichte
- Sämtliche Artikel mit Volltextsuche recherchierbar
- Audio-Inhalte wie die Podcast-Serie „Verbrechen der Vergangenheit“
- Die Lieblingsgeschichten der GEOEPOCHE-Redaktion



GEO EPOCHE plus ist als Online-Plattform mit einem Webbrowser zugänglich und steht zusätzlich als iOS- und Android-App auf mobilen Endgeräten als Download zur Verfügung.



Tipp

Exklusiv für Abonnenten
von **GEOEPOCHE**

Alle Inhalte aus der Welt
von GEO EPOCHE plus
für nur 2,- € monatlich:
www.geo-epoche.de/upgrade

Gleich testen: www.geo-epoche.de/plus

*GEO EPOCHE plus 30 Tage kostenlos testen, danach für 4,99 € pro Monat.

Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter des Abonnements ist Gruner+Jahr GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



MARKUS WOLFF UND JENS SCHRÖDER
Chefredakteure von GEOEPOCHE

Liebe Leserin, lieber Leser

Es zählt zu den berühmtesten Zitaten der Filmgeschichte, doch unser Verifikationsteam, das jede Ausgabe mit der Akribie eines Schweizer Uhrmachers überprüft, hätte es ganz sicher nicht durchgehen lassen. Bei den Dreharbeiten zum Klassiker „Der dritte Mann“ (1949) improvisierte der Schauspieler Orson Welles einen Monolog über das Verhältnis von großer Politik und großer Kunst. Das Italien des 15. Jahrhunderts sei zwar von „Krieg, Terror, Mord, Blutvergießen“ geprägt gewesen, habe dafür aber einen Michelangelo, einen Leonardo da Vinci hervorgebracht. „In der Schweiz“ dagegen, so Welles in seiner Rolle als Schwarzmarkthändler Harry Lime, herrschten „brüderliche Liebe, 500 Jahre Demokratie und Frieden. Und was hat das gebracht? Die Kuckucksuhr.“

Der erste Fehler: Die Kuckucksuhr wurde nicht in der Schweiz erfunden, seit Jahrhunderten verbindet man eher den Schwarzwald damit. Viel fragwürdiger aber ist der andere Teil der Behauptung – und auch viel wichtiger für das Heft, das Sie gerade in den Händen halten.

Die Schweiz war niemals ein Land langweiliger Harmonie. Frieden? Der Krieg war ein Handwerk, das die Schweizer wie kaum ein zweites Volk verstanden. Brüderliche Liebe? Die Schweiz wurde immer wieder von tiefen Konflikten erschüttert, nicht zuletzt entstand der moderne Bundesstaat erst nach einem Bür-

gerkrieg. Und 500 Jahre Demokratie? Auch die erblühte erst im 19. Jahrhundert, und selbst dann durften die Frauen nicht mitmachen. Ihnen wurde erst 1971 das Wahl- und Stimmrecht gewährt (siehe Seite 152).

Noch heute ist die Schweiz ein Land spannender Gegensätze: Tradition und Hochtechnologie, Offenheit und Abschottung, Dorfidylle und Großfinanz. Der Schweizer Historiker Jakob Tanner, ein ausgewiesener Kenner des Landes, bringt diese widersprüchlichen Stereotypen auf den Punkt: „Das Musterland hat, zugespitzt gesagt, den Schurkenstaat zum Gegenstück.“ Das ganze Gespräch finden Sie ab Seite 154.

Wie die Schweiz wurde, was sie ist, das wollen wir in diesem Heft ergründen. Eines ist sicher: Ohne den dramatischen Kontrast von Berg und Tal wäre das Alpenland nie zum Sehnsuchtsort von Menschen in der ganzen Welt geworden. Die Geschichte über die Erstbesteigung des Matterhorns ab Seite 94 sei Ihnen deshalb besonders ans Herz gelegt.

Wir hoffen, dass Sie nach der Lektüre dieser Ausgabe mit neuen Augen auf die Schweiz blicken. Die vielen Schweizerinnen und Schweizer, die uns lesen, müssen wir um etwas Nachsicht bitten. Wir verwenden in diesem Heft etwa durchgehend das Wort „Züricher“ statt „Zürcher“ – weil es in Deutschland geläufiger ist. Exgüsi!



Alle zwei Monate neu,
GEOEPOCHE im Abo:
www.geo-epoche.de/abo

Gute Erkenntnisse beim Lesen wünschen

Jens Schröder Markus Wolff

JENS SCHRÖDER und MARKUS WOLFF



6

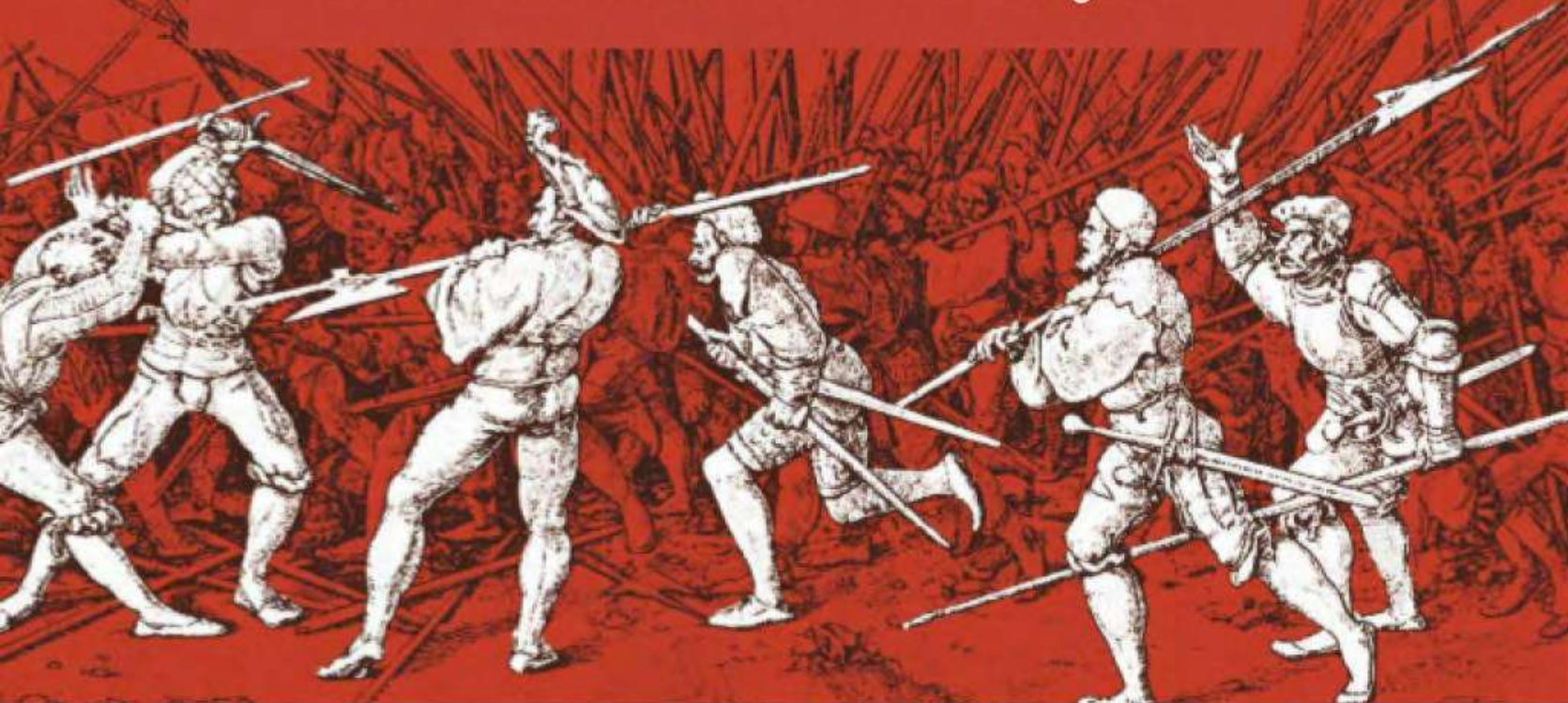
LAND DER GEGENSÄTZE

Moderne Industrie und altertümliche Bräuche prägen die Schweiz um 1900 – und spektakuläre Bergwelten.

28

GEFÜRCHTETE KRIEGER

Die Eidgenossen gelten um 1500 als die besten Soldaten der Zeit. Doch auch sie sind nicht unbesiegbar.



22

WAHRHEIT UND LEGENDE

Der »Rütli-Schwur« begründet um 1300 angeblich die Eidgenossenschaft – doch er hat nie stattgefunden.



40

MIT WORTEN UND WAFFEN

Kompromisslos streitet Ulrich Zwingli in Zürich für die Reformation.

54

GIER OHNE MORAL

Viele Kaufleute der malerischen Stadt Basel handeln mit Textilien – und einige von ihnen auch mit versklavten Menschen aus Afrika.



82

UNTER FREMDHERRSCHAFT

Nach dem Einmarsch der Franzosen 1798 wird die Schweiz auch zum Schlachtfeld der Großmächte.



94

DIE BEZWINGUNG DES MATTERHORNS

Sieben Männer brechen 1865 auf, um einen Gipfel zu erklimmen, den noch kein Mensch betreten hat.

138

ZWEITER
WELTKRIEG

60 000 Kindern aus umkämpften Ländern gewährt die Schweiz Erholungsaufenthalte – nicht aber jüdischen.



- ♦ Die mit diesem Symbol markierten Beiträge sind links bebildert
- ♦ **ZWISCHEN TRADITION UND MODERNE** Die Schweiz um 1900
Bilder zeigen ein vielfältiges Land im Aufbruch 6
- ♦ **MYTHOS SCHWEIZ** Die Anfänge der Eidgenossenschaft um 1300
Der wahre Ursprung des Landes bleibt lange im Verborgenen ... 22
- ♦ **DIE SCHLACHT VON MARIGNANO** Söldner 1515
Die Eidgenossen ringen um den Aufstieg zur Großmacht 28
- ♦ **VORKÄMPFER EINER NEUEN LEHRE** Reformation 1522
Der Bauernsohn Ulrich Zwingli beehrt gegen die Kirche auf ... 40
- DER KÖNIG VOM SIMPLONPASS** Dreißigjähriger Krieg um 1640
Ein Unternehmer erkennt die strategische Rolle der Schweiz ... 52
- ♦ **BASEL – DIE STADT DER PROFITEURE** Sklavenhandel 1776
Geschäftsleute werden reich – am Verkauf von Menschen 54
- DIE GESCHICHTE DER SCHWEIZ** Daten und Fakten 67
- DER PRÄZISION VERPFLICHTET** Uhrmacherhandwerk 1793
Abraham-Louis Breguet fertigt für Königinnen und Kaiser 80
- ♦ **DIE HERRSCHAFT DER FRANZOSEN** Helvetische Republik 1798
Paris errichtet in der Schweiz einen Satellitenstaat 82
- DIE GEBURT DER NATION** Bundesverfassung 1848
Der Staatenbund der Kantone wird zu einem geeinten Staat 92
- ♦ **WETTLAUF ZUM GIPFEL** Erstbesteigung des Matterhorns 1865
Eine Expedition gerät zum Triumph – und zur Tragödie 94
- HELFER IN DER NOT** Humanistisches Engagement 1863
Henry Dunant gründet in Genf das spätere Rote Kreuz 108
- DER DURCHBRUCH** Gotthardtunnel 1872–1882
Der Bau des längsten Tunnels der Welt kostet viele Opfer 110
- IHRE WELT SIND DIE BERGE** Verklärung 1879
Der Roman »Heidi« prägt ein idealisiertes Bild der Schweiz ... 124
- ZUFLUCHTSORT SCHWEIZ** Asylkultur um 1900
Viele Verfolgte finden in dem Alpenstaat eine neue Heimat 126
- ♦ **»DAS BOOT IST VOLL!«** Zweiter Weltkrieg 1942
Vergeblich bemühen sich viele Juden auf der Flucht um Asyl ... 138
- DEN FRAUEN EINE STIMME** Frauenwahlrecht 1971
Marthe Gosteli kämpft für die Rechte der Schweizerinnen 152
- MUSTERLAND UND SCHURKENSTAAT** Interview
Ein Gespräch mit dem Schweizer Historiker Jakob Tanner 154
- Impressum, Bildnachweise* 66
- Werkstatt* 158
- Die Welt von GEO* 159
- Vorschau »Südostasien«* 162

um 1900

Schweiz



Zwischen **TRADITION** *und Moderne*

Ein halbes Jahrhundert nach der Gründung des Schweizer Bundesstaates 1848 zeigt sich die Eidgenossenschaft als Land des Fortschritts und des Aufbruchs. Und bewahrt sich doch stets ihren einzigartigen Charakter, als vielfältige Gemeinschaft stolzer Kantone

BILDTEXTE: *Anja Fries, Mathias Mesenhöller, Samuel Rieth, Johannes Teschner*



SCHLOSS CHILLON am Ufer des Genfer Sees liegt in der französischsprachigen Westschweiz. Vor allem im südlich gelegenen Tessin wird hingegen Italienisch gesprochen, in Graubünden auch Rätoromanisch



IM KANTON Bern, hier die Kirche von Grindelwald mit dem Eiger, parliert man – wie auch im zweisprachigen Freiburg und Wallis – Deutsch oder Französisch

Die **EINHEIT** *der vielen*

Jeder Kanton der Schweiz hat seine eigenen Bräuche. Und es ist vor allem die Idee von der Willensnation, von einer staatlichen Einheit, die all diese Unterschiede bewahrt, die der Schweiz im 19. Jahrhundert den Weg in die Zukunft ebnet





AM PALMSONNTAG tragen Kinder gemäß alter Tradition in Teilen der Schweiz Kränze, die etwa mit Bändern oder Äpfeln geschmückt sind – und vor Unheil schützen sollen



DIE BEWOHNER von Einsiedeln, das rund 40 Kilometer südöstlich von Zürich liegt, verkleiden sich zu Anlässen wie Fasnacht mit schaurigen Masken

Immer **WEHRBEREIT**

Im Spätmittelalter gehören die Schweizer zu den besten Soldaten Europas, gilt in den meisten Orten für Männer ab 16 Jahren eine Wehrpflicht. Die Bereitschaft der Schweizer, ihr Land zu verteidigen, lässt nie nach – auch nicht, als dem Alpenland 1815 auf dem Wiener Kongress die »immerwährende Neutralität« zugesprochen wird



LANGE HAT die Schweiz keine nationale Armee, stellt jeder Kanton eigene Truppen. Doch nach der einschneidenden Niederlage beim »Franzoseinfall« von 1798 denken die Eidgenossen um, führen 1848 die bis heute gültige Wehrpflicht für jeden männlichen Schweizer ein und bauen ein Bundesheer auf (Marschübung im Gebirge, um 1904)

ZWEI OFFIZIERE
blicken auf das
Gotthardmassiv.
Ab dem frühen
20. Jahrhundert
errichten die
Schweizer etliche
gut getarnte
Festungen in
den Alpen



BIS 1904 MÜSSEN
die Soldaten der 1891
gegründeten Rad-
fahrregimenter ihre
eigenen Velos nutzen.
Dann bekommen
sie das »Ordonnanz-
rad 05«. Das Stahl-
gefährt, das einen
Gang hat und gut
22 Kilogramm wiegt,
bleibt bis 1993 im
Einsatz (Aufnahme
um 1914)





DIE INSEL Salagnon im Genfer See bleibt unbewohnt, bis der französische Maler Théobald Chartran sie im Jahr 1900 kauft – und sich dort eine Villa errichten lässt

LUXUSHOTELS wie dieses werden im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in der Gemeinde Interlaken gebaut – aber auch Fabriken, etwa zur Herstellung von Parkett



Republik der **BÜRGER** *und Bauern*

Die Schweiz besteht aus zwei Welten: den ländlichen, von Bauern bewohnten Regionen und den von Handwerkern und Kaufleuten dominierten Städten. Im Lauf des 19. Jahrhunderts wächst auch die Bedeutung kleinerer Gemeinden – etwa als Kurorte oder Refugien für Wohlhabende



NUR EINIGE BAUERNHÖFE sowie eine Kirche standen einst hier im Engadin. Doch dank einer Quelle, deren Wasser heilsame Wirkung zugeschrieben wird, ist dort ab den 1860er Jahren einer der bekanntesten Badekurorte der Schweiz herangewachsen: St. Moritz

Das **REICHE** *Land*

Um 1900 zählt die Schweiz zu den am stärksten industrialisierten und wohlhabendsten Nationen der Welt. Dazu tragen insbesondere moderne, exportorientierte Branchen bei wie Elektrotechnik und Maschinenbau, Pharmazie und Chemie



ES IST EINE SCHWEIZER ENTDECKUNG, die Schokolade lecker macht: 1879 erfindet Rodolphe Lindt die Conchiermaschine, um der Rohmasse Wasser zu entziehen, und setzt dafür Kakaobutter zu. So verwandelt Lindt die bis dahin harte, bröselige Nascherei in eine auf der Zunge schmelzende Köstlichkeit. Abgepackt wird weiter von Hand – wie hier Pulver für Trinkschokolade der Marke »Delta Peter«

LUXUSGÜTER wie jene Uhren, die hier bei Patek-Philippe in Genf entstehen, sorgen dafür, dass Schweizer Exportwaren je Kilogramm gut zehnmal mehr wert sind als etwa deutsche

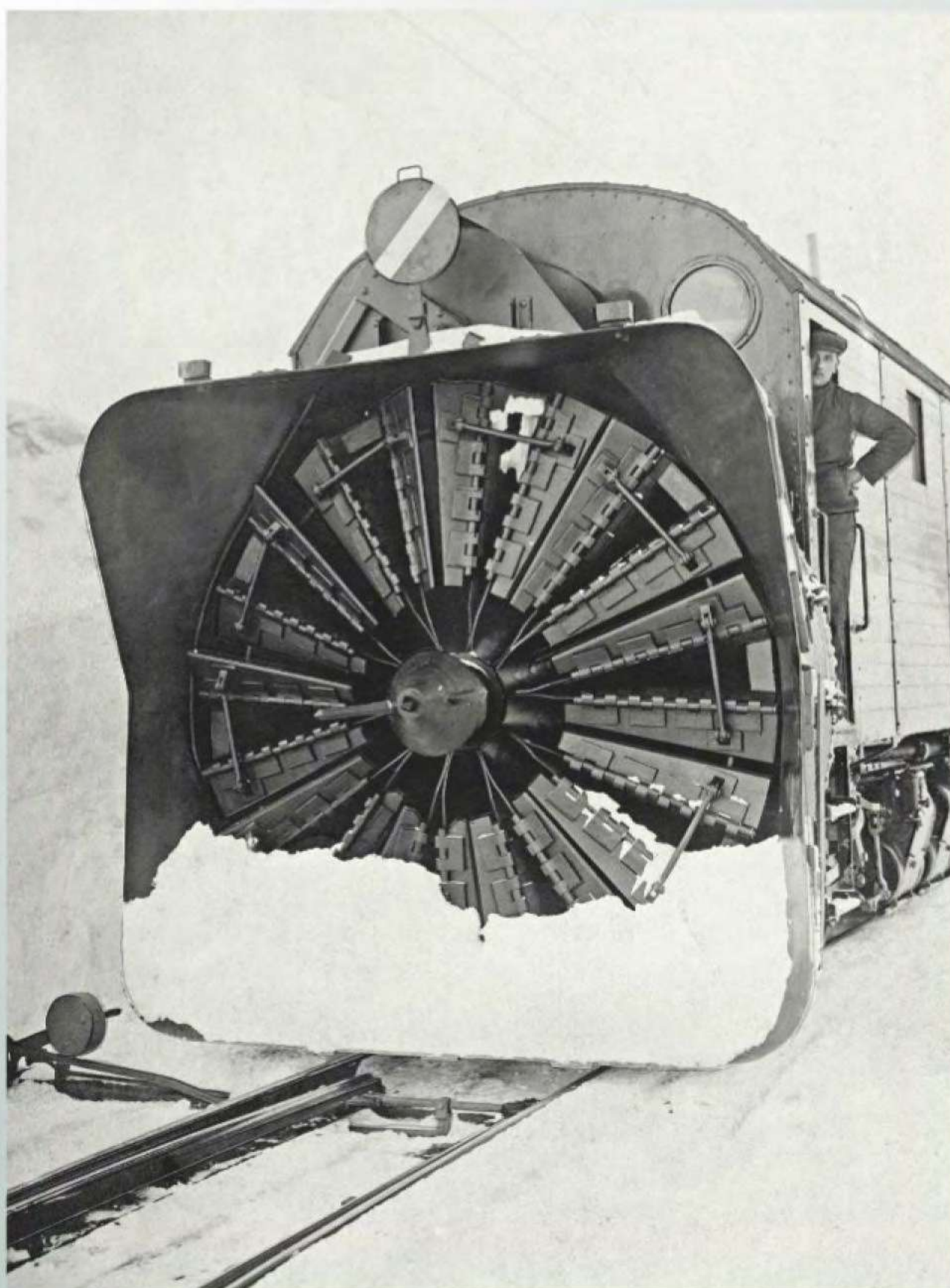


BERNER HAUPTSITZ der Schweizerischen Nationalbank. Seit 1907 kontrolliert das halbstaatliche Institut die Geldpolitik und sichert mit dem harten Franken den Erfolg der Finanzwirtschaft



Swiss HIGHTECH

Die Schweiz verfügt über wenige Rohstoffe, ist vielfach schroff und unzugänglich. Doch gerade die mitunter abweisende Gestalt des Alpenlandes weckt offenbar den Erfindergeist seiner Bewohner – und bringt versierte Tüftler, Techniker und Ingenieure hervor



AB MITTE DES 19. Jahrhunderts entsteht ein dichtes Eisenbahnnetz. Dazu sind gewaltige Tunnelbauten erforderlich – und raffinierte Lösungen wie dieser Schneepflug in Graubünden

DIE ZAHNRADBAHN am Pilatus ist die steilste der Welt. Seit 1889 ermöglicht sie Touristen einen atemraubenden Blick vom Luzerner Hausberg über den Vierwaldstädter See. Der Fahrpreis indes entspricht dem Wochenlohn eines Arbeiters



Schönheit **UND** *Gefahr*

Spektakuläre Bergwelten dominieren die Landschaft der Schweiz, über die Hälfte ihres Territoriums liegt in den Alpen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bringt der wachsende Tourismus immer mehr ausländische Besucher dorthin. Doch die raue Natur birgt auch Risiken

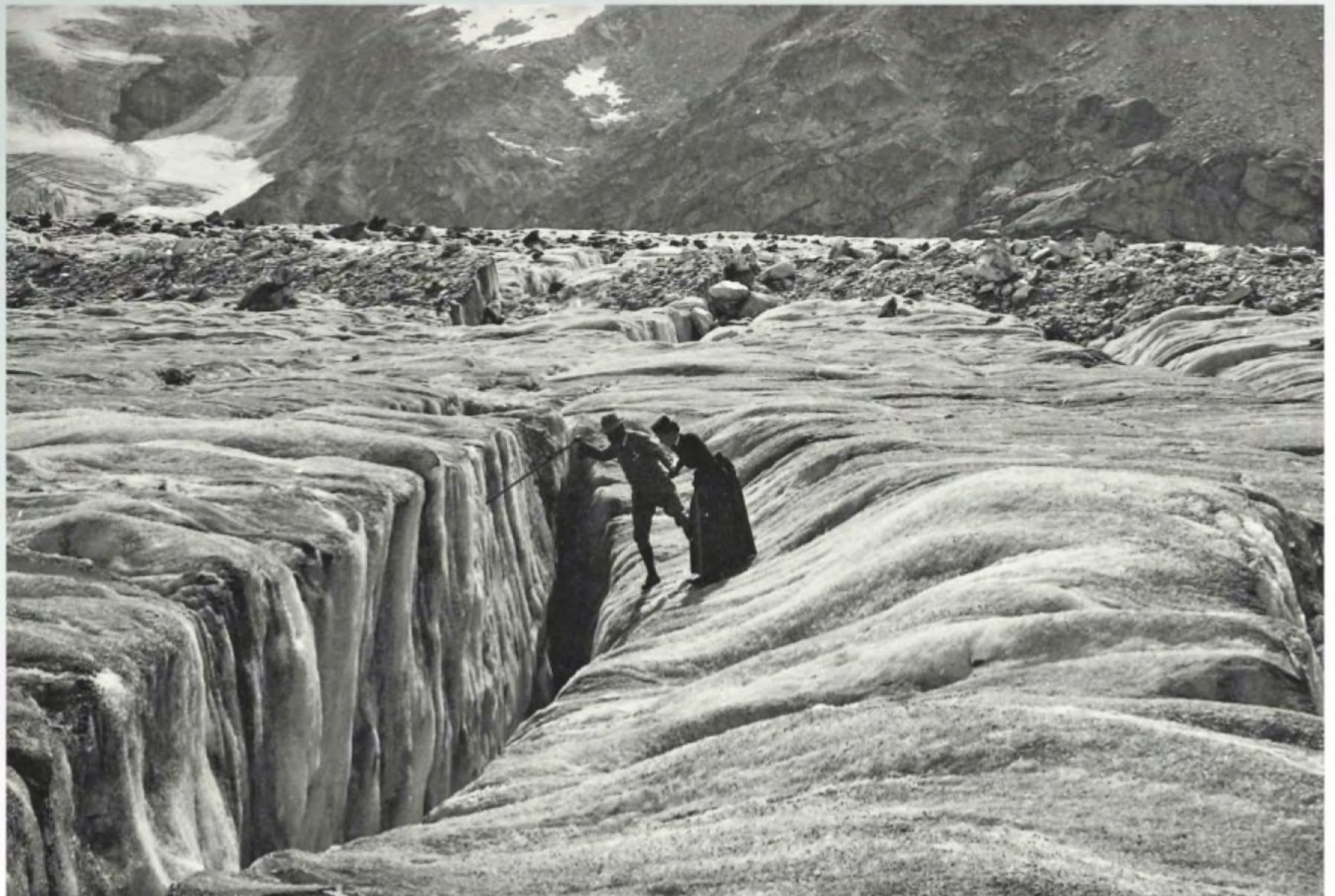


ERSTMALS ÖFFNEN die Berghotels in den 1860er Jahren auch in der Wintersaison. Um die Jahrhundertwende fahren bereits viele Menschen auf den Schweizer Pisten Ski: Der Sport, der zuvor vor allem in den Mittelgebirgen Europas verbreitet war, erobert nun auch die Alpen

WAGEMUTIGE
Abenteurer konkurrieren um die
Erstbesteigungen
der Gipfel – ab dem
späteren 19. Jahr-
hundert folgen
ihnen zunehmend
Hobby-Alpinisten,
hier eine Familie
aus England



GLETSCHERSPALTEN,
vereiste Steilhänge
oder das Wetter
bedeuten für Berg-
besucher ein mit-
unter tödliches
Risiko: Regelmäßig
kommen Wanderer
ums Leben, auch
durch Leichtsinn





Trügerisches **IDYLL**

Knapp ein Drittel aller Schweizer Beschäftigten arbeitet um 1900 in der Landwirtschaft. Da günstiges Getreide vom Weltmarkt in den Jahrzehnten zuvor zahlreiche Höfe ruiniert hat, haben immer mehr Bauern auf Milchkühe und Weidewirtschaft umgestellt, um zu überleben



SATTES GRÜN
prägt die Landschaft,
wo Weiden und
Wiesen unprofitabel
gewordene Äcker
ersetzen. Und so sehen
bald auch andere Teile
der Schweiz aus wie
hier das Engadin ◇

DER MALERISCHE
Hintergrund kann
nicht darüber hinweg-
täuschen: Das Leben
im Gebirge ist für
Menschen wie diese
Holzsammlerinnen
bei Saas-Fee nach wie
vor hart und karg

um 1300
Die Anfänge der Eidgenossenschaft

MYTHOS SCHWEIZ

Wirkmächtig ist die Schweizer Gründungserzählung vom aufrechten Bergvolk, das sich tapfer gegen die Willkürherrschaft des Hauses Habsburg zur Wehr setzt. Die Wahrheit aber sieht anders aus:
ein Essay des Historikers Volker Reinhardt über die frühe Geschichte der Eidgenossenschaft

DER LEGENDE nach
wird der Freiheits-
kämpfer Wilhelm Tell
vom Landvogt der
Habsburger gezwun-
gen, mit der Armbrust
einen Apfel vom
Kopf seines Sohnes
zu schießen



Die frühe Geschichte der Schweiz gibt es in zwei Versionen. Die eine ist der packend erzählte Mythos vom ebenso unbeugsamen wie aufrechten Bergvolk. Die andere ist die mühsame Rekonstruktion der Historiker, die ebendiesen Mythos nach und nach entschlüsseln und freilegen, was damals um das Jahr 1300 wirklich geschehen ist in jener zentralen Region der Alpen, in der sich die Schweiz formieren wird.

So hat es etwa den berühmten Rütli-Schwur nie gegeben, in dem sich die Vertreter der drei „Urkantone“ Uri, Schwyz und Unterwalden auf einer Wiese oberhalb des Vierwaldstätter Sees gegenseitige Hilfe geloben, um ihre aufs Höchste gefährdete Freiheit zu schützen. Und auch der tapfere Tyrannenmörder Wilhelm Tell gehört ins Reich der Legende.

Die Figur des Tell wie auch der Schwur erscheinen erstmals in einer Art Chronik der frühen **EIDGENOSSENSCHAFT**, enthalten im „Weissen Buch“ von Sarnen und verfasst um 1470 von Hans Schriber, dem Landschreiber von Obwalden (einem Teil des eidgenössischen **ORTES** Unterwalden). Seine ganze emotionale Macht entwickelt der Mythos jedoch erst ein Jahrhundert später, in der Fassung des Historikers und Politikers Aegidius Tschudi aus Glarus.

Nach Tschudis „Chronicon Helveticum“ leiden die drei Orte Uri, Schwyz und Unterwalden zu Beginn des 14. Jahrhunderts unter der Willkürherrschaft der **HABSBURGER**. Um dem Terrorregime ein Ende zu machen, schwören die Vertreter der drei Orte am 8. November 1307 einen heiligen Eid, der eine fortan unauflösliche Allianz zwischen ihnen begründet.

Kurz darauf wird der Alpenjäger Wilhelm Tell vom habsburgischen Landvogt wegen Ungehorsams – er hatte einem Hut als Herrschaftszeichen der Habsburger seine Ehrerbietung versagt – auf eine unmenschliche Probe gestellt: Er muss mit der Armbrust auf einen Apfel schießen, der auf dem Kopf seines kleinen Sohnes liegt. Der Meisterschuss gelingt zwar. Doch zur Rede gestellt, warum er sich einen zweiten Bolzen gegriffen habe, erklärt Tell, dass er den Vogt damit im Falle eines Fehlschusses getötet hätte.

Tell wird sofort festgenommen, kann aber seinen Häschern auf dem Weg in den Kerker entkommen. Er lauert dem Vogt in einem Engpass auf – und erschießt ihn. Der Tyrannenmord ist das Signal zum Aufstand. Die Eidgenossen erheben sich gegen die Habsburger, stürmen in der Neujahrsnacht 1308 die Burgen ihrer adeligen Unterdrücker und brechen deren Macht.

Das ist der Mythos, wie ihn Tschudi so fesselnd wie schlüssig erzählt.

Als im Jahr 1724 ein Dokument auftaucht, das bald danach als „Bundesbrief“ ins nationale Geschichtsbewusstsein der Schweiz eingehen wird, scheint diese Erzählung im Wesentlichen bestätigt. In der auf den Beginn des August 1291 datierten Urkunde sagen sich Uri, Schwyz und die „Landleute zwischen den Bergen im unteren Tal“ (womit vermutlich Nidwalden gemeint ist, der andere Teil von Unterwalden) Hilfe gegen Gewalt von innen und außen, Schlichtung bei Streitfällen und gemeinsame Abwehr fremder Richter zu. Die Bestimmungen der Urkunde passen ausgezeichnet zu Tschudis Darstellung, nur müssen die von ihm geschilderten Begebenheiten um einige Jahre zurückverlegt werden.

EIDGENOSSENSCHAFT

Seit etwa 1350 regelmäßig verwendeter Begriff für den Bund mehrerer Länder- und Stadtorte; aber auch schon vorher werden die verbündeten Gebiete mitunter als Eidgenossen bezeichnet.

ORT

Damals im deutschsprachigen Raum vorherrschende Bezeichnung für die Mitglieder der Eidgenossenschaft. Der aus den romanischen Sprachen stammende Begriff Kanton setzt sich im Deutschen erst später durch.

HABSBURGER

Nach seiner Stammburg im heutigen Kanton Aargau benanntes Adelsgeschlecht, das seinen Herrschaftsbereich zunächst auch auf dem Gebiet der späteren Schweiz ausweitete und im Verlauf des Spätmittelalters zu einer der mächtigsten Dynastien Europas aufsteigt.



FRÜH SCHON GIBT ES ZWEIFEL

SCHWEIZ

Aus dem Namen des Ortes Schwyz wird im Ausland schon früh eine Bezeichnung für die gesamte Eidgenossenschaft; innerhalb des Bundes verbreitet sie sich stärker erst im 18. Jahrhundert.

Erste Bedenken gegen die Tell-Geschichte äußert 1760 der reformierte Pfarrer Uriel Freudenberger. Er kann belegen, dass die Apfelschuss-Erzählung bereits in einer dänischen Chronik des 12. Jahrhunderts vorkommt, es sich also um eine Wandersage handelt. Seine Schrift wird öffentlich verbrannt. Die damalige Obrigkeit duldet keinen Widerspruch gegen den eigenen Mythos.

Erst in den letzten Jahrzehnten haben Historiker die Entstehung der wirkmächtigen Staatslegende in

wichtigen Punkten erhellen können. Demnach hat Hans Schriber Rütli-Schwur und Tell-Geschichte erfunden, um die gegen die Habsburger gerichtete Politik der verbündeten Orte zu rechtfertigen. Tatsächlich konkurrieren beide Seiten um das Jahr 1470 um Macht und Einfluss, vor allem in der Region am Bodensee.

Darüber hinaus liefert Schriber der künftigen **SCHWEIZ** jedoch noch viel mehr: eine moralische Reinwaschung ihrer Expansion auf Kosten Habsburgs und damit eine politische

BEI SEMPACH
schlagen 1386 Truppen
der Eidgenossen
die Habsburger. Für die
meisten Beobachter
haben die verbündeten
Orte selbst den Krieg
zu verantworten, nicht
das Fürstenhaus



AN DER TELL-GESCHICHTE

Existenzberechtigung inmitten eines von Fürsten beherrschten Europas.

Beides ist damals dringend erforderlich. Denn in der anderthalb Jahrhunderte dauernden Rivalität der beiden Mächte gelten nicht die Habsburger, sondern die Eidgenossen als Rechtsbrecher und Aggressoren. In der Schlacht von Sempach 1386 etwa fällt der habsburgische Herzog Leopold III. bei der Verteidigung von angestammten Rechten gegen die verbündeten Orte.

Auch innerhalb des **HEILIGEN RÖMISCHEN REICHES**, zu dem sie gehören, gelten die Eidgenossen wegen ihrer Sonderbündnisse und eigenwilligen inneren Verfasstheit als Störenfriede. Vorgeworfen wird ihnen vor allem, dass sie den

alten Adel ausgeschaltet sowie sich aus den administrativen und gerichtlichen Organisationen des Reichs zurückgezogen haben. Sich stattdessen als unschuldige Opfer und Verteidiger althergebrachter Rechte zu präsentieren, wie Schriber es im „Weissen Buch“ von Sarnen geschickt tut, ist daher eine geniale Propagandastrategie.

Was also ist wirklich geschehen kurz vor und nach dem Jahr 1300 im Gebiet der heutigen Innerschweiz?

Die spärlichen Quellen ergeben folgendes Szenario: Um 1300 genießen die späteren Kantone Uri und Schwyz bereits seit einigen Jahrzehnten die Reichsfreiheit – sie sind also nur den Weisungen des römisch-deutschen Königs als Reichsoberhaupt unterworfen, ansonsten aber von keinem fremden Herrn abhängig. Doch dann wird der Militärunternehmer Graf Werner von Homberg 1309 von König Heinrich VII. zum **REICHSVOGT** über Uri, Schwyz und Unterwalden eingesetzt.

Es ist ein Geschäft zum gegenseitigen Vorteil: Heinrich VII. benötigt dringend Truppen, um seine Autorität in Italien durchzusetzen und sich in Rom zum **KAISER** krönen zu lassen; Werner von Homberg liefert die gewünschten Söldner und wird dafür zum Vertreter des Königs in einer Gegend eingesetzt, in der er bereits ansehnliche Güter besitzt.

Der Graf will langfristig eine dynastische Herrschaft etablieren. Die drei Orte hingegen wollen die Befugnisse des einheimischen Adels schützen, Interventionen von außen abwehren und ihre Traditionen bewahren. Beides lässt sich zunächst noch miteinander vereinbaren.

Das Haus Habsburg, das weder an den Territorien der „Urschweiz“ noch am Gotthardpass sonderlich interessiert ist, kommt erst kurz darauf ins Spiel, doch in einer ganz anderen Rolle als von Schriber und Tschudi beschrieben.

Herzog Leopold von Habsburg ist Vogt des Klosters Einsiedeln, das im Gebiet von Schwyz über reichen Grundbesitz verfügt. Dessen Päch-

HEILIGES

RÖMISCHES REICH

Im 10. Jahrhundert aus dem Ostfrankenreich hervorgegangenes Staatsgebilde im Zentrum Europas, bestehend aus einer Vielzahl von Fürstentümern, geistlichen Territorien, Städten und weiteren Gebieten, die allesamt unter der Oberherrschaft eines Königs stehen.

REICHSVOGT

Als Vertreter des römisch-deutschen Königs tätiger Verwalter eines eigens benannten Reichsgebiets.

KAISER

Die von einem Kollegium deutscher Fürsten gewählten Könige des Heiligen Römischen Reichs erheben auch den Anspruch auf die Königswürde in Italien sowie darauf, in Rom vom Papst zum Kaiser gekrönt zu werden; vielen Herrschern gelingt dies allerdings erst Jahre nach ihrer Erhebung zum König oder auch gar nicht.



KRIEGE FORMEN DIE SCHWEIZ – UND KOMPROMISSE

MORGARTENBRIEF

Nach dem Schlachtort von 1315 («am Morgarten», im Grenzgebiet zwischen den heutigen Kantonen Schwyz und Zug) benannte Urkunde, in der die siegreichen Schwyzer sowie die Landleute von Uri und Unterwalden den inneren Zusammenhalt ihres Bundes festigen.

STADTORT

Bezeichnung für eine Stadt, die als Mitglied der Eidgenossenschaft gilt, ihrerseits aber die Herrschaft über ein eigenes Territorium erlangen kann; die politische Macht übt der von den städtischen Oberschichten gestellte Rat aus.

LÄNDERORT

Als solcher gelten die drei »Urkantone« sowie einige spätere Orte der Eidgenossenschaft, denen gemeinsam ist, dass die Landsgemeinde als Versammlung der vollberechtigten Landleute die Hoheit innehat; eine dominierende Stadt gibt es nicht.

ter liefern sich seit 1309 heftige Kämpfe mit den Schwyzer Bauern um die Nutzung von Weideflächen für Rinder- und Pferdezucht, zwei lukrative und kräftig expandierende Wirtschaftszweige der Zeit. Im Januar 1314 spitzt sich die Lage zu. Landleute aus Schwyz überfallen die Abtei, verschleppen die Mönche. Der Vogt ist öffentlich bloßgestellt, seine Ehre als Schutzherr verletzt, eine Strafexpedition unumgänglich.

Am 15. November 1315 kommt es schließlich zur Schlacht zwischen den Kontrahenten. Die Schwyzer gewinnen. Die spätere eidgenössische Geschichtsschreibung wird aus dem Triumph einen Gottesbeweis konstruieren.

Schon kurz darauf findet der militärische Erfolg über die Habsburger seinen politischen Niederschlag. Am 9. Dezember 1315 vereinbaren die Landleute von Uri, Schwyz und Unterwalden im sogenannten **MORGARTENBRIEF** gegenseitige Unterstützung, die Wahrung des Friedens, eine Ablehnung von Richtern, die ihr Amt nur gekauft haben, und die gemeinsame Verfolgung schwerer Delikte. (Bis ins 20. Jahrhundert werden Historiker das Dokument sowie den Bundesbrief von 1291 als Gründungsurkunden der Eidgenossenschaft betrachten.)

Als der Reichsvogt Werner von Homberg, der in all diese Vorgänge nicht involviert ist, 1320 in Italien ums Leben kommt und sein Sohn fünf Jahre später stirbt, haben die drei Orte keinen Herrn außer dem Kaiser mehr.

Kurzerhand übernehmen nun lokale Adelige selbst die Führung. Um sich dabei abzusichern, suchen sie den Schulterschluss mit dem Wittelsbacher Ludwig IV., der sich im Ringen um die römisch-deutsche Kaiserkrone gerade gegen seinen habsburgischen Rivalen durchgesetzt hat. Damit können sie der Eidgenossenschaft die Autonomie bewahren.

Doch schon ab etwa 1350 tritt eine durch Viehzucht reich gewordene Führungsschicht an die Stelle der alten aristokratischen Familien, deren Geschlechter aussterben oder gewaltsam verdrängt werden. Unterstützung findet diese

neue Elite bei den einfachen Landleuten. Letztere haben sich unlängst von feudalen Abgaben freigekauft und sich zudem in Gestalt der Landsgemeinde wichtige Entscheidungs- und Gesetzgebungskompetenzen verschafft.

Unabhängig von diesen Machtverschiebungen strebt der 1315 geschlossene Bund nun auch nach Expansion. Als neue Mitglieder rücken die Städte ins Blickfeld der drei Orte. Ihre Integration scheint den Eidgenossen zunächst unproblematisch, weil die **STADTORTE** durchweg nicht mehr als 5000 Einwohner zählen und zum großen Teil selbst von Landbesitz und Landhandel leben. Eine Dominanz der neuen Bundesgenossen müssen sie daher nicht befürchten.

Trotzdem ergeben sich mit dem Beitritt der Städte langfristig beträchtliche Spannungen und Konflikte. So gehört etwa die Stadt Luzern, die sich 1332 dem Bund der drei **LÄNDERORTE** anschließt, den Habsburgern. Ein Konstrukt, das auf Dauer nicht haltbar sein wird. Zum anderen besitzen Städte wie Zürich und Bern, die als Nächste ins Visier der Erweiterung rücken, selbst eigene **LANDSCHAFTEN**. So bleiben die Bundesverträge, die Zürich und Bern 1351 und 1353 mit den Eidgenossen schließen, für die Stadtorte erst einmal nicht mehr als eine Option von vielen: Für Zürich sind die Verbindungen zu Habsburg und süddeutschen Städten, für Bern die Expansionsperspektiven nach Westen und Süden mindestens ebenso wichtig wie die Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft.

Trotz dieser Widrigkeiten wächst der Bund von nun an stetig: 1352 treten der Länderort Glarus sowie das aus städtischen wie ländlichen Elementen gemischte Zug bei, 1481 folgen die Stadtorte Solothurn und Freiburg im Üechtland, 1501 Basel und Schaffhausen, 1513 das ländliche Appenzell. Das ohnehin komplexe Gefüge der nunmehr 13 Bundesglieder ergänzen eine Reihe von **ZUGEWANDTEN ORTEN**.

Eine weitere Dimension erreicht der Zusammenschluss bereits im Jahr 1415, als der rö-



ABGESANDTE der drei »Urkantone« beschwören hier ihren heiligen Bund. Der Eid, obwohl nie so geleistet, gilt als Gründungsmoment der Schweiz

misch-deutsche König und spätere Kaiser Sigismund der Eidgenossenschaft habsburgische Gebiete im heutigen Kanton Aargau zur Eroberung überträgt. Nach dem Sieg verwalten Landvögte aus den beteiligten Orten in turnusmäßiger Rotation die besetzten Territorien. Weitere solcher **GEMEINEN HERRSCHAFTEN** kommen bald hinzu, etwa in der Gegend des heutigen Kantons Tessin.

Um sie gemeinsam verwalten zu können, berufen die Eidgenossen schließlich das Gremium der **TAGSATZUNG** immer regelmäßiger ein.

Doch nicht nur politisch, auch ideologisch wächst die Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert mehr und mehr zusammen: Die Chronisten der einzelnen Orte betonen nun immer stärker verbindende Werte wie etwa Freundschaft, Solidarität gegen gemeinsame Feinde und die allmähliche Herauslösung aus den Organisationsformen des Heiligen Römischen Reiches.

Auf diese Weise wird das Bundesgeflecht dicht und stark genug, um Krisen zu meistern: 1481 gelingt es den Eidgenossen, die Interessensgegensätze zwischen Stadt- und Ländernorten auszugleichen. Sie überwinden auch die ab 1522 immer stärker hervortretende Spaltung in reformierte und katholische Orte. Und sie wandeln sich ab 1798 mit

der Gleichstellung französisch- und italienischsprachiger Gebiete zur vielsprachigen Schweiz.

In all diesen Prozessen ist es der Mythos vom heiligen Bund, der als machtvolles Instrument der Selbstvergewisserung dient – als Klammer der multikulturellen Willensnation Schweiz.

Eine wirkmächtige Geschichte – und sie wirkt bis heute fort. ◇

PROF. DR. VOLKER REINHARDT lehrt Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit an der Universität Fribourg/Freiburg, Schweiz.

LANDSCHAFT

Von einem Stadtort abhängiges ländliches Gebiet.

ZUGEWANDTER ORT

Stadt- oder Ländernort, der Bündnisse mit einem oder mehreren Mitgliedern der Eidgenossenschaft unterhält, aber nicht selbst zu diesen zählt; im Lauf der Zeit gelten viele Zugewandte Orte aber sehr wohl als fester Teil der Eidgenossenschaft.

GEMEINE HERRSCHAFT

Von mehreren Orten der Eidgenossenschaft gemeinsam erobertes und von ihnen (den »regierenden Orten«) auch gemeinsam verwaltetes Gebiet.

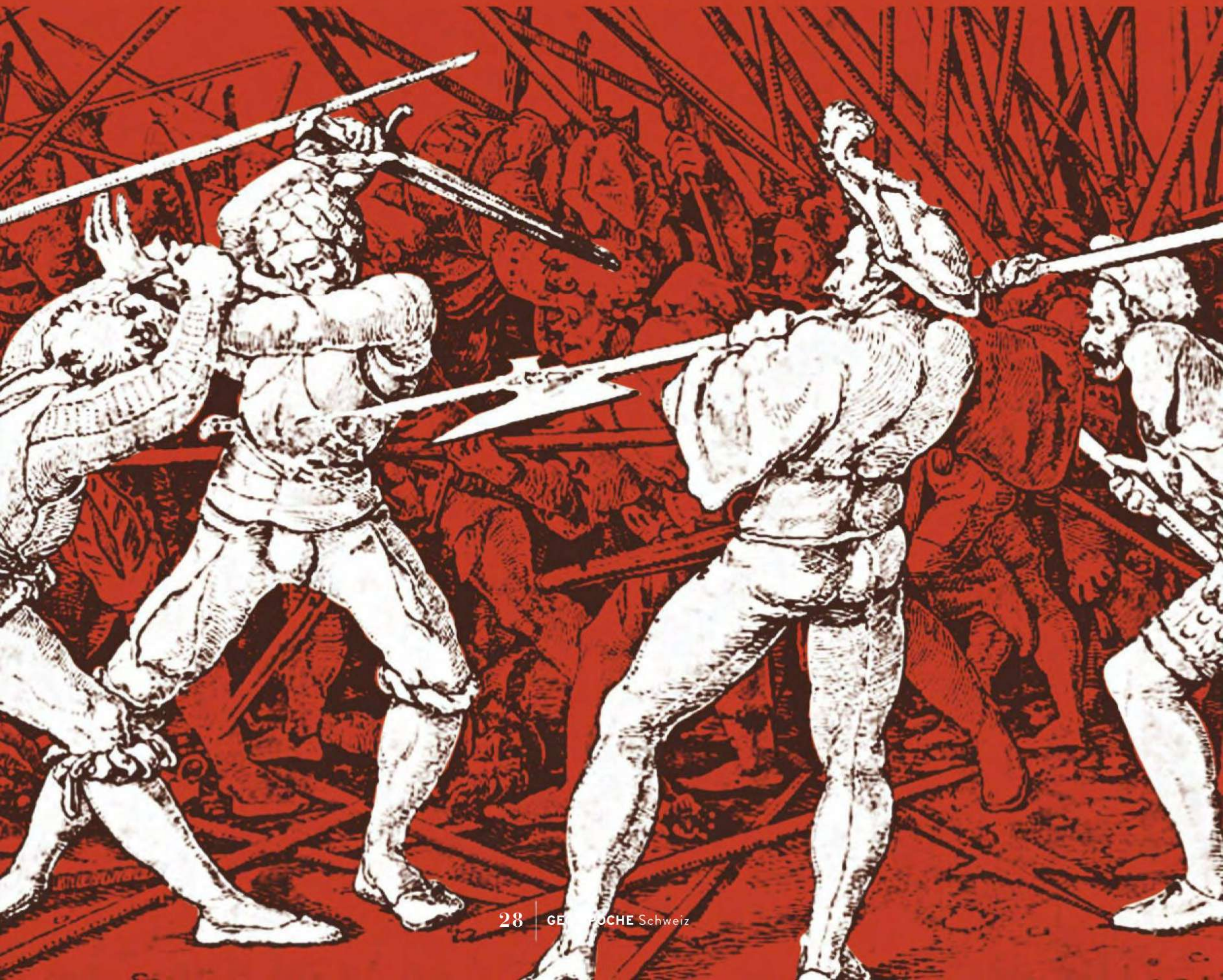
TAGSATZUNG

Treffen, auf dem führende, mit genauen Instruktionen entsandte Vertreter der einzelnen Orte über die Politik des Bundes beraten und entscheiden; eingeladen und stimmberechtigt sind dabei teils auch die Zugewandten Orte.

1515
Söldner

MARIG

Die Eidgenossen gelten als die besten Soldaten ihrer Zeit: Im September 1515 kämpfen
Die 13 verbündeten Orte wollen sich einen Platz unter den Großmächten Europas sichern. Nach dem



DIE SCHLACHT VON NANNO

sie unweit von Mailand mit den Franzosen um die Herrschaft über das gleichnamige Herzogtum.

ersten Tag der Schlacht wännen sie sich bereits als Sieger. Doch es kommt anders



GEFÜRCHTET sind die Schweizer Söldner mit ihren
Spießen und Hellebarden. Ihrem Ansturm im »Gewalt-
haufen« ist lange Zeit kaum eine Armee gewachsen



TEXT: *Johannes Strempel*

Es ist schon beinahe Mitternacht, als auch das Licht des Mondes nicht mehr zum Kämpfen reicht und sich gnädige Schwärze legt über die Lebenden wie die Toten.

So ineinander verkeilt stehen die beiden Heere auf der Ebene vor Mailand, dass die meisten Soldaten sich einfach an Ort und Stelle fallen lassen, die Waffe in der Hand, um auszuruhen. Sieben Stunden lang haben die Schweizer und ihre französischen Gegner einander ohne Pause erschlagen, erschossen und erstochen, Tausende sind tot.

Die Nachtluft ist erfüllt von dem Stöhnen der verwundeten Kämpfer und dem Schnauben ihrer blutenden Pferde, vom Gestank aus Eingeweiden, von Pech und Pulverdampf. Wundärzte knien bei den Verstümmelten, Feldprediger spenden den Sterbenden Trost, Hörner tönen, um die Versprengten zu sammeln.

Aufseiten der Eidgenossen liegen Züricher neben Luzernern, Basler neben Appenzellern, Unterwaldner neben Bündnern. Alle haben Hunger und Durst, jeder friert in dieser kalten Nacht nach einem ungewöhnlich heißen Herbsttag. Doch wegen der Nähe des Feindes wagen sie es nicht, Feuer zu machen.

Es ist Donnerstag, der 13. September 1515. Der erste Tag der Schlacht von Marignano, in der die verbündeten Orte und Frankreich um die Herrschaft über das Herzogtum Mailand ringen und die man einmal „Schlacht der Riesen“ nennen wird.

30 000 Eidgenossen sind ins Feld gezogen – niemals zuvor (oder danach) hat die Welt eine größere Schweizer Armee gesehen. Die Franzosen haben sogar eine Streitmacht von 45 000 Männern aufgeboten, angeführt von ihrem König Franz I., 21 Jahre jung, der seiner Mutter bald schreiben wird, „dass es nicht möglich ist, mit größerer Kampfeslust und entschlossener anzupacken, als die Schweizer es taten“.

SPÄTESTENS AB DEM 16. Lebensjahr ist jeder männliche Eidgenosse wehrpflichtig – und dafür verantwortlich, Rüstung und Waffen instandzuhalten

Wohl wahr: Für ihren Todesmut und ihren Kampfegeist sind die Eidgenossen europaweit so berühmt wie gefürchtet. Ihre Truppen gelten als fast unbesiegbar.

So ist die Schlacht von Marignano der Höhepunkt einer der erstaunlichsten Epochen der frühen Schweizer Geschichte. Einer Zeit des Ehrgeizes, vielleicht des Größenwahns, in der es so aussieht, als könnte die kleine, aus zunächst zwölf, dann 13 verbündeten Stadt- und Ländern bestehende Eidgenossenschaft tatsächlich aufsteigen in die Riege der europäischen Großmächte. Und dies vor allem dank der überwältigenden Stärke ihrer Soldaten, die mit einer neuen Angriffstaktik die überkommene Schlachtordnung des Mittelalters revolutioniert haben und damit seit 200 Jahren so gut wie ungeschlagen sind.

Dabei kämpfen diese Truppen meist gar nicht für die verbündeten Orte selbst, sondern töten und sterben für Geld – als Söldner in fremden Heeren.

Auf der Ebene von Marignano aber streiten die Eidgenossen nun in eigener Sache. Und zwar ausgerechnet gegen Frankreich. Jene Nation, die in der Vergangenheit häufiger als jede andere Söldner aus den Schweizer Alpen für ihre Armeen angeworben hat.

Quellen, die von Schweizer Soldaten in ausländischen Diensten berichten, reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Mal sind es Einzelne, die sich von durchziehenden Armeeverbänden rekrutieren lassen, mal schließen die „Orte“ oder gar die gesamte Eidgenossenschaft Verträge über Truppenkontingente mit anderen Mächten ab.

Die meisten und besten „Reisläufer“, wie die Söldner bald genannt werden (von „Reise“ im Sinne von Kriegsfahrt und „Läufer“, das sich auf ihre Funktion als Fußsoldaten bezieht), rekrutieren sich dabei aus der Inner- und Oberrheinischen Schweiz. Einer Gebirgslandschaft, in der es „schwarze Wälder voller scharfer Steine“ gibt und Täler „von großer Rauheit, mit überscharfen Felsen und dornreichen Hügeln“, wie es in der „Beschreibung der Eidgenossen“ aus dem Jahr 1479 heißt. Das Land sei unmöglich zu erobern, schreibt der Verfasser, ein einheimischer Mönch, weil die Bewohner zu den „Schärfsten im Krieg“ gehörten. „Wut und Zorn führen ihre Waffen. Sie ernähren sich von Kühen.“

EIN LANDSKNECHT STÜTZT sich auf seine Hellebarde. Vor allem die Eidgenossen nutzen diese Waffe – halb Dolch, halb Beil – im Nahkampf



Bereits im 12. Jahrhundert hatten die Innerschweizer den Schwerpunkt ihrer Landwirtschaft vom Ackerbau auf die Viehzucht verlegt. Dank der proteinreichen Ernährung aus Milch, Käse und Fleisch, so vermuten einige Forscher heute, sind sie seitdem kräftiger geworden und größer als ihre Nachbarn. Und anders als die Ackerbauern in den flacheren Gegenden der Schweiz oder die Städter wachsen viele Innerschweizer in einer archaischen Hirtenkultur auf, voller Auseinandersetzungen um Weiderechte und Viehdiebstahl, geprägt von Blutrache und Fehden.

Die Männer gehen zur Jagd und messen sich zum Zeitvertreib beim „Steinstoßen“ mit fast 30 Kilogramm schweren Felsbrocken oder beim „Schwingen“, einer Art Freistilringen. Wegen der besseren Nahrung wächst die Bevölkerung, gleichzeitig bietet die Weidewirtschaft nur wenigen Menschen Arbeit. Es sind diese jungen Innerschweizer Männer, ohne Verdienst und daher oft auch ohne Familie und Perspektive, kampferprobt und aggressiv, die den Kern der Söldnertruppen bilden.

Kriegsbereit sind jedoch alle Eidgenossen. Während die Bauern und Bürger anderer Mächte höchstens ausnahmsweise und im Verteidigungsfall zu den Waffen gerufen werden, ist die Gesamtheit der Schweizer Männer ab dem 14., mancherorts ab dem 16. Lebensjahr wehrpflichtig. In „Harnisch-Ordnungen“ wird jeder angewie-

sen, „einen eigenen Helm, einen Brustharnisch, eiserne Handschuhe und gute Waffen“ im Haus aufzubewahren. Sie zu verkaufen oder zu verpfänden ist verboten.



Vor allem aber durch die jahrhundertelangen Auseinandersetzungen mit den Habsburgern – beginnend mit der Schlacht am Morgarten im Jahr 1315 (siehe Seite 22) – hat sich über die Generationen eine Kriegermentalität bei den Eidgenossen herausgebildet, wie sie sonst wohl nirgends in Europa zu finden ist. „Feldsucht“ hat ein moderner Historiker diese permanente Lust am Krieg einmal genannt, der die Schweiz zahlreiche Gebietsgewinne verdankt, oft auf Kosten der Habsburger.

Die Konflikte mit dem mächtigen Fürstengeschlecht sind auch der Auslöser dafür, dass die Eidgenossen eine neue Kriegstaktik entwickeln: „Weil sie arm sind, aber



DER TOD

IST IHR GESCHÄFT

frei leben wollten“, so notiert ein Politiker aus Florenz, seien die Schweizer gezwungen gewesen, eine eigene Kampftechnik zu erfinden, um „gegen die Ambitionen der deutschen Fürsten zu kämpfen, die reich sind und sich eine Kavallerie leisten konnten“. Deshalb „wählten sie den Speiß als ihre wichtigste Waffe, weil sie damit nicht nur dem Anprall eines Ritters widerstehen, sondern ihn sogar bezwingen konnten“. Der Name des Politikers ist Niccolò Machiavelli. Nach seinem Tod werden seine Schriften zur Staatstheorie ihn weltberühmt machen.

Lange beherrschten Ritter die Schlachtfelder Europas – gepanzerte Edelmänner zu Pferd, ausgestattet mit Schild, Schwert und Lanze. Fußsoldaten spielten hingegen nur eine Nebenrolle. Die Eidgenossen setzen dieser stählernen Kavallerie nun den „Gewalthaufen“ entgegen.

Dabei nehmen Fußsoldaten in einem Viereck von 50 Metern Kantenlänge Aufstellung. Wenn ein Ritterheer

gegen diese Phalanx anreitet, richten die Soldaten der drei vorderen Reihen und jene an den Flanken ihre fünf Meter langen Speiße aus stabilem Eschenholz auf und verankern das Ende im Boden. Für die feindliche Kavallerie ein unüberwindliches Hindernis.

„Mochte sich die Reiterei noch so anstrengen“, berichtet ein Chronist von einer Schlacht im Jahr 1499, „es gelang ihr nicht, die dicht geschlossenen, mit langen Speißen bewehrten Reihen der Eidgenossen zu durchbrechen.“

Oft greift der Gewalthaufen den Kontrahenten auch direkt an, im Sturm mit hohem Tempo, um den Gegner zu überrennen. Irgendwann dann öffnen die Speißträger die Formation, und die Krieger im Inneren des Haufens stürzen sich im Nahkampf auf den Feind.

Ihre bevorzugte Waffe ist die Hellebarde: ein scharfes Beil mit Haken, mit dem die Angreifer die Ritter vom Pferd reißen, ihre Rüstung aufschlitzen, Helme und Köpfe

OHNE HELM werfen sich die todesmutigen Schweizer der französischen Reiterei bei Marignano entgegen. Jeder kennt seinen Platz im Kampf, Disziplin ist oberstes Gebot





spalten. Da sie mit zwei Händen geführt wird, kann ihr Besitzer keinen Schild tragen. Aber das ist den Eidgenossen nur recht, die ohnehin bloß an die Offensive denken und meist auch auf Helm und Harnisch verzichten.

Diese Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Sicherheit irritiert die Gegner nur noch mehr. Entsetzte Zeugen schildern den kollektiven Wahnsinn, in den die Schweizer Angreifer verfallen, wenn sie sich auf ihre Gegner stürzen. Ein italienischer Chronist etwa beobachtet im Jahr 1422, wie die Eidgenossen ein Ritterheer angreifen. Zu dieser Zeit haben sie die Taktik des Langspießes noch nicht erfunden. Deshalb ducken die Krieger sich „mit ihren Leibern unter die Pferde, stoßen ihnen das Schwert zwischen die Rippen und erschlagen die heruntergleitenden Ritter. Ja, zuweilen umfassen sie die Beine der Pferde und reißen Ross und Reiter zugleich zu Boden.“

Gleichzeitig kann die Taktik des Gewalthaufens nur gelingen, wenn die Soldaten äußerste Disziplin wahren und die Reihen geschlossen halten, egal wie viele Kameraden neben ihnen zu Boden gehen. Nur im Kollektiv arbeitet der Haufen wie eine Maschine. Deshalb kämpfen die Schweizer, auch wenn sie Solddienste in fremden Heeren leisten, fast immer im heimischen Verband: Urner neben Urnern, Züricher neben Zürichern. Bruder, Vater, Freund aus Kindertagen – Männer, die sich blind vertrauen und füreinander zu sterben bereit sind.

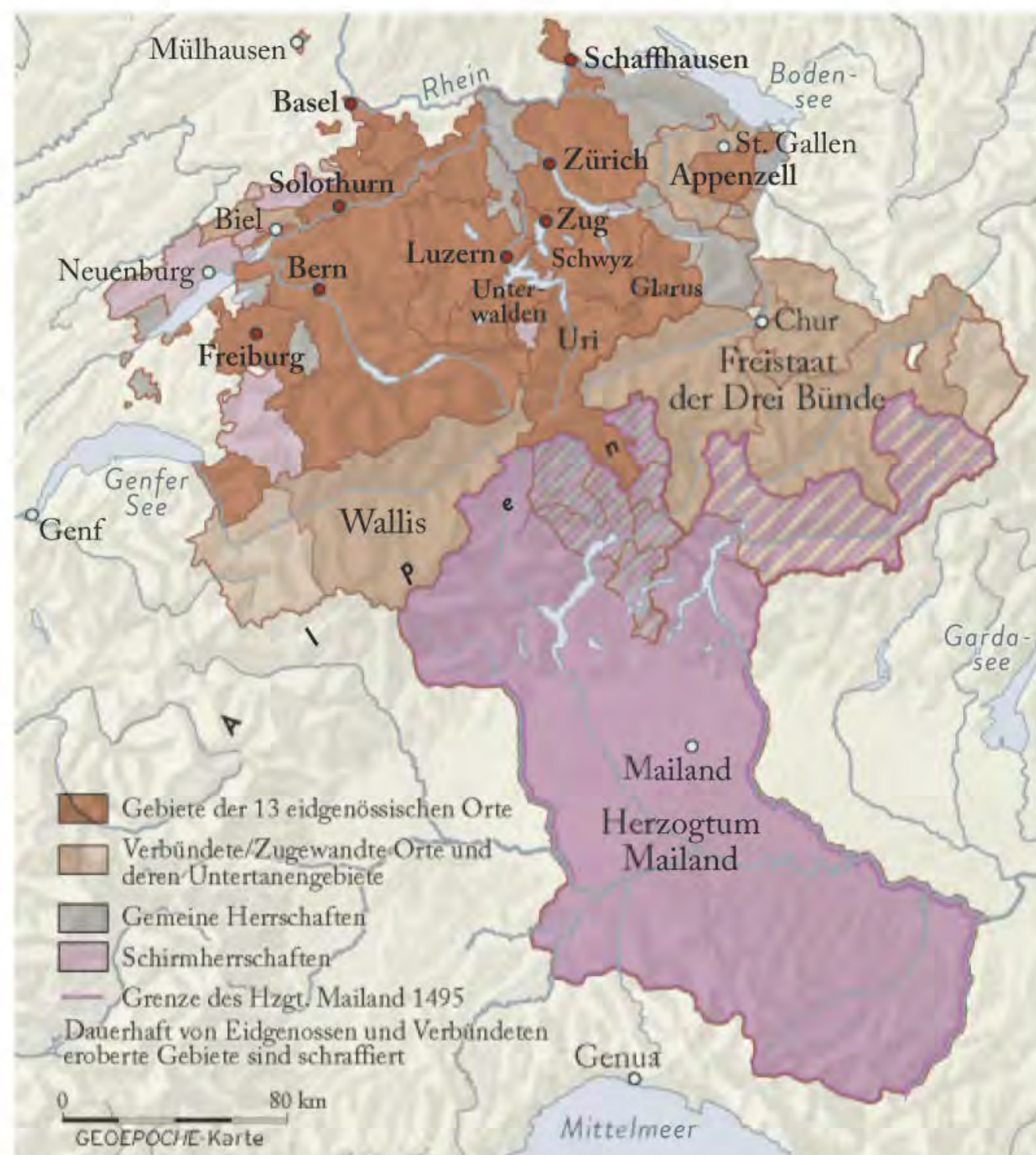
Im Extrem findet sich diese Opferbereitschaft in der Vorhut der Truppen, dem sogenannten „verlorenen Haufen“. Halbe Knaben von 14 bis 16 Jahren, die noch vor dem Gewalthaufen gegen die feindlichen Reihen stürmen. Viele sterben im Geschützfeuer. Dennoch ist es die größte Ehre, zu den „Verlorenen“ zu zählen, eine weiße Feder am Hut zeichnet die Jungen vor den anderen Kämpfern aus.

Alle Eidgenossen im Feld sind am „Schweizer Kreuz“ zu erkennen, einem Emblem aus weißem Stoff, das sie sich ans Hemd nähen, als Zeichen ihres tiefen christlichen Glaubens. Die Männer beten vor jedem Kampf. Auf dem Schlachtfeld kniend und mit weit ausgebreiteten Armen sprechen sie laut fünf Vaterunser, fünf Ave Maria. Selbst wenn neben ihnen schon Kanonenkugeln einschlagen.

Gefangene machen die Eidgenossen grundsätzlich nicht, jeder wird getötet. Die Leichen plündern sie bis zu Hemd und Hose und lassen sie nackt liegen.

Beuteverzeichnisse belegen, dass die Schweizer nach einem Sieg oder einer Eroberung mitnehmen, was sie tragen können: Türschlösser, Wagenräder, Kinderwin-

EIN LANDSKNECHT lädt seine Büchse. Den Kampf bei Marignano können die Franzosen erst mithilfe ihrer Artillerie für sich entscheiden



DIE HERRSCHAFT der Eidgenossenschaft über das Herzogtum Mailand, ein Gebiet größer als das Territorium der 13 verbündeten Orte selbst, währt nur drei Jahre. Nach ihrer Niederlage bei Marignano 1515 fällt Mailand wieder an Frankreich. Doch der Friedensschluss mit Paris ist milde: Der spätere Kanton Tessin bleibt bei der Eidgenossenschaft

deln, Rosenkränze, Fensterscheiben. Frauen hacken sie die Finger ab, um an die Eheringe zu gelangen. Mitunter, so berichten Chronisten, schneiden sie den Toten auf dem Schlachtfeld gar das Bauchfett aus den Körpern – menschliches, zerlassenes Fett erzielt hohe Preise als Potenzmittel und Arznei gegen Gliederschmerzen.

S

So ist es denn auch die Hoffnung auf reiche Beute, die die Schweizer Männer trotz der Grauen des Krieges immer wieder auf die Schlachtfelder Europas zieht. Abenteuerlust mag eine Rolle spielen oder der Sog in die Fremde mit ihren Versuchungen und exotischen Sitten. Vor allem aber ist es das Geld: Mit Sold und Beute kann aus einem vormals armen Bergbauern oder Handwerker ein reicher Mann werden. Ein Söldner etwa, der Sohn eines Berner Ledermachers, vermehrt den Nachlass seines Vaters im

Laufe seines Lebens um das 26-Fache. Für solche Summen sind die Eidgenossen bereit, zu Markte zu tragen, was sie haben: ihre Kraft, ihren Mut, ihr Leben.

Auf Kämpfer dieser Art also vertraut der König von Frankreich, als er 1494 in Italien einmarschiert und damit einen Konflikt auslöst, den Historiker später die „Italienischen Kriege“ taufen werden. 65 Jahre, in denen sich mehrere europäische Mächte in einer verwirrenden Auseinandersetzung mit ständig wechselnden Allianzen um die Vorherrschaft über das in zahlreiche Kleinstaaten zersplitterte Land im Süden streiten: Italien, das dank seiner Handelszentren wie etwa Venedig und Mailand, seiner Handwerkskunst und seiner fruchtbaren Ackerböden zwar unendlich reich ist, aber gleichzeitig zu schwach, um sich wirksam zu verteidigen.

Zumal gegen eine Zentralmacht wie Frankreich, dessen König über die beste Armee der Zeit verfügt: modernste Kanonen, Ritter und eine Infanterie, deren Kern 10 000 eidgenössische Söldner bilden. Mit diesem Heer zerschmettert der Feldherr auf seinem Weg nach Süden allen Widerstand und zieht am 31. Dezember 1494 im Triumph in Rom ein.

Ein Chronist zeigt sich besonders beeindruckt vom Anblick der Schweizer: „Alle trugen buntfarbige, kurze Tracht, welche jedes Glied hervortreten ließ. Die

Stärksten ragten, durch Federbüsche auf den Hüten ausgezeichnet, über die Übrigen empor. Ihre Waffen waren Schwerter und lange Spieße aus Eschenholz mit vorne angeheftetem schmalem Eisen.“

Während dieses Feldzugs machen viele Italiener zum ersten Mal Bekanntschaft mit den Schweizer Söldnern. Immer wieder ist bei den Zeitzeugen Bewunderung zu spüren für die Disziplin der Eidgenossen, ihre Kraft und Körpergröße. Gleichzeitig stößt die Beobachter ab, dass sie offenbar allein des Soldes wegen kämpfen.

Tatsächlich scheinen die Schweizer immer demjenigen Herrn zu dienen, der gerade am meisten zahlt. Weil die Nachfrage nach den Kämpfern während der Italienischen Kriege auf allen Seiten steigt und die eidgenössischen Orte sich kaum über ihre Soldallianzen abstimmen, kommt es, wie es kommen musste: Im Frühjahr 1500 stehen 10 000 Schweizer im Dienst Frankreichs vor der

norditalienischen Stadt Novara, in der sich 10 000 Schweizer im Dienst des Herzogs von Mailand verschanzt halten. Im letzten Moment können Unterhändler verhindern, dass Eidgenossen Eidgenossen niedermetzeln.

Das Geschäft mit der Gewalt wird zur Bedrohung der Einheit des Bundes. Seit sich die tödliche Effizienz der Schweizer Krieger in Europa herumgesprochen hat, drängen sich Gesandte des Kaisers und der Könige, Agenten aus Lothringen, Savoyen, Mailand in den Amtsstuben der einzelnen Stadt- und Länderorte und überbieten einander an Offerten.

Werber reisen eigenmächtig über Land und sprechen Bauern auf dem Felde an, verführen junge Männer bei Treffen in den Gasthäusern mit Wein, gutem Essen, Frauen. Historiker werden berechnen, dass im 15. Jahrhundert bis zu 100 000 Eidgenossen europäischen Kriegsherren dienen, im 16. Jahrhundert sind es schon 400 000.

SCHWEIZER SÖLDNER dienen noch lange den Großen und Mächtigen Europas, etwa dem König von Frankreich und – wie hier – dem Heiligen Vater



DER PAPST

ZÄHLT AUF DIE SCHWEIZER

Der Preis dafür aber ist hoch. Tausende Schweizer sterben in der Fremde. Und wer überlebt, kehrt oft als Invalide in die Heimat zurück. Andere enden im Wahnsinn oder als Mörder am Galgen. Immer mehr Stimmen in der Eidgenossenschaft beklagen zudem die Korruption, die mit den Soldallianzen einhergeht, die Habgier. „Einfalt, Mäßigung, Zucht und Scham gingen verloren“, schreibt ein Berner Chronist um 1500.

Auch die Tagsatzung – die Versammlung von Abgesandten aller eidgenössischen Orte und das einzige politische Gremium des Bundes – sieht die Gefahr, „dass wir des Eigennutzes wegen einander hassen“. Ja, dass das ganze Bündnissystem auseinanderbrechen könnte! Und so beschließt sie im Jahr 1503 den „Pensionenbrief“, der das ungezügelte Treiben beenden soll.

„Pensionen“ sind künftig verboten, also jene jährlichen, meist vertraulichen Zahlungen an eidgenössische Eliten, seien es Amtsleute, Ratsherren oder private Soldunternehmer, mit denen sich ausländische Herrscher deren Hilfe beim Ausheben von Truppen erkaufen.

Ebenso untersagt die Versammlung das „freie Reislaufen“: Freie Reisläufer sind Männer, die unabhängig von der Bündnispolitik ihres Ortes für jenen Potentaten kämpfen, der am besten bezahlt. In Zukunft sollen nur noch nach Mehrheitsbeschluss der Tagsatzung Truppenkontingente für fremde Herrscher in den Krieg ziehen.

Allerdings sind diejenigen, die den neuen Erlass umsetzen müssten – die Politiker und einflussreichen Familien – auch diejenigen, die bisher von den Pensionen profitiert haben. Deshalb ändert sich in der Praxis wenig.

Doch außenpolitisch vollzieht die Tagsatzung nun einen riskanten Schwenk. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat die Eidgenossenschaft regelmäßig Soldallianzen mit Frankreich geschlossen. Keinem Land hat sie mehr Truppen zur Verfügung gestellt. Als aber 1509 die planmäßige Verlängerung des Bündnisses mit Paris ansteht, lässt die Tagsatzung die Frist verstreichen. Ein neuer Machthaber buhlt um ihre Gunst: der Papst.

Schon vier Jahre zuvor hat Julius II. Kontakt mit den Eidgenossen aufgenommen, um eine Garde zu seinem persönlichen Schutz anzuwerben. Schweizer Soldaten als Leibwächter kommen gerade in Mode: Der französische

König leistet sich an seinem Hof eine Wachmannschaft der „Hundertschweizer“, andere Herrscher ziehen nach. Dem eitlen Papst ist vor allem wichtig, dass seine Elitetruppe die des französischen Königs an Zahl übertrifft: Im Januar 1506 findet sich eine Schweizergarde von 150 Mann in Rom ein.

D

Doch Julius II. hat noch viel weiter reichende Pläne. Mit Hilfe von Söldnern aus der Eidgenossenschaft will er die Franzosen aus Norditalien vertreiben und die Macht des Kirchenstaates ausdehnen. Über die Vermittlung eines ehrgeizigen Schweizer Bischofs gelingt es ihm, ein Soldbündnis mit der Tagsatzung zu schließen: Das Gremium stellt ihm Soldaten in Aussicht, außerdem verpflichtet sich die Eidgenossenschaft, kein Bündnis mit einer anderen Macht einzugehen – vor allem nicht mit Frankreich.

Zu viele Schweizer sind während der Italienischen Kriege im Dienst des französischen Königs schon gestorben, um an der Allianz festzuhalten. Außerdem lässt sich der Herrscher beim Bezahlen des fälligen Soldgelds Zeit – für die stolzen Eidgenossen eine Verletzung ihrer Ehre.

Andererseits schmeichelt ihnen das Werben des Papstes. Denn viele in Europa halten die Schweizer für schlechte Christen, weil ihre Gemeinschaft ohne Fürsten auskommt – ein Verstoß gegen die göttliche Ständeordnung. Wegen ihrer Grausamkeit im Krieg erscheinen sie manchen sogar ruchloser als die muslimischen Türken. Das Bündnis mit Julius II. macht die Eidgenossen nun zu offiziellen Verteidigern des Kirchenstaats.

Im Jahr 1511 schmiedet der Papst ein militärisches Bündnis gegen Frankreich, dem neben Venedig und Spanien bald auch der englische König und der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches aus dem Hause Habsburg

LITERATURTIPPS

MARKUS SOMM

» Marignano – Warum
die Schweiz keine
Großmacht wurde«

Die Schlacht, ihre
Vorgeschichte und die
Auswirkungen (Stämpfli).

WALTER SCHAUFELBERGER

»Marignano«
Die militärhistorische Sicht
(Huber).

angehören. Die Eidgenossen treten der „Heiligen Liga“ nicht offiziell bei, stellen aber gemäß dem Abkommen mit dem Papst das stärkste militärische Kontingent.

Doch anfangs kann das Bündnis nichts gegen die Franzosen ausrichten. Erst als die bisher noch nicht eingesetzten Schweizer über die Alpenpässe nach Norditalien einmarschieren, gelingt ihnen im Alleingang, was die Großmächte bisher nicht vermocht haben.

In Verlauf von nur drei Wochen erobern sie das gesamte Herzogtum Mailand (in etwa die heutige Lombardei) und vertreiben die Franzosen aus Italien. Der Papst verleiht ihnen den Titel „Beschützer der Freiheit der Kirche“, der sonst nur an Könige vergeben wird. Und schickt außerdem an jeden Ort sein Banner mit den zwei gekreuzten Schlüsseln darauf.

Nun plötzlich wandelt sich die Haltung der Eidgenossen zu Kampf und Krieg. Es ist ihnen nicht mehr genug, „dreinzuschlagen, Geld einzunehmen und wieder nach Hause zu gehen“, wie ein Politiker schreibt.

Wohl beflügelt vom Pakt mit dem Papst, erfüllt von Sendungsbewusstsein und Ehrgeiz, entschließt sich der Bund zum ersten Mal zur Großmachtpolitik in eigener Sache: Die Schweizer erklären die Lombardei – wegen der Handelsmetropole Mailand eine der reichsten Regionen Europas – zu ihrem Protektorat. Als Herzog setzen sie einen ihnen genehmen Herrscher ein und stationieren Besatzungstruppen im Mailänder Schloss.

Der Papst, der Kaiser und die anderen Mitglieder der Heiligen Liga hatten zwar durchaus ihre eigenen Pläne mit der Lombardei. Aber sie fügen sich den Schweizern, die einerseits im Solddienst der Liga stehen, andererseits ja allein die Franzosen besiegt haben.

Machiavelli sieht die Eidgenossenschaft schon an der Schwelle zur Großmacht und zeigt sich in seinen Briefen überzeugt, dass die Schweizer im Begriff und in der Lage seien, ganz Italien zu erobern. Auf die Frage, ob man sie mehr oder weniger fürchten müsse, schreibt er: „Ich urteile, sie seien außerordentlich zu fürchten.“ Doch diesmal täuscht sich der Florentiner. Die Eidgenossen mögen militärisch stark sein, politisch sind sie schwach.

Anfang 1515 wird in Frankreich ein neuer König gekrönt. Und der junge Franz I. ist entschlossen, Mailand zurückzugewinnen.

Bereits im Frühjahr 1515 zieht sein riesiges Heer über die Alpen, strömen die Franzosen in die Lombardei ein, zunächst ohne dort auf Widerstand zu stoßen. Nun nimmt Franz I. Verhandlungen mit Vertretern der Eid-

genossen auf. Der König kennt den wunden Punkt der Schweizer – die Liebe zum Geld – und bietet kaum vorstellbare Summen für den Verzicht auf Mailand.

Innerhalb kürzester Zeit zeigt sich, warum die Eidgenossenschaft nicht zur Großmacht taugt: Statt Zusammenhalt und Einheit regieren regionale Eigeninteressen. Zwar stimmt zunächst eine Mehrheit für das Angebot Frankreichs, doch nach Abschluss des Abkommens handeln die Beteiligten auf eigene Faust: Bern, Freiburg, Solothurn, Biel und das Wallis, denen ohnehin wenig an Italien gelegen ist, ziehen ihre 10 000 Mann umgehend ab. Andere, Zürich und Zug etwa, verharren zögerlich in Mailand, die Inner-schweizer Orte Uri und Schwyz dagegen sind entschlossen, den Vertrag zu ignorieren und zu kämpfen.

Im Spätsommer 1515 erreicht das französische Heer die Ebene von Mailand und schlägt sein Lager an einem kleinen Ort zehn Kilometer südöstlich der Stadt auf: in Marignano.



Am 13. September halten die Anführer der Schweizer Truppenkontingente Kriegsrat im Mailänder Schloss. Plötzlich dringt von der Straße der Lärm klirrender Waffen und schnaubender Pferde zu ihnen. Im nächsten Moment stürmt ein Bote in den Saal und berichtet, dass die Schlacht mit den Franzosen bereits begonnen habe.

Später wird sich herausstellen, dass die vermeintliche Schlacht nur ein kleines Scharmützel vor den Toren der Stadt ist, doch in der aufgeheizten Atmosphäre reicht die Nachricht, um den Kampfgeist der Schweizer zu wecken. Bald darauf stürmen die eidgenössischen Truppen aus der Stadt gegen das Lager der Franzosen. Die Schlacht von Marignano beginnt um vier Uhr nachmittags, ohne Befehl, sondern erzwungen durch kriegswütige Soldaten.

Im dichten Haufen und unter Jubelgebrüll, mit erhobenen Speissen und Hellebarden, stürmen die Schweizer los. Nicht das Kugelgewitter von 6000 französischen Büchsen achtend, nicht die Gefallenen vor ihnen, überwinden sie die Bewässerungskanäle, Gräben und Hecken

der Ackerlandschaft und verbeißen sich im Kampf Mann gegen Mann mit dem Feind.

Ein Hauen und Stechen ohne Gnade, das erst wegen der zunehmenden Dunkelheit ein Ende findet. Die Franzosen scheinen geschlagen. Noch in der Nacht schicken die Schweizer Boten in die Heimat, um den Sieg zu melden. Drei Tage später, nach deren Ankunft, werden dort von den Kirchtürmen die Freudenglocken läuten.

Allerdings zu früh. Denn die Franzosen fassen im Schutze der Dunkelheit frischen Mut, errichten Befestigungen, graben sich ein, vor allem aber stellen sie ihre zuvor zu hoch platzierten Geschütze besser auf.

Als die Schweizer nach Sonnenaufgang erneut angreifen, rennen sie in ihr Verderben. Die Kanonen der Franzosen zerfetzen die anstürmenden Krieger. „Es schien, Himmel und Erde würden auseinanderbrechen“, wird sich ein Eidgenosse später erinnern.

Irgendwann im Lauf des Morgens trifft auch noch die Kavallerie der Republik Venedig auf dem Schlachtfeld ein, inzwischen Verbündete der Franzosen, und haut tödliche Breschen in die Formationen der Schweizer.

Es ist vorbei. Ein Offizier ordnet den Rückzug an. Die Schweizer retten sich nach Mailand, und Franz I. lässt sie ziehen. Vielleicht aus Respekt, eher aber aus Kalkül.

Schätzungsweise 15 000 Soldaten sind während der „Schlacht der Riesen“ in Marignano gestorben, wohl zwei Drittel davon Schweizer. Noch nie hat die Eidgenossenschaft einen solchen Blutzoll zahlen müssen.

Wahrscheinlich haben sie die Zeichen der Zeit nicht erkannt. So wie der Gewalthaufen die Ritterheere des Mittelalters ablöste, dämert nun eine neue Epoche der Kriegsführung heran. Allein mit todesmutigen Fußsoldaten ist keine Schlacht mehr zu gewinnen. Vor allem nicht, seit es die neuen Feuerwaffen gibt, die die Schweizer bisher eher gering geachtet haben.

Gerade einmal acht Kanonen haben sie in Marignano aufgefahren, aufseiten der Franzosen waren es 74. Die Zukunft gehört der Taktik der „verbundenen Waffen“, dem klugen Zusammenspiel aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie.

In Zürich, Luzern und weiteren Städten kommt es nach der verheerenden Niederlage bei Mailand zu Unruhen. Die Menschen haben genug von den Soldunternehmern, die sich am Krieg bereichern und dafür ihre Mitbürger in den Tod schicken.

Unter den Protestierenden ist auch ein Pfarrer, der in Marignano als Feldprediger die Grauen der Schlacht erlebt hat. „Metzger“ seien

die Pensionsherren, „die die Söldner wie Vieh auf die Schlachtbank führen“, schimpft er. Sein Name ist Ulrich Zwingli, wenige Jahre später wird er in Zürich die Reformation auslösen (siehe Seite 40).

Zwar gibt es zunächst noch einzelne Stimmen, die Mailand zurückerobern wollen, aber die meisten Eidgenossen sind des Krieges müde. Am 29. November 1516 schließen alle Orte einstimmig einen „Ewigen Frieden“ mit Frankreich, der auf unbestimmte Zeit gelten soll.

Der Sieger kaufe hier vom Verlierer den Frieden, schreibt ein Chronist dazu. Und tatsächlich: Franz I. gibt sich äußerst maßvoll. Nicht nur zahlt er den Eidgenossen eine ungeheure Menge Geld dafür, dass sie alle Ansprüche auf Mailand und die Lombardei aufgeben, sie dürfen sogar einige italienische Gebiete behalten (aus denen der spätere Kanton Tessin erwächst).

Frankreich will sich die Schweizer offenbar gewogen halten, und tatsächlich schließen beide Länder 1521 ein neues Soldbündnis. Als Infanterie eines modernen Heeres bleiben die Eidgenossen begehrt.

Das Geschäft mit dem Krieg geht also weiter, doch nun regelt allein die Tagsatzung den Zufluss der Kontingente, die sich aus disziplinierten Soldaten zusammensetzen und von erfahrenen Kommandanten geführt werden.

Die auf ausgedehnte Gebietsgewinne ausgerichtete Expansion der Eidgenossenschaft jedoch ist beendet. Es ist wohl auch eine Einsicht in die eigenen Grenzen: Um

eine Großmacht zu sein, müsste sie sich eine zentrale Regierung geben, am besten einen Fürsten, der das Land beherrscht. Doch ihre Freiheit ist den mittlerweile 13 Orten wichtiger.

Und mit den Jahren wird aus einer unausgesprochenen Haltung ein eherner Grundsatz. Der Verzicht auf gewaltsame Expansion verwandelt sich allmählich in ein Bekenntnis zu einer umfassenden Neutralität. Das einst kriegerrischste Volk Europas gibt das Kriegführen auf: Nie wieder wird die Schweiz einem Offensivbündnis beitreten oder ein anderes Land angreifen.

Die Reformation fördert diesen Kurs. Als sich während des Dreißigjährigen Krieges um Glauben und Macht halb Europa bekämpft, ergreifen die in unterschiedliche konfessionelle Lager gespaltenen Eidgenossen keine Partei.

Und schließlich erkennen die anderen Nationen die „immerwährende Neutralität“ der Eidgenossen, wie es dann heißen wird, offiziell an: im Jahr 1815, auf dem Wiener Kongress nach dem Ende der Napoleonischen Kriege. ◇

IN KÜRZE

Das Jahrhundert während Ringen der Eidgenossen mit den benachbarten Fürstentümern um Macht und Einfluss hat eine Kriegermentalität in dem werdenden Alpenstaat entstehen lassen, die in Europa ihresgleichen sucht: Ihre mit Speissen bewehrten Söldner zer schlagen jedes Ritterheer, gelten als nahezu unsiegbar. Und so wird der Verleih von Soldaten für die verbündeten Orte ein mehr als einträgliches Geschäft.

1522

Reformation



ALLE ÜBERLIEFERTEN

Porträts des Reformators
Ulrich Zwingli entstehen erst
nach dessen Tod – auch
dieses Gemälde des Schweizer
Künstlers Hans Asper aus
dem Jahr 1549

VORKÄMPFER

einer neuen

LEHRE

TEXT: Constanze Kindel
BUCHMALEREI: Heinrich Thomann

Der Sohn eines Bauern begehrt ab 1522 immer heftiger auf gegen die Missstände in der römisch-katholischen Kirche: Als Leutpriester in Zürich wird Ulrich Zwingli zu einem der bedeutendsten Vertreter der Reformation. Und bezahlt dafür schließlich mit dem Leben



VOR HUNDERTEN Zuhörern attackiert Zwingli im Januar 1523 im Züricher Ratssaal die Lehren der Kirche. Wie die folgenden Bilder stammt diese Darstellung aus einer um 1605 gefertigten Abschrift der Reformationschronik von Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger



PÄPSTLICHE GESANDTE in Zürich: Gegen die Prunksucht der römisch-katholischen Kirche und den Ablasshandel wettet Zwingli, aber auch gegen Gebote wie das Zölibat

G

ottes Werkzeug will er sein, ein Söldner im Dienste Christi, ein Prediger mit einer Stimme so laut, dass sie aus der Schweiz bis in den Apostolischen Palast auf dem Vatikanhügel dringt: „sodass man in des Papstes Lager in Rom meine Stimme nicht nur gut hört, sondern auch Angst davor hat, es mit mir zur offenen Schlacht kommen zu lassen“.

Nur wenige Jahre wird er brauchen, um den Lehren der römischen Kirche eine neue, eine reformierte Lehre gegenüberzustellen: Ulrich Zwingli, Bauernsohn aus der Grafschaft Toggenburg im heutigen Kanton St. Gallen.

Es gibt andere wie ihn, die in dieser Zeit aufbegehren gegen die Papstkirche und deren Vertreter. Andere, die wie er Erneuerung suchen und Befreiung, sich nur noch nach dem reinen, unverfälschten Evangelium richten wollen. Aber sein Aufbruch wird etwas ganz Besonderes erschaffen.

Am Ende werden ihn seine Überzeugungen das Leben kosten, Ulrich Zwingli (der sich selbst Huldrych nennt), Mann des Wortes, Mann der Widersprüche, der die Musik liebt und doch Gesang und Orgel aus dem Gottesdienst verbannt, weil die Aufmerksamkeit der Gemeinde allein dem Wort gelten soll. Der in flammenden Reden von der Kanzel gegen Kriegstreiberei und Söldnerwesen protestiert, um schließlich in einer Schlacht zu sterben, die er selbst heraufbeschworen hat.

Nicht ein Bild von ihm ist erhalten, das zu seinen Lebzeiten entstanden wäre. Vom großen Reformator Martin Luther aus Wittenberg, mit dem er in zahllosen

Schriften so heftig um die wahre Lehre gestritten hat, kennt die Welt gleich mehrere Porträts.

Luther zweifelt immer wieder, Zwingli hingegen nicht. Mit grenzenlosem Gottvertrauen geht er daran, nicht nur die Kirche von Grund auf zu erneuern, sondern gleich eine ganze Gesellschaft nach den Grundsätzen des Evangeliums neu zu ordnen, unbeirrbar, Seite an Seite mit der weltlichen Obrigkeit.

Geboren ist der Mann, mit dem die Reformation in der Eidgenossenschaft beginnen wird, nur knapp zwei Monate nach Luther, am Neujahrstag 1484, in Wildhaus am Fuß des Berges Säntis.

Ulrich Zwinglis Vater ist Bauer und Ammann, der Vorsteher der Gemeinde, die Familie gehört zu den wohlhabenderen im Ort. Eine Talschaft mit verstreuten Einzelhöfen, weltentlegen, der Einfluss von Kaiser oder König fern, auch wenn die Gegend zum Heiligen Römischen Reich gehört.

Ulrich muss ein begabtes Kind gewesen sein. Fünf seiner sieben Brüder bleiben als Bauern im Tal. Ihn aber geben die Eltern schon als Fünfjährigen zu einem verwandten Dekan, damit er eine erste Bildung erhält, dann besucht er Schulen in Basel und Bern.

Mit noch nicht ganz 15 Jahren beginnt er ein Studium der sogenannten sieben freien Künste, das er im Frühjahr 1506 abschließt. Allerdings nur, um gleich im Anschluss ein Studium der Theologie aufzunehmen. Doch schon wenige Monate später verlässt er die Universität und wird zum Priester geweiht.

Seine erste Pfarrstelle führt ihn im September 1506 in die Gemeinde Glarus. Als Leutpriester ist er hier für die Gläubigen vor Ort zuständig.

Zweimal begleitet Zwingli Söldner aus Glarus als Feldprediger bei Kriegszügen in Oberitalien, und im September 1515 wird er in der Lombardei Zeuge der vernichtenden Schlacht von Marignano (siehe Seite 28). Die Eidgenossen verlieren den Kampf um das Herzogtum Mailand gegen den französischen König, zurück bleiben Tausende Tote. Und ein Mann, dessen Welt ins Wanken geraten ist.

Von nun an wendet sich Zwingli entschieden gegen das Söldnerwesen, gegen das Kämpfen und Töten für Geld, von dem ganze Städte und Gemeinden in der



DIE CHORHERREN am Grossmünster in Zürich berufen Zwingli 1518 zum Leutpriester: Seine Predigten finden großen Zulauf – auch weil er sie auf Deutsch hält, nicht in Latein

Spring.

[illegible]

Sönnelichs Macht vund Kraft zwingt. Harep. Zieht an ein
Sönnelichs Vnterwelt. Jedermann ist wol. Insonderlich aber Lich-
t. grofsem Vnterwelt. Der Dant der das der Lich grofseft.
Vom der Lich grofsem vortfriben. Vomo vom Vnterwelt
wagner vortfriben. Guts aber sönnelich ein gebrüht. vund
vurde das ein gewisser zügang sein. In Vnterwelt vort-
Dreben. Dann Gott vort sönnelichs schenckelich
Vnterwelt gar mit Lich vort.

Wie die Päpstlichen Botten zu
Zürich lagend zu praticieren.



Die Königin
Gräfin von
Sachsen.
q. p. f. t. o. u. r. d. u. s.

Der Cardinal. von Vittoria. was getruend lernung zu
zu zierlich gelingen. zu dem Pair Linius vordrumb. 9
zu dem Aug. Antonius pueris. Lys. pistorius. vo
dem spast. Lous. dem 10. gefundt. Im die ficht quo
pfaft. pratibus anzuwisten. und die ficht quoffast.

Joan

Schweiz leben. Und beginnt gleichzeitig mehr und mehr zu zweifeln an den Lehren der römischen Kirche.

Um die Wende zum 16. Jahrhundert empören sich in der Eidgenossenschaft wie überall in Europa viele über sie und den Klerus. Humanistisch Gebildete und Gelehrte, aber auch städtische Handwerker protestieren gegen die schlechte Ausbildung der Geistlichen, deren Prunksucht und Laster. Gegen einen Papst, der Verbote erlässt, die in der Bibel nicht zu finden sind, und der das Heil käuflich macht mit teuren Seelenmessen für die Toten und mit Ablassbriefen, die unter anderem den Bau des Petersdoms in Rom finanzieren.

Auch Zwingli hat schon früh Priesterzölibat und Ablasshandel kritisiert. Später wird er schreiben, ein Gedicht habe ihn davon überzeugt, dass die Menschen vor Gott keinen anderen Mittler als Christus brauchen: Verse des Humanisten Erasmus von Rotterdam, in denen Jesus klagt, dass man nicht alles Gute bei ihm suche.

1516 habe er begonnen, auch das schreibt Zwingli später, das reine Evangelium zu predigen – ein Jahr vor Luthers Thesenanschlag in Wittenberg.

Am 11. Dezember 1518 wählen die Chorherren des Züricher Grossmünsters, der wichtigsten Kirche der Stadt, Zwingli zu ihrem neuen Leutpriester. Doch seine Berufung ist umstritten, Gerüchte über seinen Lebenswandel gehen um: Als junger Priester habe er ein geheimes Verhältnis zu einer Frau unterhalten, soll später zudem eine Barbierstochter geschwängert haben.

Kurz vor der Wahl sieht er sich daher gezwungen, seine Verfehlungen in einem Beichtbrief an einen der Chorherren zu bekennen. Das Bekenntnis der Reue überzeugt die Mehrheit des Gremiums.

Und so steht Zwingli am Neujahrstag 1519, seinem 35. Geburtstag, zum ersten Mal auf der Kanzel des Gross-

münsters. Nur die ersten Sätze spricht er auf Latein, dann predigt er auf Deutsch weiter, in alemannischem Dialekt. Jeden Tag legt er nun in der Messe das Matthäusevangelium aus. In seinem Gottesdienst soll die Bibel im Mittelpunkt stehen.

Z

ürich zählt zu dieser Zeit vielleicht 5000 Menschen, rund 50 000 verteilen sich auf die zugehörige Landschaft. Als freie Reichsstadt ist Zürich – wie auch fast alle der zwölf übrigen Stadt- und Länderorte im Bund der Eidgenossenschaft – nur dem römisch-deutschen König untertan. Die Regierung besteht aus zwei Bürgermeistern, die sich halbjährlich im Vorsitz abwechseln, dem rund 200 Bürger umfassenden Großen Rat und dem Kleinen Rat, der höchste Instanz in allen politischen Fragen und oberstes Gericht ist.

Der neue Leutpriester mischt sich ein, nennt das Söldnerwesen einen „Fleischhandel“ und klagt das Papsttum, das selbst unter den Eidgenossen Kämpfer anwirbt, als Ursprung aller Missstände an. Schon in seinen ersten Wochen in Zürich protestiert er von der Kanzel gegen das Geschäft mit dem Ablass und die Heiligenverehrung, Rom nennt er bald „die große Hure“.

Immer mehr Menschen kommen ins Grossmünster, um ihm zuzuhören. Besonders in den Handwerkszünften findet der Leutpriester Anhänger.

Der Ausbruch der Pest in der Stadt im August 1519 hält sein Drängen auf Veränderung vorübergehend auf. Zwingli erkrankt selbst an der Seuche, der ein erheblicher Teil der Einwohner Zürichs zum Opfer fällt. Doch er überlebt. Eine Frau aus der Nachbarschaft pflegt ihn gesund, Anna Reinhart, Witwe und Mutter von drei Kindern. Später wird Zwingli sie heiraten.

Anfang 1520 kann er die Predigt am Grossmünster wieder aufnehmen. Gut zwei Jahre ist es in diesem Winter her, dass Martin Luther seine 95 Thesen gegen den Ablasshandel in Umlauf gebracht hat. Ein Basler Buchdrucker verbreitet die Schriften des Theologen in der Eidgenossenschaft. Zwingli ist beeindruckt von dessen Werken, aber er geht seinen eigenen Weg.

Dabei lässt er sich durchaus von den gleichen Gedanken leiten, wie sie Luther formuliert hat: Nur durch Gottes Gnade findet der Mensch das Heil, beitragen kann er dazu nichts außer seinem Glauben. Gottes Wille aber offenbart sich allein durch die Heilige Schrift – die Papstkirche braucht es als Vermittler nicht.

Doch Zwingli fordert noch mehr: Gute Christen sollen ihr Leben in den Dienst ihrer Nächsten und der Gemeinschaft stellen.

Zwingli

PROVOZIERT

bewusst



GEISTLICHE entsagen vor dem Bürgermeister von Zürich ihren Pensionen. Zwingli droht die Eidgenossenschaft mit seiner strikten Lehre zu spalten, in Altgläubige und Reformierte

Auch wenn es keine guten Werke brauche, um die Gnade Gottes zu erlangen: „Ein Christ sein heißt nicht, von Christus schwätzen, sondern wandeln, wie Christus gewandelt ist!“

Von allen großen Kirchenreformatoren wird sich keiner so entschieden für politische und soziale Belange in Stadt und Land einsetzen wie Zwingli. Eine Provokation soll dafür sorgen, dass sich die staatliche und kirchliche Obrigkeit mit seinen Ideen auseinandersetzt.

Am 9. März 1522 sitzt Ulrich Zwingli zwischen anderen Gästen im Haus des Züricher Buchdruckers Christoph Froschauer. Es ist der erste Sonntag der Fastenzeit vor Ostern, der Verzehr von Fleisch 40 Tage lang streng verboten. Trotzdem lässt Froschauer eine Magd zwei Würste kochen, in Scheiben schneiden und seinen Gästen auftragen.

Zwingli schaut zu, wie die anderen speisen: Der Priester macht sich zum Zeugen eines Frevels. Das Fastenbrechen ist ein bewusster Verstoß gegen die Gebote der Kirche und auch gegen die städtische Ordnung.

Froschauer wird umgehend vor den Rat geladen. Der begnügt sich damit, den Buchdrucker zu ermahnen. Aber Zwingli setzt nach: Zwei Wochen nach dem Würstessen bei Froschauer hält er von der Kanzel eine Predigt, in der er das Fastenbrechen gutheißt und erklärt, dass sich diese und andere kirchliche Vorschriften nicht aus der Bibel heraus begründen lassen: Fasten und Fleischverzicht seien nicht Gebote Gottes, sondern allein solche der Kirche.

Nun sind auch die Kirchenoberen alarmiert. Zürich gehört wie ein Großteil der Eidgenossenschaft zum Bistum Konstanz, das sich zudem über weite Gebiete im heutigen Südwestdeutschland erstreckt. Der Bischof schickt eine Delegation, die sich drei Tage lang mit der Stadtregierung berät. Am Ende verurteilt auch der Rat das Fastenbrechen, allerdings eher zaghaft.

Zwingli arbeitet unterdessen seine Predigt zu einer Schrift aus, die bereits am 16. April 1522, nur eine Woche nach Abreise der Delegation, im Druck erscheint: „Willst du gern fasten, tue es“, schreibt er darin. „Willst du gern das Fleisch nicht essen, iss es nicht, lass mir dabei aber den Christenmenschen frei.“ Er trägt die Debatte in die Öffentlichkeit. Der Bergbauernsohn, der Gemeindepriester macht sich auf, etwas Großes zu bewirken.

Schon im Juli 1522 setzt Zwingli nach: Gemeinsam mit zehn anderen Priestern unterzeichnet er eine Bittschrift an den Konstanzer Bischof – und fordert, den Zölibatszwang für Geistliche aufzuheben und die bibeltreue Predigt einzuführen. Ein Schreiben gleichen Inhalts geht an die Tagsatzung, die Versammlung der Abgeordneten aller „Orte“, also der Mitglieder der Eidgenossenschaft.

So spitzt sich der Konflikt zu. Der Bischof ermahnt die Züricher Führung zum Gehorsam gegenüber der Kirche; und die Tagsatzung fordert von den Stadtoberen, die „neue Art und Weise zu predigen“ zu verbieten und den Buchdruck strenger zu überwachen. Schließlich lädt der Rat selbst zum Streitgespräch in die Stadt an der Limmat, um eine offene Debatte über die Frage nach der wahren Lehre zu führen. Doch die „Disputation“ ist Zwinglis Idee – und letztlich eine Inszenierung.

Mehr als 600 Menschen kommen am 29. Januar 1523 zusammen, Ratsherren, Züricher Geistliche, eine Delegation der Kurie aus Konstanz, eine Gruppe von Unter-



Christenheit vor Jure auß gottes hand. Darinb handt zu
duncken furzunt die Pöbel zu Jure zu töden. Mit unjere Gt.
dann das Jure dize stat müste gewisent werden. für ein frä-
ne. Inwöl si söm ligs fien durt. dar obert mit nigenen ge-
nalt. außgeret. vund wurdent. vund durt. gewalt.
igklich gottes hand. Dar si bürgerlich mit pöbel. oder
Ungewis. vund tenas als mit ein fräne. Dar daz wöl
für bürgerlich. gestraft wurdent.

Wöl aber Jure daz die wöl telen wurd. Meinungen.
vund daz. vund wider einander fräntig vund. vund
vundtlich von dem Meinen daz daz gottfrüngen. Das
vund die gottfrüngen als dize Jure gottfrüngen. Das
vund die Jure sölte vund lisen. mit Jure ein ander
gesprach. vund Disputation ansetzen. Jure vundtlich mit
vundtlich sölte. ob die vundtlich wurd. Meise. mit oder wider
vundtlich. Jure daz so si daz vundtlich wurd. Jure
priester Jure daz. Jure wöl daz wöl daz wöl daz
vundtlich. Jure daz. vundtlich. vundtlich. vundtlich. vundtlich.
vundtlich. vundtlich. vundtlich. vundtlich. vundtlich.
vundtlich. vundtlich. vundtlich. vundtlich. vundtlich.

Das Mandat oder vorschreiben der anderen
Disputation. in Jure daz. vundtlich.
vundtlich.

HEILIGENBILDER und Kruzifixe lenken nach Zwingli nur ab von der Zwiesprache mit Gott. Einige Anhänger der Reformation lösen einen Skandal aus, als sie im Herbst 1523 ein Wegkreuz umstürzen

stützern Zwinglis aus Basel. Vorn in der Mitte des Ratsaals, vor dem Bürgermeister, sitzt der Prediger, auf seinem Tisch aufgeschlagene Bibelausgaben in Hebräisch, Griechisch und Latein.

Eilig hat er 67 Artikel ausgearbeitet, als Zusammenfassung seines Programms für die Erneuerung der Kirche: Thesen zu Grundfragen des Glaubens, aber auch zur Messe, zu Sinn und Zweck des Fastens, guten Werken, zur Vergebung der Sünden und zum Fegefeuer, zur Unsitte der Ablassbriefe, Zölibat und Priesterehe. Schon der erste Artikel ist ein unverhohlener Angriff auf die Papstkirche: „Alle, die sagen, das Evangelium gelte nichts ohne die Bestätigung der Kirche, irren und schmähen Gott.“

Eine echte Debatte kommt allerdings kaum zustande. Der Generalvikar, der als Vertreter des Bischofs die Delegation aus Konstanz anführt, spricht der Versammlung die Kompetenz ab und weigert sich, auf einzelne Punkte Zwinglis einzugehen: Die Klärung müsse Theologen an Universitäten oder einem Kirchenkonzil überlassen sein.

Zwingli hält dagegen: Das Neue Testament, in die Volkssprachen übersetzt, könne nun jeder lesen und deshalb auch über diese Fragen mitentscheiden.

Im Ergebnis verkünden die Bürgermeister, der Kleine und der Große Rat von Zürich, „dass Meister Ulrich Zwingli fortfahre und weiterhin wie bisher das heilige Evangelium verkünde, so lang und oft, bis er eines Besseren belehrt werde“. Auch alle anderen Geistlichen in der Stadt und den zugehörigen Gebieten sollen von nun an nur nach der Heiligen Schrift predigen. Es ist der erste Sieg der sich anbahnenden Reformation in Zürich und der ganzen Eidgenossenschaft.

Zwingli arbeitet die 67 Artikel zu einer großen Schrift aus, in der er seine Thesen ausführlich begründet, und veröffentlicht sie im Juli 1523.

Zur gleichen Zeit breiten sich Unruhen in den Landgemeinden des Züricher Herrschaftsgebietes aus. Die Dörfer klagen unter Berufung auf die evangelische Lehre über den Missbrauch des Zehnten, der von den Bauern zu leistenden Abgabe an die Kirche. Zudem preschen radikale Anhänger Zwinglis vor, zerstören im September Bilder und Statuen in Kirchen.

DER KONFLIKT zwischen Katholiken und Reformierten eskaliert zunehmend. Rebellierende Bauern, die sich auf die neue Lehre berufen, stecken im Juli 1524 ein Kloster in Brand

Der Rat setzt eine weitere Disputation an. Der öffentliche Auftritt soll den Führungsanspruch Zwinglis als Vorkämpfer der neuen Lehre sichern und die Lage beruhigen.

Drei Tage dauert das Streitgespräch im Oktober, rund 900 Menschen versammeln sich dazu im Rathaus, mehr als die Hälfte sind Geistliche. Den Radikalen gehen Zwinglis Reformen zu langsam, zu zögerlich voran. Sie fordern, die Messe sofort abzuschaffen, sämtliche Bilder aus den Gotteshäusern zu entfernen, eine neue Kirche nach dem Vorbild des Neuen Testaments zu gründen, deren Fundament allein der Glaube ist, unabhängig von allen Obrigkeiten. Doch auch der alte Glaube hat noch einflussreiche Fürsprecher.

Schließlich setzen die Stadtoberen ein kontrolliertes, schrittweises Vorgehen durch, um die Kirche und ihre Lehre in Zürich neu zu ordnen. Zwingli berät, der Rat folgt mit offiziellen Beschlüssen. Innerhalb von anderthalb Jahren wird so nach und nach abgeschafft, was laut Zwinglis Auslegung nicht auf dem Evangelium fußt: Klöster und Orden, Heiligenverehrung

und Prozessionen, Zölibat und Messe. Aus Pfarrern werden Bürger wie alle anderen. Auch die Zahl der werkfreien Feiertage lässt Zwingli zusammenstreichen: Es sei besser, an diesen Tagen nach dem Besuch des Gottesdienstes wieder an die Arbeit zu gehen, die Sonntagsruhe reiche aus.

Im Juni 1524 gibt der Rat seine Erlaubnis, alle Bildwerke, Skulpturen und sonstigen Objekte, die als heilige Gegenstände verehrt werden könnten, aus den Kirchen zu entfernen: In nur 13 Tagen sind die Gotteshäuser der Stadt leer geräumt. Allein die bunten Fenster leuchten nun noch in den nackten Hallen.





IN SEINEN SCHRIFTEN streitet Zwingli (hier beim Abfassen von Briefen) auch gegen den deutschen Reformator Martin Luther – über die Bedeutung des Abendmahls

Viele zürnen Zwingli deswegen; nicht nur in der katholischen Innerschweiz, die sich der Reformation widersetzt. Auch in Zürich sind viele eingesessene, vornehme Familien weiterhin dem alten Glauben verbunden. Anderen gehen die Reformen noch immer nicht weit genug.

Ulrich Zwingli treibt seine Mission voran, unermüdlich, unbeirrbar. Anders als Luther trennt er nicht zwischen weltlichem und geistlichem Regiment. Zwar fordert auch Zwingli den Gehorsam gegenüber der weltlichen Obrigkeit, doch die politischen Instanzen sollen sich ihrerseits leiten lassen von der Heiligen Schrift, Kirche und Politiker Seite an Seite arbeiten für eine Welt im Sinne Gottes. Zürich soll dabei Vorbild sein für die gesamte Eidgenossenschaft, die ganze Christenheit.

Der Rat, der nun alle Besitztümer der Kirchen und der aufgelösten Klöster verwaltet, finanziert aus diesem Vermögen Schulen und Spitäler, versorgt Kranke und Arme: Der Staat übernimmt vormals kirchliche Aufgaben.

Auch das private Leben der Züricher Bürger ordnet der Rat neu. Scheidungen sind nun ebenso geregelt wie die Voraussetzungen einer Verheiratung. Zwei Trauzeugen müssen bei jeder Ehestiftung anwesend sein. Über Streitigkeiten entscheidet ein Ehegericht, gebildet aus zwei Pfarrern und vier Ratsherren, das zunehmend auch als Sittengericht fungieren wird.

Im Juni 1525 eröffnet auf Betreiben Zwinglis eine später „Prophezei“ genannte Theologenschule, die bald Studenten aus ganz Europa anzieht und zum Ursprung der Züricher Universität wird. 1531 wird als Gemeinschaftswerk ihrer Gelehrten die erste evangelische Übersetzung der gesamten Bibel in deutscher Sprache im Druck erscheinen.

In der Eidgenossenschaft aber steht Zürich noch weitgehend allein. In Basel und Bern etwa treffen die neuen Ideen durchaus auf offene Ohren; die Mehrheit

der Orte lehnt sie indes strikt ab und hält zum alten Glauben. Vor allem das religiös begründete Verbot des Söldnerwesens und der damit verbundenen Pensionen, das Zwingli beim Züricher Rat erreicht hat, spaltet den Bund: Die Innerschweizer Orte – Unterwalden, Uri, Schwyz, Zug und Luzern – sind nicht bereit, auf die Einnahmen aus dem Verleih von Kriegshandwerkern zu verzichten.

An der Tagsatzung, zu der sich die Delegierten aus den Mitgliedern der Eidgenossenschaft 1526 in Baden versammeln, stimmen die Orte mehrheitlich gegen Zwinglis Lehre. Dennoch gewinnt die Reformation an Boden.

Im Februar 1528 wendet sich der Rat der Stadt Bern offen von der katholischen Kirche ab und setzt ähnliche Reformen in Gang wie in Zürich; Basel und weitere Orte folgen. Andere wie Glarus und der den Eidgenossen zugewandte Freistaat der Drei Bünde (der heutige Kanton Graubünden) beginnen sich aufzuspalten in Alt- und Neugläubige.

Meist sind es die Städte, die sich für die Reformation entscheiden, während die ländlichen Gebiete am katholischen Glauben festhalten. Der Hass zwischen den beiden Lagern wächst, die Eidgenossenschaft droht zu zerbrechen, ein Krieg ist kaum noch zu verhindern.

Im Juni 1529 stehen beim Kloster Kappel, einem ehemaligen Zisterzienserkonvent am Südfuß der Bergkette Albis, die Soldaten der reformierten Stadtstaaten Zürich und Bern denen der fünf altgläubigen Orte gegenüber, bereit zum Kampf. Auslöser des Konfliktes ist vor allem die Frage, welcher Glaube in den gemeinsam beherrschten Gebieten und weiteren der Eidgenossenschaft angeschlossenen Territorien gelten solle. Doch im letzten Moment gelingt es den neutral gebliebenen Orten der Eidgenossenschaft, die Kontrahenten zu einer Einigung zu bewegen.

Der Kompromiss bestimmt, dass künftig jede Gemeinde der Gemeinen Herrschaften und der Zugewandten Orte selbst über die kirchliche Ausrichtung entscheiden kann. Zwingli protestiert gegen den Frieden. Er ist überzeugt, dass es auf Dauer nur den einen, wahren Glauben in der Eidgenossenschaft geben darf, dass sich die Reformation durchsetzen muss, notfalls mit Gewalt.

Dabei sind sich nicht einmal die Reformierten untereinander einig. Seit er 1525 sein Verständnis des

DER HIRTE VON GENF

evangelischen Abendmahls festgeschrieben hat, streitet Zwingli mit Martin Luther, Traktat um Traktat wird der Bruch zwischen den beiden Theologen und ihrer jeweiligen Anhängerschaft tiefer.

Luther besteht auf dem Wortlaut der Bibel: *Dies ist mein Leib*. In dem beim Abendmahl geteilten Brot ist der Leib Christi präsent, im gereichten Wein sein Blut. Zwingli sieht in Speis und Trank lediglich wirkmächtige Symbole, mit dem die Gläubigen des Opfers gedenken, das Jesus für sie gebracht hat.

Einige Monate nach dem Friedensschluss von Kappel lädt der protestantische Landgraf Philipp von Hessen die beiden Reformatoren ein zu einer Zusammenkunft, bei der sie ihre Differenzen beilegen sollen. Um politisch gegen die katholische Übermacht im Heiligen Römischen Reich bestehen zu können, so Philipps Kalkül, muss die evangelische Seite in theologischen Fragen einig sein. Das Marburger Religionsgespräch im Oktober 1529 soll die Grundlage dafür schaffen.

Zwingli hält seine Reise nach Hessen geheim, selbst vor seiner Frau. Er verspricht sich viel von dem Treffen, aber schon der Weg ist gefährlich: Die Route führt auch durch katholische Territorien.

Drei Tage lang debattieren die beiden Reformatoren und ihre Mitstreiter in Marburg. In etlichen Punkten sind sich Luther und Zwingli zwar einig, aber beim Abendmahl finden sie nicht zusammen. Die evangelische Bewegung im Reich bleibt gespalten.

Zurück in Zürich, beginnt Zwingli, neue, radikalere Pläne für den Durchbruch seiner Lehre in der Eidgenossenschaft zu schmieden: Die beiden großen reformierten Städte Zürich und Bern sollen künftig an ihrer Spitze stehen.

Der Pfarrer, der seinem Selbstverständnis nach seit anderthalb Jahrzehnten nichts als das Evangelium predigt, das Frieden in die Welt tragen soll, glaubt fest, dass der Widerstand in der Innerschweiz gebrochen werden muss, um seine Botschaft unter den Menschen zu verbreiten. Zwingli schürt den Konflikt, indem er von den fünf altgläubigen Orten fordert, die reformierte Predigt auf ihrem Gebiet zuzulassen. Und drängt auf einen Krieg, sehnt einen Sieg herbei als Gottesurteil, das den Konflikt für alle Zeit beendet.

Der Rat der Stadt Bern will sich jedoch nicht auf eine Kriegserklärung einlassen. Stattdessen verfügt er gemeinsam mit Zürich im Mai 1531 eine Blockade der Salz- und Getreidelieferungen in die Innerschweiz, um den Gegner zu zermürben. Schon im Herbst droht dort eine Hungersnot. Die fünf Orte brechen alle Verhandlungen ab und erklären Zürich den Krieg.

Der Franzose Johannes Calvin will in Genf ein sittenstrenges »neues Jerusalem« errichten

Neben Zwingli prägt kein Reformator die spätere Schweiz so sehr wie Johannes Calvin. 1509 kommt er im Norden Frankreichs zur Welt. Als Student lernt er die Lehren Luthers und Zwinglis kennen, knüpft Kontakte zu reformatorisch Gesinnten – und bekennt sich schließlich selbst zu dem neuen Glauben. Ein Wagnis, denn der französische König Franz I. lässt immer wieder die Protestanten im Land verfolgen.

1533 flieht Calvin aus Paris, lebt eine Zeit lang in Basel, kommt im Juli 1536 nach Genf – eine erst seit Kurzem unabhängige und zur Reformation übergetretene Stadtrepublik. Von katholischem Feindesland umgeben, steht sie im Bündnis mit dem eidgenössischen Bern. Der mächtige und ebenfalls reformierte Stadtstaat hat sein Territorium gerade bis in die Gegend von Genf ausgedehnt.

Dort gewinnt der Reformator Guillaume Farel den Neuankömmling sogleich für Vorlesungen und als Prediger. Einige Jahre später schließlich ist es Calvin, der eine neue, strikte Kirchenordnung für Genf entwirft. Die 1541 vom Stadtrat genehmigte Reform überzieht die Bürger mit einem engen Netz aus Verboten und Anweisungen: Wer angeblich zu viel trinkt oder lästert, Wucher treibt oder auch nur den Kirchgang versäumt, wird durch einen neu gebildeten Ältestenrat von Sittenwächtern öffentlich getadelt.

Bis zu seinem Tod im Jahr 1564 bleibt Calvin der wichtigste Hirte der Republik. Die Stadtoberen stimmen grundsätzlich mit seinem Ziel überein, ein streng christliches „neues Jerusalem“ zu errichten. Zwar behält der Rat stets die politische Kontrolle, und im Ältestenrat sitzen neben den Pfarrern mehrheitlich Ratsherren. Doch Calvin nimmt starken Einfluss auf Politik und Verwaltung. Während seine Kirche, anders als in Zürich, weitgehend autonom bleibt.

Wie Luther und Zwingli lehrt Calvin, dass der Mensch allein durch den Glauben Gottes Gnade erlangen kann. Doch besonders in einem Punkt sind sich die Reformatoren uneins: Für Luther ist Christus beim Abendmahl in Brot und Wein real anwesend. Zwingli sah die Speise und den Trank dagegen nur als Symbol für Leib und Blut Christi. Calvin sucht lange nach einem Mittelweg zwischen diesen Positionen. Zu einer Einigung mit den Lutheranern kommt es nicht. 1549 aber verständigt sich Calvin mit Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger auf eine für beide akzeptable Sicht – und schafft damit die Grundlage für eine gemeinsame reformierte Konfession. Deren Kirchen werden das Erbe der Züricher Reformatoren und vor allem das des Genfer Glaubensrevolutionärs bald über die ganze Welt verbreiten. *Jakob Bauer*



In altent selben die höhen führung, vund wais die altair in, so
mehrs das man mit groffen, yfar, Envidan und was
ne wilen ein groffen bitere vungesfuercke sag. Das zergiong
ne alles, aus fleyten, vfar vund blut. Dann wies
unwillen, vund trouwen, vund nt ligen bürgeren
was, Sind das Got guodigklich.

Wie man ab der Disputation wird
er gen. zürig für, vund was sich oft diser
fart zürig.

In vsegündem farnar. Wais sich das wack. (Das gar wie
was. In der Stat Bern. vund zog Jacus Indarman
sein, an sin gewarman. Also zürig auf die wongin.
if, mit den yron, vund wort fides fründes, oft Loth-
burg zu, Inon was zu geben. Sarns Indoes von Com-
lung, sampt amaran moor, zu gleids liden.

In Comburg was dem wack bündigst Mithon befohlen,
Das er saet fahon grüß Zoo vndelgar mumen, sofer
graff Ma Aldeimburg, mit Inon geworren wul far-
niste. Das se die fründes durch Brüngarten beletet
ind.

Wie es zu Bern organgen was. Ward Inon gedon 5 Dr.
von Bünndt gotsen, die sofer mussen genfauelig vult

IN EINER BERNER KIRCHE gehen Heiligenfiguren in Flammen auf. Zwinglis Reformation entfacht Bilderstürme – und Kriege

Am Nachmittag des 11. Oktober kommt es erneut bei Kappel zur Schlacht. Zwingli zieht an der Seite der Truppen in den Kampf.

Mehr als 500 Züricher sterben an diesem Tag – die übrigen fliehen. Angeblich finden katholische Soldaten, die auf dem Feld nach Toten und Verletzten suchen, einen Mann, der noch schwach atmet. Lanzenstiche haben ihn ins Bein getroffen, in den Unterleib, unter dem Kinn.

Der Verwundete, so wird es später erzählt, lehnt ab, als sie ihm anbieten, er könne noch einem Priester seine Sünden beichten. Sie geben ihm den Todesstoß.

Der Mann ist Zwingli. Ein Kriegsgericht verurteilt den Reformator posthum als Ketzer und Landesverräter, die Leiche wird gevierteilt und verbrannt, die Asche in den Wind gestreut.

Nur knapp zwei Wochen später verliert Zürich, obwohl inzwischen von Bern und weiteren Städten unterstützt, auch die Schlacht am Gubel, einer Anhöhe im Gebiet von Zug. Europas erster Krieg um den wahren Glauben endet für das reformierte Lager mit einer vernichtenden Niederlage.

Für Zwinglis Gegner beweist der Tod des Predigers im Gefecht die Falschheit seiner Lehre. Selbst Martin Luther erklärt den Fall des Schweizers zu einem Urteil Gottes.

Die Reformierten sind daran gescheitert, den Rest der Eidgenossenschaft mit Waffengewalt zum neuen Glauben zu bekehren. Aber die katholischen Länderorte der Innerschweiz können einen längeren Konflikt kaum durchhalten. Zudem hängen sie, deren bäuerliche Bevölkerung vor allem Viehzucht betreibt, für andere Güter aber auf Lieferungen aus den übrigen Orten angewiesen ist, viel stärker von dem gemeinsamen Bündnis ab als die reformierten Stadtstaaten.

Wenn die Eidgenossenschaft an diesem Religionsstreit nicht zerbrechen soll, muss sie ein geradezu revolutionäres, in Europa bis dahin einmaliges Experiment wagen – und in einer politischen Gemeinschaft zwei verschiedene Glaubensbekenntnisse offiziell nebeneinander bestehen lassen.

LITERATURTIPPS

AMY NELSON BURNETT,

EMIDIO CAMPI (HG.)

»Die schweizerische Reformation – Ein Handbuch«

Umfassende und dabei sinnvoll gegliederte Darstellung (TVZ).

VOLKER REINHARDT

»Die Geschichte der Schweiz – Von den Anfängen bis heute«

Standardwerk zur Eidgenossenschaft (C. H. Beck).

Gegen den erklärten Willen des römisch-deutschen Kaisers, der die Schweiz geschlossen zurück zum Katholizismus führen will, wird daher am 20. November 1531 der Zweite Kappeler Landfrieden geschlossen. Der Kompromissvertrag bestätigt die Regelung für die Gemeinen Herrschaften, wobei als Zugeständnis an die katholischen Sieger die Position der Altgläubigen hier deutlich gestärkt wird. Vor allem aber schreibt der Landfrieden das Recht jedes einzelnen Mitglieds des Bundes fest, die Konfession seiner Bürger selbst zu bestimmen, unabhängig von den anderen.

Glaubensfragen entscheiden nun die Stadträte und die Landsgemeinden. In einigen wenigen Fällen gelingt es sogar, keiner Konfession den Vorrang zu geben und beiden Platz zu lassen, gleichberechtigt Seite an Seite.

Ein Vierteljahrhundert später wird ein ähnlicher Grundsatz mit dem Augsburger Religionsfrieden für das gesamte Reich gelten: *cuius regio, eius religio*, wessen Herrschaft, dessen Religion.

Im Dezember 1531, zwei Monate nach Zwinglis Tod, ernennt der Züricher Rat den Pfarrer Heinrich Bullinger zu dessen Nachfolger. Bullinger setzt das Werk seines Vorgängers fort – und wird einer der einflussreichsten Reformatoren Europas.

Seine Schriften gehen gedruckt in die halbe Welt, aus dem Lateinischen übersetzt ins Deutsche, Französische, Englische, Niederländische. Bullinger fördert in Zürich die Aufnahme von Glaubensflüchtlings aus dem Heiligen Römischen Reich und anderen Ländern, berät Könige, Fürsten, Ratsherren und Gelehrte.

Mit dem Theologen Johannes Calvin aus Genf einigt er sich auf ein gemeinsames Abendmahlsverständnis, das es dem reformierten Glauben ermöglicht, sich als eine Konfession auch über die Grenzen des Reichs hinaus zu verbreiten.

Mit einem anderen Reformator gelingt der Ausgleich hingegen nicht: Martin Luther und seine Schüler kämpfen ewig weiter gegen Zwinglis Erbe, mit immer neuen polemischen Schriften.

Die Spaltung bleibt unüberwindbar.

Am Ufer der Limmat in Zürich steht der Reformator heute als Bronzestatue auf einem Sockel, mit seinen Waffen in der Hand: Buch und Schwert.

Ulrich Zwingli, Glaubenskrieger, Mann des Wortes, Mann der Widersprüche. ◇

IN KÜRZE

Nicht nur die Kirche will der in Zürich wirkende Prediger Ulrich Zwingli erneuern, sondern eine ganze Gesellschaft auf den Prinzipien des Evangeliums bauen. Entschlossen streitet der Reformator ab 1522 für seine Vision – zuletzt sogar mit der Waffe.

Die Truppen der Reformierten unterliegen zwar 1531 den Katholiken, Zwingli selbst stirbt im Kampf. Dennoch einigt sich die tief gespaltene Eidgenossenschaft in der Folge, dass beide Glaubensrichtungen nebeneinander existieren dürfen.

Er ist ein Mann von Geltung. Sein Handelsnetz umspannt weite Teile Europas, reicht von Sizilien über die Lombardei bis nach Antwerpen, von Spanien über Lyon und Paris bis nach Augsburg und Wien. Er umgarnt Fürsten und Könige, gelangt zu Ämtern und Würden. Denn Kaspar Stockalper ist ein findiger Geschäftsmann und Großunternehmer. Zupackend und biegsam, zuweilen skrupellos, weiß er die Zeichen der Zeit zu deuten.

Kaspar Stockalper wird 1609 in der Walliser Stadt Brig als Sohn eines Notars geboren. Seit Generationen ist seine Familie mit dieser für den Handel durch die Alpen zentralen Region verbunden. Als junger Mann studiert er an der Jesuitenakademie zu Freiburg im Breisgau und weiß bald: Er will Politik gestalten. Und ins Transitgeschäft einsteigen.

Die Zeiten dafür sind günstig. Denn seit 1618 wütet der Dreißigjährige Krieg im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, zu dem auch die Eidgenossenschaft noch immer gehört. Doch die verbündeten Orte und das ihnen lose angegliederte Wallis sind nicht direkt an dem Konflikt beteiligt, in dem Katholiken und Protestanten mit aller Härte aufeinanderprallen und einzelne Herrscherhäuser um die politische Macht im Herzen Europas ringen. Nur im östlich gelegenen Freistaat der Drei Bünde (dem späteren Kanton Graubünden) klirren die Waffen. Und mit den einzelnen Parteien, erkennt Stockalper, lassen sich hervorragend Geschäfte machen.

Von einer ersten erfolgreichen Handelsreise zurückgekehrt, winkt ihm 1634 aus Turin eine verheißungsvolle Chance: Der Herzog von Savoyen weist ihn an, die Gemahlin seines Sohnes mitsamt Gefolge trotz des Krieges sicher über den Alpenpass am Simplon nach Italien zu geleiten. Stockalper meistert die Aufgabe mit Bravour. Das Geleit macht ihn quasi über Nacht europaweit bekannt.

Der Transportunternehmer weiß um das Potenzial des Simplonpasses. Die Route ist für Frankreich und das spanisch regierte Mailand strategisch wichtig. Zudem sind die anderen transalpinen Verkehrswege wegen des Krieges oft unpassierbar. So lässt Stockalper um 1640 den Pass ausbauen, verbreitert die Handelspfade zwischen Gondo und Brig, errichtet Lagerhäuser und Herbergen, Brücken

und Stützmauern, erhebt Weggelder und Zölle. Stockalper kontrolliert die Strecke bis an den Genfer See und schafft so eine zentrale Verkehrsader zwischen Italien und Frankreich.

Zeitgleich dehnt er seine Geschäfte immer weiter aus, ergattert im Wallis das Monopol auf Schnecken, Lärchenharz, Terpentinöl, schließlich auf Salz. Als Kriegsunternehmer agiert er trickreich zwischen den Mächten, verlangt günstiges Salz für den Durchzug von Truppen über den Pass und verkauft es teuer weiter, vermietet Söldnerkompanien, schließt Geheimverträge ab. Gerissen mehrt er seinen Reichtum, zieht Nutzen aus der Nichtbeteiligung seines Landes am Krieg – und befördert den neutralen Kurs zugleich.

Denn längst besitzt der Multiunternehmer auch politischen Einfluss. Stockalper wird zum höchsten Amtsträger von Brig, steht später dem Wallis als Landeshauptmann vor, vertritt seine Heimat beim Botschafter des französischen Königs, erhält Handelsvorteile und Vergünstigungen. Als Vertrauter des Bischofs von Sitten knüpft er Kontakte zum Vatikan, wird vom päpstlichen Legaten schließlich zum „Ritter vom Goldenen Sporn“ geschlagen. 1653 erhebt Kaiser Ferdinand ihn zum Reichsritter.

Im Wallis gibt er sich als jovialer Stifter, gründet Schulen, erneuert Kirchen. Gleichzeitig scheut er nicht davor zurück, als Gläubiger den Besitz zahlungsunfähiger Schuldner einzustreichen und selbst geachtete Familien in die Schuldenfalle zu locken. Nicht wenige hegen deshalb tiefen Groll gegen ihn. 1678 erheben sich seine Gegner, bezichtigen ihn zahlreicher Vergehen, wollen ihn vor Gericht ziehen, Stockalper flieht.

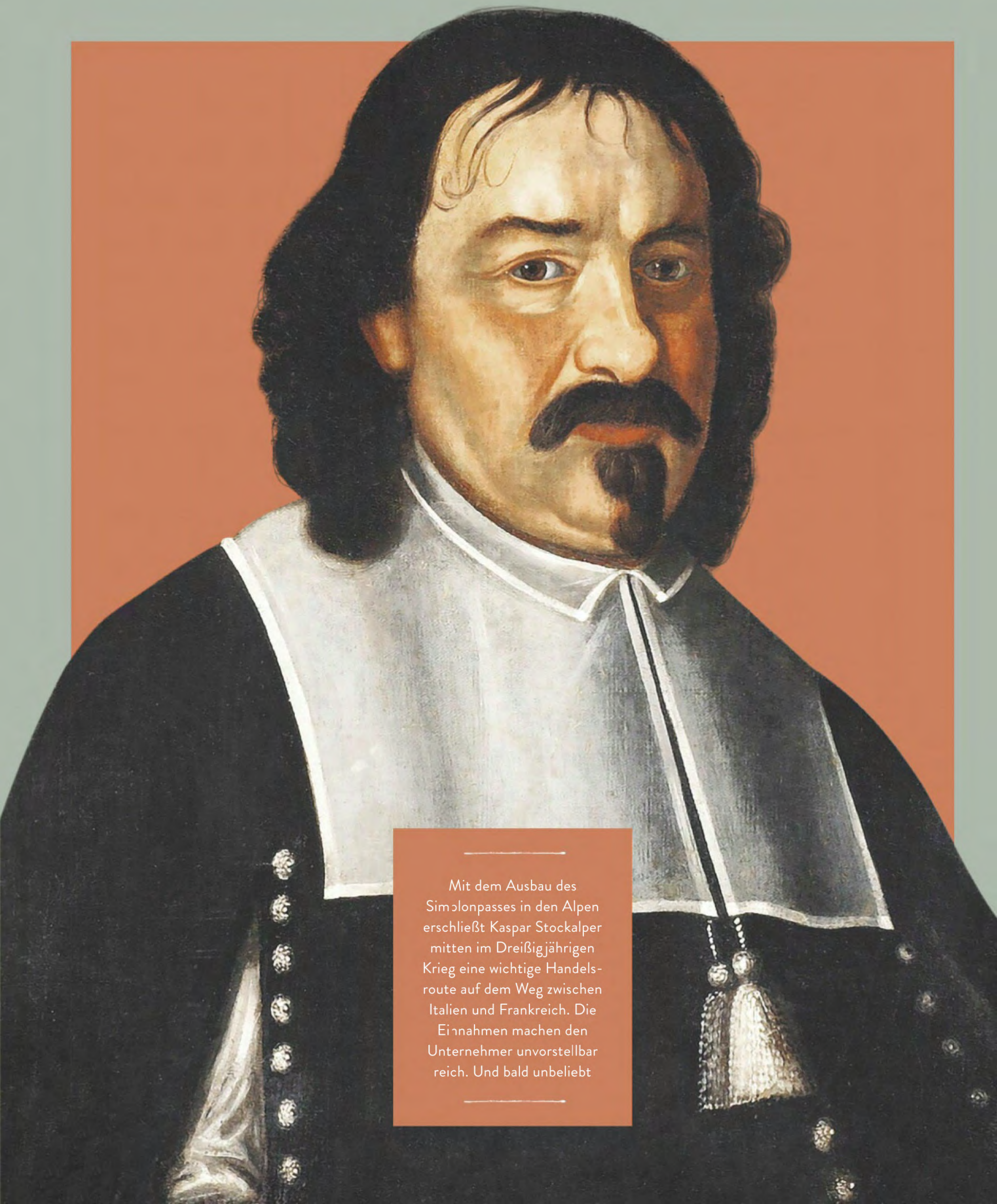
Aus dem selbst gewählten Exil im Herzogtum Mailand schreibt er selbstbewusst: „Meine einzige Sorge war, dem Lande einen Frieden und ein Ansehen zu geben, dessen es sich zu keiner anderen Zeit jemals erfreute.“

Tatsächlich hat Kaspar Stockalper dem Wallis Wohlstand gebracht. Und vermutlich, so zumindest sieht es der Historiker Helmut Stalder, hat er mit seiner geschickten Politik auch dazu beigetragen, dass sich die gesamte Eidgenossenschaft nach dem Dreißigjährigen Krieg vom Heiligen Römischen Reich löst: Seit dem Westfälischen Frieden von 1648 gilt die Schweiz als souverän. ♦

DER KÖNIG VOM SIMPLON- PASS

Kaspar Stockalper erkennt um 1640
als Erster die strategische Rolle der
Schweiz im Zentrum Europas

TEXT: Marie Oellig



Mit dem Ausbau des Simolonpasses in den Alpen erschließt Kaspar Stockalper mitten im Dreißigjährigen Krieg eine wichtige Handelsroute auf dem Weg zwischen Italien und Frankreich. Die Einnahmen machen den Unternehmer unvorstellbar reich. Und bald unbeliebt

1776

Sklavenhandel

TEXT: Dominik Bardow

BASEL

Die Stadt der PROFITUEUR

Die Eidgenossenschaft besitzt zwar keine Kolonien auf fernen Kontinenten, doch viele ihrer Kaufleute sind eng verstrickt in die schmutzigen Geschäfte anderer Europäer in Übersee. Darunter auch etliche Familien aus Basel

VERTRÄUMT
mutet die Stadt am Rhein mit ihren Türmen an. Teile ihres Wohlstands aber verdankt Basel einem brutalen Metier: dem Sklavenhandel



INDIENNES,
mit exotischen
Motiven
bedruckte
Baumwollstoffe
aus Basler
Textilfabriken
und anderen
europäischen
Manufakturen,
sind sehr
begehrte im
18. Jahrhundert
– gerade auch
in Afrika





Porto-Novo, Westafrika, 30. August 1776. Etwa 300 Gefangene drängen sich an Deck der „La Ville de Basle“, einem Handelsschiff, das vor der Küste des heutigen Benin ankert. Die Männer, Frauen und Kinder tragen Handschellen und Fußseisen, noch sind sie nicht im Schiffsbauch an ihren Hälsen zusammengekettet. Noch können sie sich wenigstens etwas bewegen.

Der erste Kapitän und ein Teil der Besatzung sind an Land, um europäische Waren bei einheimischen Königen gegen weitere Sklaven einzutauschen. Ein anderer Teil der Seeleute ist krank. Die Gefangenen ahnen: Wenn sie eine Chance haben, in die Freiheit zu entkommen, dann nur jetzt, bevor das Schiff ablegt und auf den Atlantik hinaussegelt. Was haben sie schon zu verlieren?

Also schlagen sie los, packen den zweiten Kapitän, versuchen, die übrigen Weißen niederzurücken und ins Meer zu werfen. Die überraschten Bewacher greifen zu

ZU MILLIONEN verschleppen Europäer Kinder, Frauen und Männer aus ihren Heimatregionen in Afrika als Sklaven nach Übersee

den Waffen, feuern zwei Gewehrsalven in die Luft. Sie wagen es wohl nicht, auf die Verschleppten zu feuern, die in ihren Augen Waren sind. Doch die Warnschüsse verhallen ohne Wirkung, der Mut der Verzweiflung lässt die Aufständischen weiterkämpfen. Schließlich drängen die Seeleute die Menschen mit Säbeln zurück, anscheinend noch immer bemüht, niemanden zu töten.

Zahlreiche Frauen und Kinder lassen sich so in die Pferche unter Deck zwingen. Dutzende Männer aber springen über Bord – und damit in den sicheren Tod. Mit ihren eisernen Fesseln können sie sich nicht über Wasser halten. Die Besatzung gibt einen Kanonenschuss ab und setzt die Flagge auf Halbmast, Signale, um von anderen Schiffen Verstärkung und Rettungsboote anzufordern.

Doch für 35 Schwarze ist es zu spät: Sie ertrinken an diesem Tag.

Für die Sklavenhändler ist der Tod von 35 verkaufsfähigen Arbeitskräften ein großer finanzieller Verlust. Viele der Toten waren als Ware der höchsten Kategorie eingestuft: als „Pièces d’Inde“, wie Sklavenhändler sie nennen, Schwarze zwischen 18 und 30 Jahren mit einer Körpergröße von etwa 1,80 Metern, ohne sichtbare Makel und mit vollständigem Gebiss. Doch schlimmer ist es für die Schweizer Investoren der ganzen Unternehmung offensichtlich, dass in dem Tumult an Bord auch der Rest ihrer kostbaren Indiennes-Stoffe verloren gegangen ist: mit exotischen Mustern bedrucktes Baumwollgewebe, hochwertige Ware für den Tauschhandel in Afrika.

Mit den Textilien hätte man die Sklavenbestände wieder aufstocken können, erzürnen sich Emmanuel und Nicolas Weis offenbar per Brief aus der Ferne. Die Brüder aus Basel sind Kaufleute. Das Schicksal der Toten ist ihnen keine Silbe wert.

Als der Sklavenhandel von Afrika nach Amerika im 18. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht, ist die Eidgenossenschaft weder eine Seefahrernation noch eine Kolonialmacht. Anders als Spanien, Portugal, Großbritannien, Frankreich, die Niederlande oder Dänemark haben die verbündeten Kantone keine eigenen Besitzungen in Übersee. Doch mit ihrer Textilproduktion sind die Städte und Manufakturen des Alpenlandes längst fest eingebunden in den Welthandel.

Schweizer stehen als Beamte und Söldner in Diensten der Kolonialmächte. Sie investieren in Schiffe und Plantagen. Und kaum ein Geschäft lockt die eidgenössischen Kaufleute und Fabrikanten mit derart großen Gewinnen wie der Handel mit Menschen.

Einige der Hauptprofiteure leben in Basel. Die Textilhochburg am Rheinknie zwischen



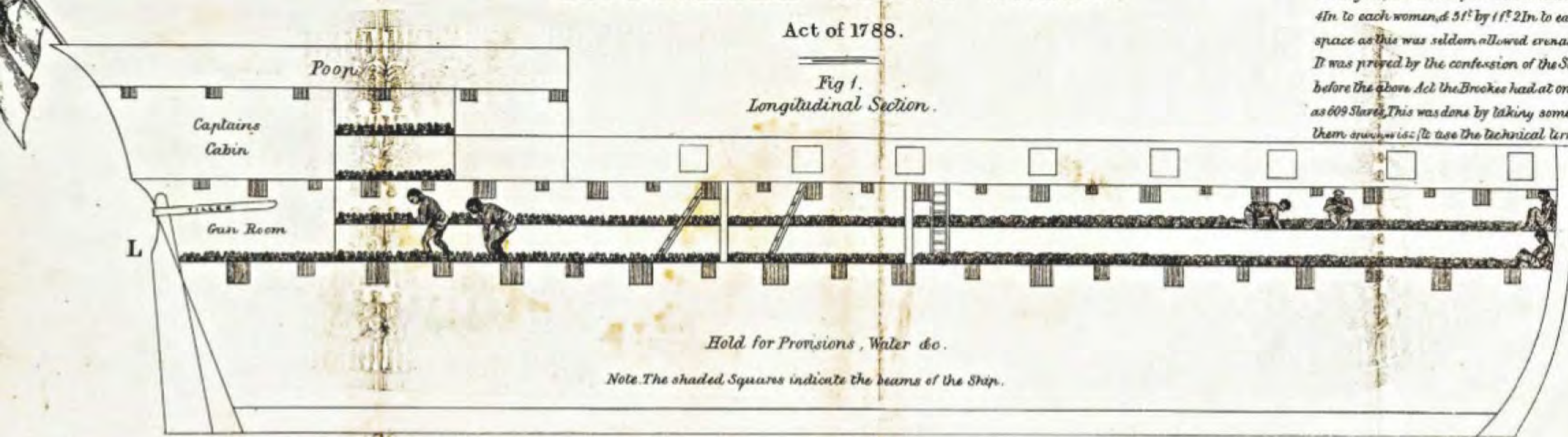
GEGEN STOFFE

wie diese
Indienne vom
Ende des
18. Jahrhun-
derts lassen
Schweizer
Kaufleute
Zehntausende
Menschen
eintauschen,
um sie mit
Profit weiter-
zuverkaufen

STOWAGE OF THE BRITISH SLAVE SHIP "BROOKES" UNDER THE REGULATED SLAVE TRADE

Act of 1788.

Fig 1.
Longitudinal Section.



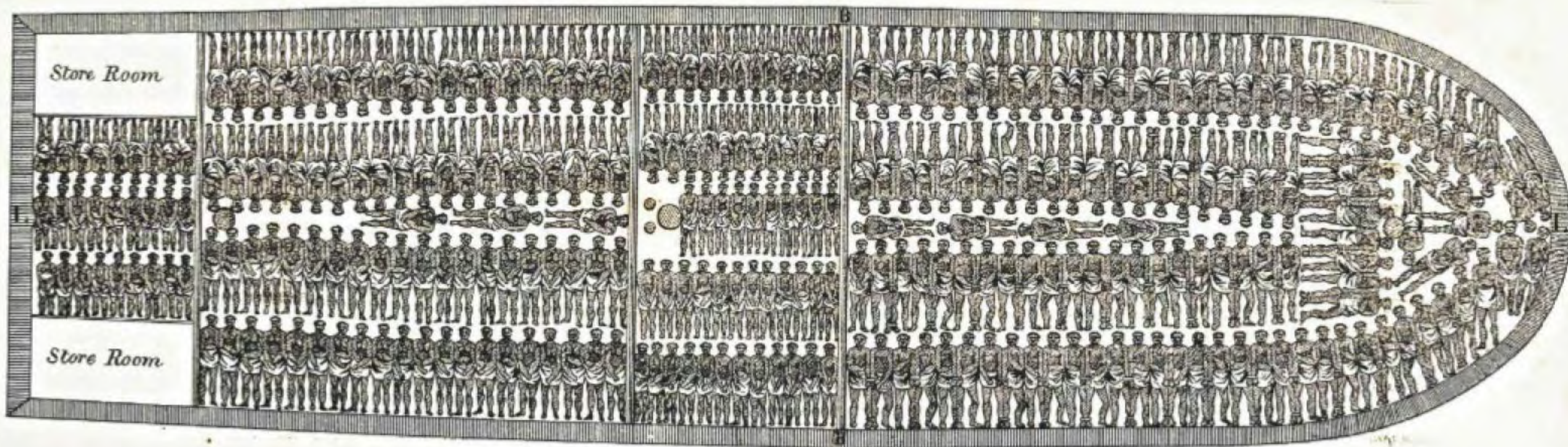
Note. The 'Brookes' after the Regulation Act of 1788, was allowed to carry 454 Slaves. She could stow this number by following the rule adopted in this plate, namely of allowing a space of 6ft by 1ft 4in to each man; 5ft 10in by 1ft 4in to each woman, & 5ft by 1ft 2in to each boy, but so much space as this was seldom allowed even after the Regulation Act. It was proved by the confession of the Slave Merchant that before the above Act the 'Brookes' had at one time carried as many as 609 Slaves. This was done by taking some out of Irons & locking them up in the technical term, that is by stowing on within the distended legs of the other.

Shelf or Platform of Lower Deck.

PLAN OF LOWER DECK WITH THE STOWAGE OF 292 SLAVES

130 OF THESE BEING STOWED UNDER THE SHELVES AS SHEWN IN FIGURE D & FIGURE S.

Fig 2.



PLAN SHEWING THE STOWAGE OF 130 ADDITIONAL SLAVES ROUND THE WINGS OR SIDES OF THE LOWER DECK BY MEANS OF PLATFORMS OR SHELVES (IN THE MANNER OF GALLERIES IN A CHURCH) THE SLAVES STOWED ON THE SHELVES AND BELOW THEM HAVE ONLY A HEIGHT OF 2 FEET 7 INCHES BETWEEN THE BEAMS AND FAR LESS UNDER THE BEAMS. See Fig 1.

Fig 3.

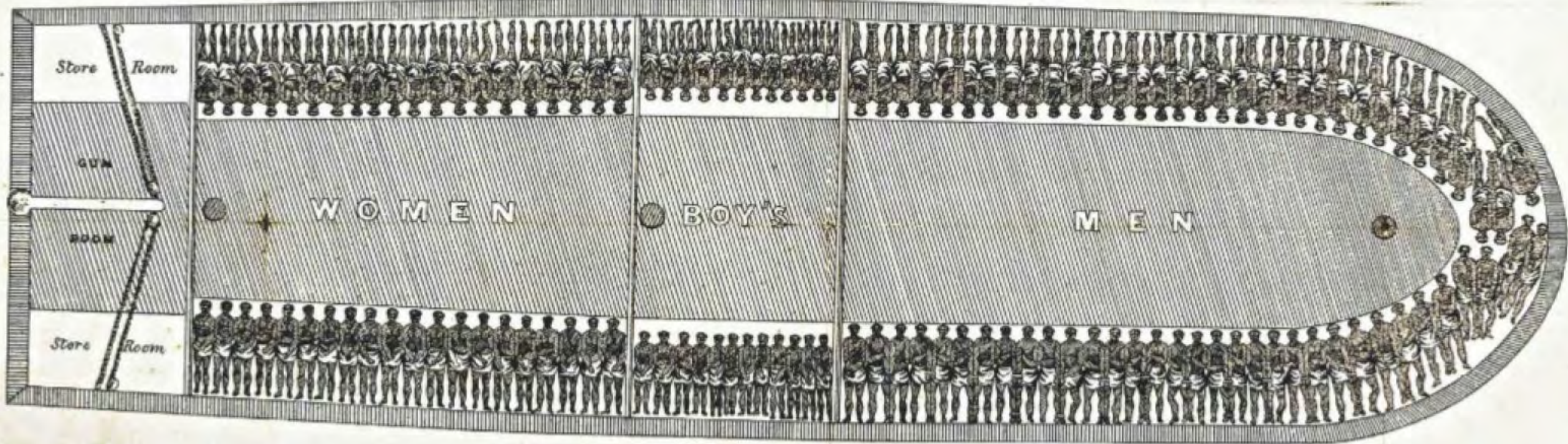


Fig 4.
Cross Section
at the Poop.



Fig 5.
Cross Section
amidships



Fig 6.

Lower tier of Slaves under the Poop.

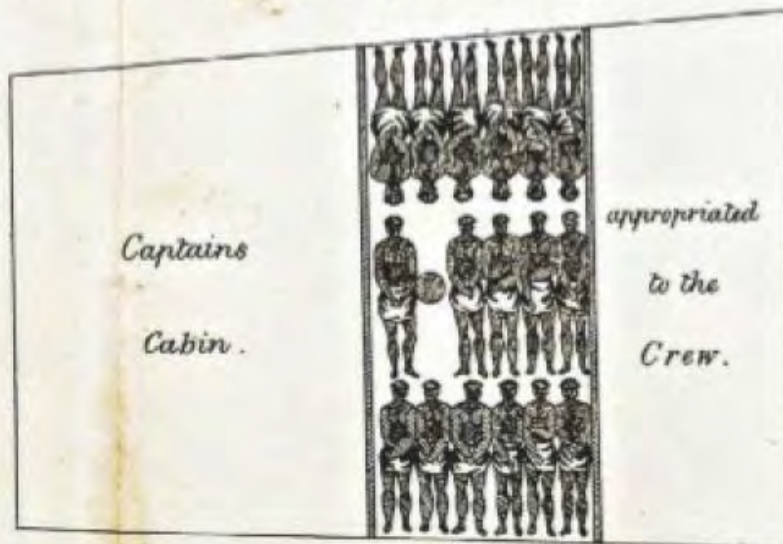
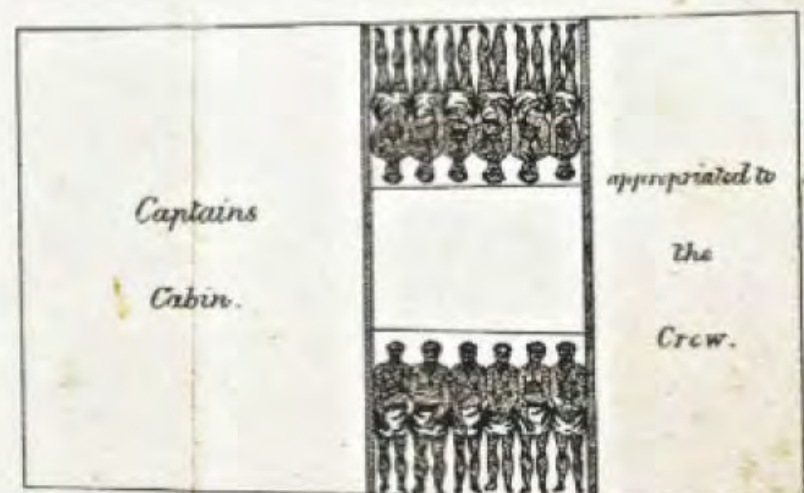


Fig 7.

Shelf tier of Slaves under the Poop.



Scale of Feet.

DICHT AN

DICHT liegen die Verschleppten im Bauch der Sklavenschiffe. Von 100 entführten Menschen überleben im Mittel 15 den Transport über den Atlantik nicht

Schwarzwald und dem Gebirgszug des Jura wirkt Ende des 18. Jahrhunderts äußerlich fast noch immer wie ein mittelalterliches Städtchen: Hinter dem Mauerring mit 52 Türmen, zehn Bastionen und sieben Toren ragen Spitzdächer und Kirchtürme empor, in den Gräben rundherum weiden Hirsche und Rehe.

Hinter den Mauern aber herrscht ernste Betriebsamkeit: Beiderseits des schiffbaren Rheins gelegen, ist Basel ein wichtiger Handelsknotenpunkt zwischen Nord- und Südeuropa, zwischen Frankreich und Süddeutschland.

Laut der Volkszählung von 1779 leben 15 040 Menschen in der Stadt; fast alle davon innerhalb des Mauerrings, dessen Tore nachts geschlossen werden. Basel ist damit die zweitgrößte Gemeinde der Schweiz nach Genf (das zu dieser Zeit noch kein vollwertiger Teil der Eidgenossenschaft ist).

Nur die Hälfte der Bewohner sind Bürger und Bürgerinnen, die anderen sind als „Hintersassen“ von verschiedenen Benachteiligungen betroffen. Die Macht liegt in der Hand einiger weniger Familien, die den Stadtrat dominieren. Es sind vor allem Kaufleute, die Basel beherrschen, Handelsdynastien wie die Familien Burckhardt, Faesch, Merian oder Weis.

Mit ihren Textilmanufakturen außerhalb der Stadtmauern haben sie längst die Herrschaft der alten Handwerkerzünfte gebrochen. Mithilfe des Bandwebstuhls



lassen sie Stoffe im großen Stil herstellen, um sie anschließend zu bedrucken.



Vor allem Indiennes. Diese Baumwollgewebe, häufig verziert mit exotischen Motiven wie Blumen, Tieren oder dunkelhäutigen Menschen, sind leicht, aber robust – und eine begehrte Tauschware, nicht nur in Afrika.

In Indien werden solche Textilien seit Jahrhunderten in vielfältigen Varianten gefertigt, darunter kunstvoll bemalte, später auch bedruckte Gewebe. Als Erste haben portugiesische Kaufleute

VATER UND

SOHN Ryhiner musizieren in ihrem Landhaus. Die angesehenen Basler Indiennes-Hersteller besitzen gleich mehrere Fabrikgebäude am Ort

sie im 16. Jahrhundert nach Europa eingeführt, wo die Stoffe rasch an Beliebtheit gewinnen.

Bald gelingt es europäischen Fabrikanten, die Textilien selbst schneller und günstiger herzustellen. Die Indiennes werden so zu einem globalisierten Massengut: Baumwolle wird aus Asien oder Amerika nach Europa importiert, dort von Heimarbeitern gesponnen und verwebt und in Manufakturen bedruckt, danach weltweit exportiert.

Als die Produzenten traditioneller Stoffe in Frankreich und Großbritannien um 1700 ein

DIE MACHT

LIEGT IN DEN HÄNDEN WENIGER



Verbot für die Herstellung der Indiennes erwirken können, verschafft das der Fabrikation solcher Stoffe in anderen Ländern einen gewaltigen Aufschwung – auch in der Schweiz. Dort verbreitet sie sich zunächst in Genf, von dort über Neuenburg und Biel bis nach Basel, bald auch im Aargau, in Zürich und Teilen der Ostschweiz. Ende des 18. Jahrhunderts arbeiten bis zu 10 000 Menschen in Indiennes-Druckereien. Mit der Herstellung von Uhren (siehe Seite 80) ist die Textilindustrie der wichtigste neue Wirtschaftszweig in der Eidgenossenschaft.

Allein in und um Basel gibt es sechs Indiennes-Manufakturen mit 300 Druckern und Kupferstechern plus ungezählten Hilfs- und Verwaltungskräften. Die „Indiennere“ schufteten täglich bis zu zwölf Stunden im Betrieb, haben selten schriftliche Verträge und leben meist ohne Bürgerrecht in der Stadt. Weglaufen oder sich abwerben lassen ist ihnen verboten, entlassen werden können sie indes jederzeit.

Obwohl sie als Fachkräfte begehrt sind, hält die durch die Obrigkeit geförderte Abhängigkeit von den Unternehmern ihre Löhne niedrig. Ihr Verdienst reicht nicht, um eine mehrköpfige Familie alleine durchzubringen, Frau und Kinder müssen mit zum Einkommen beitragen.



Auch die Kaufmannsdynastie der Burckhardts besitzt Textilfabriken vor den Toren Basels, lässt sie aber von einer anderen Unternehmerfamilie leiten. Die Eigentümer beschäftigen sich wohl kaum je mit den Arbeitsbedingungen ihrer Beschäftigten, sie treibt eher die Höhe des Gewinns um und die

Frage, wie sie das Geschäft noch erweitern können.

Bereits um 1770 beginnen die Burckhardts wie andere Schweizer Kaufleute daher, Aktien an Schiffen zu zeichnen, die nach Indien und China, nach Westafrika und in die Karibik segeln. Damit erwerben sie auch das Recht, ihnen Stoffe aus ihren Warenlagern mitzugeben und Rückfracht wie Baumwolle oder Färbemittel aufzukaufen.

Schiffbruch, Kriege oder Krankheiten: Überseehandel ist ein unsicheres Unterfangen, dessen Risiken auf mehrere Investoren und Versicherer verteilt werden. Dazu verschicken die Reeder Prospekte an interessierte Unternehmer mit Angaben über Ausrüstung, Ladung und Ziel des Schiffs und die Aussichten der Fahrt auf Gewinn, an dem die Aktionäre beteiligt werden.

Es ist eine Art Glücksspiel, das riesigen Kapitaleinsatz verlangt: So beläuft sich die Kalkulation der Kosten für Ladung, Besatzung und Verpflegung einer einzigen Fahrt, an der sich die Familie Burckhardt 1791 beteiligt, auf knapp 200 000 Livres. Eine Summe, für die man eine Villa in einem noblen Pariser Stadtviertel hätte erstehen können.

Vorfinanzierung und Tauschwaren sind der Treibstoff für den Dreieckshandel zwischen Europa, Afrika und Amerika, bei dem Fertigprodukte, Menschen und Rohstoffe gewinnbringend gegeneinander ausgetauscht werden. Wohl zehn der großen Basler Familien sind direkt oder indirekt an diesem Geschäft beteiligt.

Teils sind es frühere Flüchtlingsfamilien, die einst als verfolgte Protestanten aus Frankreich oder Italien kamen. Mittlerweile

prägen sie und die alteingesessenen Geschlechter mit ihrem Wohlstand das Gesicht der Stadt: Die Gulden-Millionäre lassen ihre Häuser in den begehrten Wohnlagen bis 1800 modernisieren oder gleich neu bauen. Ein Besucher der Stadt bewundert 1786 etwa ein Palais im griechischen Stil, die marmornen Treppen und liebrenden Malereien. Der Daig, wie die Einheimischen die Oberschicht nennen, leistet sich eine aristokratische Lebensart, mit Bediensteten und Luxusgütern aus Übersee wie Zucker, Kaffee und Trinkschokolade.

So entsteht 1788 unweit vom Rheinufer ein neuer Wohn- und Geschäftssitz für den Kaufmann Christoph Burckhardt. Das äußerlich schlichte Haus ist im Inneren kostbar ausgestattet: Im „Grauen Saal“, einem Prunkzimmer mit Kronleuchter und Kamin, Spinett und kunstvoll gestalteten Wänden, sitzt man beim Gespräch zusammen oder musiziert.

Burckhardt kleidet sich gern elegant mit Herrenrock, Weste und Seidenschal. Verheiratet ist er



standesgemäß mit der vier Jahre jüngeren Dorothea Merian, Tochter einer weiteren hochrangigen Kaufmannsfamilie.

Der Hausherr ist ein eher introvertierter Mann. Doch in seinen Geschäftsbriefen zeigt er eine kalte Offenheit. Als etwa die Kunde vom Sklavenaufstand des Jahres 1791 in der französischen Kolonie Saint-Domingue (dem heutigen Haiti) um die Welt geht, rechnet er sich dennoch gute Verkaufschancen für seine mensch-

liche Fracht aus. Wenn nicht auf den Inseln der Karibik, dann eben auf dem südamerikanischen Festland in Surinam. Dort liege der Preis bei bis zu 800 Gulden pro Sklave, noch immer ein profitables Geschäft.

Einige Schweizer Familien siedeln sich gleich an der französischen Atlantikküste an, von wo die meisten Sklavenschiffe mit ihren Tauschwaren an Bord gen Afrika aufbrechen. Dazu gehören etwa die Brüder Emmanuel und Nicolas Weis, die nicht nur die „La Ville de Basle“ nach Westafrika schicken. Auch der Sohn von Christoph Burckhardt lässt sich in Nantes nieder und eröffnet dort eine Filiale des Familienunternehmens.

**AM MÜNSTER-
PLATZ** und seiner Umgebung zeigt sich der Reichtum der führenden Familien Basels, die sich im 18. Jahrhundert prachtvolle Residenzen errichten lassen

Es ist ein neuer, protestantisch geprägter Kapitalismus, der den Schweizer Dreieckshandel befeuert. Seine Vertreter sind oft ehrgeizige junge Männer, die durch weitreichende Verwandtschaft und Heiraten gut vernetzt sind, zudem können sie oft gleich mehrere Nationalitäten für sich in Anspruch nehmen. Mal treten sie als Schweizer auf, etwa um sich auf die Neutralität ihres Heimatlandes zu berufen, dann aber, wenn es den Geschäften nützt, als Franzosen, um möglichst alle Rechte der Einheimischen zu genießen. In Nantes ändert Christoph Burckhardt jr. wohl auch daher seinen Namen bald ins Französische ab: Christophe Bourcard.

Als am 31. August 1786 das Sklavenschiff „Le Comte de Tréville“ in Nantes ablegt, sind auch verschiedene Zweige der Familie Burckhardt an dem Unternehmen beteiligt. Der Segler mit einem Volumen von 551 Registertonnen

MILLIONÄRE PRÄGEN DAS *GESICHT* DER STADT



Caraison du Navire Le Necker Capitaine Abautret
Premier Voyage en Angole de Belloutier Dourcad & Comp.

Guinée 1000. livres de première qualité	27. 5. 1000. 10.
10. Dem.	19. 5. 1920.
5. Dem.	21. 5. 63.
5. Dem.	18. 5. 91. 5.
508. 1. Dem.	20. 11. 228. 5.
4. Dem.	16. 5. 62. 11137. 5.
3. Dem.	17. 11. 52. 5.
1. Dem.	20. 5. 20. 5.
3. Dem.	13. 5. 66. 5.
1. Dem.	11. 5. 11. 5.
2. Dem.	20. 40.
<i>De Delaville & Dourcad.</i>	
1289. Dem. 1. qualité, lavée.	20. 10. 746. 10. 28286. 10.
30. Dem.	19. 5. 1180.
<i>De Philippe & Dourcad.</i>	
533. Dem. première qualité.	27. 12. 110.
298. Dem.	27. 10. 895.
20. Dem.	27. 10. 110.
60. Dem.	19. 12. 1170. 22248.
11. Dem.	18. 132.
29. Dem.	17. 5. 223.
8. Dem.	17. 10. 105.
<i>De Belloutier Dourcad & C.</i>	
552. Dem. court avarage.	21. 10. 1206.
<i>Des mesures.</i>	
95. Dem. lavée.	18. 170.
2. Dem.	18. 30.
1. Dem.	17. 34.
Guinée 3098.	116. 1610. 1790. 10. 76663. 10.
<i>Simencas.</i>	
<i>De Stokard & Compagnie.</i>	
1232. Dem. plaquée.	23. 9959.
8. Dem.	20. 160.
4. Dem.	19. 76.
4. Dem.	17. 168.
4. Dem.	11. 60.
4. Dem.	21. 86.
18. Dem.	21. 21. 11199. 5.
1. Dem.	25. 4670.
18. Dem.	22. 94.
4. Dem.	23. 116.
2. Dem.	24. 24. 5.
1. Dem.	21. 126.
6. Dem.	19. 19.
1. Dem.	29. 77.
1. Dem.	
<i>Orillard Lais & Compagnie.</i>	
200. 200. livres de Simencas 1. qualité.	20. 9000.
Simencas 960. livres	211179. 5. 100987. 10.

pitän der „Le Comte de Tréville“ seine Fracht gegen 375 Sklavinnen und Sklaven eingetauscht hat. Die menschliche Ware wird wohl wie meist üblich von einem „Chirurgen“ mit eher fragwürdigen medizinischen Kenntnissen untersucht, etwa indem er Männern den Finger in den Anus steckt und Frauen in die Vagina, Urindämpfe einatmet, Schweiß kostet, Brüste und Hoden mit der Hand abwägt.

Obwohl möglichst nur junge und gesunde Verschleppte gekauft werden, liegt die Sterberate während der Fahrten über den Atlantik dennoch bei ungefähr 15 Prozent. Eingepfercht und angekettet unter Deck, zwischen Gestank und Krankheit, verweigern viele Gefangene die Nahrungsaufnahme. Mit Peitschenhieben werden sie zum Essen gezwungen.

Wenn sie einmal nicht im Laderaum angekettet sind, hindern Netze die Unglücklichen daran, ins Meer zu springen und so die Erlösung durch den Freitod zu suchen. Vor Ankunft in den Kolonien werden die Gefangenen zur „Erfrischung“ mit Meerwasser abgespritzt und bekommen Alkohol zu trinken, um auf den Sklavenmärkten einen lebendigeren Eindruck zu machen.

Allein die Familie von Christoph Burckhardt investiert zwischen 1783 und 1792 in insgesamt 21 Sklavenfahrten. Bei durchschnittlich 350 Gefangenen pro Fahrt ist sie also innerhalb dieser zehn Jahre vermutlich an der gewaltsamen Verschleppung von 7350 Männern, Frauen und Kindern aus Afrika beteiligt.

Bis etwa 1830 werden Schweizer Handelshäuser und Banken an der Versklavung von schätzungsweise 172 000 Menschen aus Afrika beteiligt sein. Allein ein Drittel der im atlantischen Sklavenhandel stark involvierten französischen „Compagnie des Indes“ gehört um 1780 Schweizer Investoren.

hat reichlich Tauschware für afrikanische Herrscher geladen: Karaffen und Gläser, Eichenfässer mit Schnaps, Korbflaschen mit Anislikör, Kästen mit Tabakspfeifen, Puder, Zinnteller, Hüte und 3877 Ellen Seidenstoffe aus Siam. Vor allem aber Indiennes unterschiedlichster Qualität. Denn wie es ein Gelehrter aus Nantes ausdrückt: „Kein guter Eintauch von Sklaven ohne Indiennes.“

Um Weihnachten erreicht die „Le Comte de Tréville“ Porto-Novo. Die Hafenstadt, von afrika-

PENIBEL listet dieses Rechnungsbuch die Tauschgüter des Sklavenschiffes »Le Necker« für eine Fahrt nach Angola im Jahr 1789 auf

nischen Eliten gegründet, dient als Drehscheibe des internationalen Menschenhandels. Es ist jener Ort, an dem zehn Jahre zuvor bei dem gescheiterten Aufstand auf der „La Ville de Basle“ 35 Sklaven im Meer ertrunken sind.

Die örtlichen Potentaten sind keine naiven Kunden, sie verhandeln hart mit den Europäern, afrikanische Seeleute dienen dabei als Dolmetscher. So dauert es mehr als vier Monate, bis der Ka-

Nach sechs Wochen, am 6. August 1787, landet die „Le Comte de Tréville“ schließlich im Hafen der Stadt Saint-Marc in Saint-Domingue, wo eine ansässige Firma den Verkauf der Sklaven übernimmt. Einige Kaufleute aus Basel und anderen Teilen der Schweiz betreiben selbst Niederlassungen vor Ort und machen Geschäfte mit den Plantagenbesitzern, von denen manche ebenfalls aus der Schweiz stammen.

Vor allem in Surinam und den anderen niederländischen Besitzungen an der Küste von Guayana und auf den Antillen, aber auch in South Carolina an der Atlantikküste Nordamerikas sind eidgenössische Siedler zu finden, auf deren Plantagen Sklaven schufteten. Und es gibt Schweizer Söldner, die sich haben anwerben lassen, um in den Kolonien Sklavenaufstände zu bekämpfen.

D

Der Basler Isaac Faesch, Spross einer der führenden Familien, macht auf diese Weise ab den 1730er Jahren Karriere in Übersee. Im Dienst der Niederländischen Westindien-Kompanie schlägt er auf der Karibik-Insel Sint Maarten eine Revolte nieder und wird schließlich zum Gouverneur von Curaçao befördert, einem wichtigen Umschlagplatz im Menschenhandel.

Auch auf den Plantagen der Insel arbeiten viele Sklaven. Der Schweizer lässt sie mit glühenden Eisen brandmarken – und auspeitschen, wann immer es ihm nötig scheint, um die Ordnung zu wahren. Als es 1750 auf Curaçao zum Aufstand kommt, werden auf Faeschs Geheiß Dutzende Sklaven enthauptet und ihre Köpfe zur Abschreckung im Hafen ausge-



stellt. Nur den Handel mit Menschen, ihm als Gouverneur untersagt, überträgt er seinem Neffen. Noch 100 Jahre später besitzen Basler Erben der Familie Faesch Sklavenplantagen in Surinam.

Beim letzten Schritt im Dreieckshandel zwischen Europa, Afrika und Amerika werden die Erlöse aus dem Verkauf der Sklaven eingesetzt, um Kolonialprodukte zu erwerben. Beladen mit begehrten Tropenerzeugnissen wie Zucker, Baumwolle, Kaffee, Kakao, Tabak oder dem blauen Farbstoff Indigo, kehren die Schiffe zurück in ihre Heimat Häfen – um womöglich bald von Neuem aufzubrechen, mit Tauschwaren Richtung Afrika.

Im Mittel, so die Schätzungen moderner Wissenschaftler,

MIT KOSTBAREN

Möbeln hat sich der Basler Seidenbandfabrikant Peter Burckhardt eingerichtet. Er zählt zu den prominentesten Bürgern der Stadt

erzielen die Anleger bei den Sklavenfahrten von französischen Atlantikhäfen im 18. Jahrhundert eine Profitrate von fünf bis sieben Prozent auf das eingesetzte Kapital. Denn es kann auch zu großen Verlusten kommen wie im Fall der „L’Intrépide“, an deren Fahrt die Burckhardts ebenfalls beteiligt sind: Schon auf dem Weg nach Afrika werden Schiff und Fracht

ALLEIN DIE FAMILIE *BURCKHARDT* LÄSST TAUSENDE IN DIE SKLAVEREI VERSCHLEPPEN





EIN BLÜHENDER

Lebensbaum
ziert diesen
Stoff. Erst im
Lauf des
19. Jahrhunderts
ziehen sich
die Schweizer
aus dem
Geschäft
mit Sklaven
zurück

durch Unwetter beschädigt; dort angekommen, erweisen sich die geladenen Waren als minderwertig, der Erwerb von Sklaven dauert viel länger als vorgesehen.

Nach exakt einem Jahr bricht das Schiff wieder auf, mit nur 163 Gefangenen statt der geplanten 400; weitere 77 bereits gekaufte Sklaven waren noch während des Aufenthalts verstorben. Krankheiten rafften auf der Überfahrt nochmals die Hälfte der an Bord gebrachten Schwarzen sowie einen Großteil der Besatzung dahin.

Weil nach dem Sklavenaufstand von 1791 auf Saint-Dominique noch immer Krieg herrscht, läuft das Schiff im Juli 1793 einen Zielhafen in Französisch-Guayana an, wo dem Kapitän schließlich nichts übrig bleibt, als die überlebenden Sklaven für einen Spottpreis zu verkaufen.

Das gesamte eingesetzte Kapital ist zunichte. Die Burckhardts büßen nicht nur ihre Beteiligung ein, aufgrund spezieller Vertragsbedingungen müssen sie auch einen Großteil der Gesamtkosten übernehmen und machen so einen Verlust von mindestens 125 000 Livres bei dieser Unternehmung.

Den Gebrüdern Weis hingegen gelingt in jenen Jahren mit einer Sklavenfahrt, bei der das Schiff 469 Verschleppte mit sich führt, ein Profit von 33 Prozent.

Tatsächlich aber investieren die Schweizer zu einer Zeit in den Menschenhandel, in der die Forderungen nach der Abschaffung der Sklaverei immer lauter werden. In Großbritannien, Frankreich und den jungen USA empören sich Aufklärer über die Missachtung der Freiheitsrechte eines jeden Menschen, andere argumentieren aus religiösen Gründen. Und unter Ökonomen setzt sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass die Sklavenarbeit in Kolonien volkswirtschaftlich den Herrscherländern mehr Schaden als Nutzen bringt.



»MENSCHEN-HANDEL«: Eine Schweizer Porzellanmanufaktur fertigt die Figurengruppe um 1775 in mehreren Exemplaren – als exotischen Nippes für die Stuben der Bürger

Doch erst nach dem Ausbruch der Französischen Revolution 1789, mit der Revolte in Saint-Domingue, den Kriegen der anderen Mächte gegen Frankreich und der dort 1794 verkündeten Aufhebung der Sklaverei kommen die Geschäfte vorübergehend zum Erliegen. Basel selbst wird Anfang 1798 als erstes Mitglied der alten Eidgenossenschaft revolutioniert und noch im selben Jahr die Helvetische Republik ausgerufen (siehe Seite 82).

C

Christophe Bourcard in der Familienfiliale in Nantes gibt die Hoffnung dennoch nicht auf. Er rechnet auch in den Revolutionswirren mit einer Wiederaufnahme des Dreieckshandels. Und tatsäch-

lich hebt Frankreichs Machthaber Napoleon 1802 das Verbot der Sklaverei wieder auf. Doch wie schon beim Desaster der „L’Intrépide“ geraten Christophe Bourcard immer wieder Geschäfte zu schweren Fehlschlägen. Nach dem Tod seines Vaters 1812 hilft ihm das nicht geringe Erbe eine Zeit lang, seinen standesgemäßen Lebensstil aufrechtzuerhalten. Dann aber benötigt er dringend einen finanziellen Erfolg.

1814, kaum kehrt in Europa nach dem vorläufigen Triumph über Napoleon etwas Ruhe ein, stechen die Sklavenschiffe wieder in See. Bourcard beteiligt sich im folgenden Jahr mit 5000 Francs an einer Fahrt der „Le Cultivateur“, einem Segler, der 450 Verschleppte von der Mündung des Flusses Niger in die Karibik bringen soll.

Doch dann erreicht ihn im September 1815 die Nachricht, die britische Marine habe das Schiff beschlagnahmt. Die Briten haben den Sklavenhandel bereits 1807 in ihrem Herrschaftsgebiet verboten und verfolgen seit-her all jene Seefahrer, die dieses Verbot missachten.

Die Investition von insgesamt mehr als 300 000 Francs, die seine Geschäftsfreunde und Bourcard selbst geleistet haben, scheint unwiederbringlich verloren.

Der Kaufmann glaubt sich endgültig ruiniert und verfällt in Depression. In einem Brief an die Familie in Basel bezeichnet er sich als „boshafte Menschen“, der zu wenig Zeit auf Philosophie und Literatur verwen-

LITERATURTIPPS

THOMAS DAVID U. A.

»Schwarze Geschäfte –

Die Beteiligung von

Schweizern an Sklaverei und

Sklavenhandel im 18. und

19. Jahrhundert«

Gute Übersicht zum Thema

(Limmat Verlag).

SCHWEIZERISCHES

NATIONALMUSEUM (HG.)

»Indiennes – Stoff

für 1000 Geschichten«

Aktuelle historische

Einordnung (Christoph

Merian).

IN KÜRZE

Nicht nur mit Indiennes-Stoffen haben Schweizer im 18. und 19. Jahrhundert Anteil am gewinnbringenden Dreieckshandel, bei dem Europäer in Afrika Fertigwaren gegen Sklaven eintauschen und diese in Amerika oder der Karibik verkaufen – um mit wertvollen Rohstoffen an Bord wieder nach Europa zurückzusegeln. Es gibt kaum ein Geschäft in den Kolonien, in das keine Eidgenossen involviert sind. Doch das Wissen darum wurde lange totgeschwiegen.

det habe. Über das Schicksal der Sklaven schreibt er nichts. Noch im Oktober 1815 nimmt sich der 49-Jährige das Leben.

Zwei Jahre später, im August 1817, kehrt die „Le Cultivateur“ allerdings doch noch zurück nach Nantes, ein britisches Gericht hatte dem Schiff die Weiterreise gestattet.

Auch geschäftlich war die Fahrt eines der letzten von Schweizern mitfinanzierten Sklavenschiffe kein Fehlschlag: Die Versteigerung von 492 Menschen auf Martinique erbringt einen Erlös, der die Einlage der Aktionäre um 83 Prozent übertrifft. Mit dem Kauf von 400 Tonnen Zucker vor Ort kann der Profit sogar noch gesteigert werden.

Die Burckhardts ziehen sich wie andere Schweizer Familien allmählich aus dem Geschäft mit Kolonialwaren und Menschen zurück. Ihr Geld investieren die Schweizer Finanziere nun vor allem in die heimische Industrie. Aus Basels Manufakturen werden gewaltige Großbetriebe, die Textilien, Papier, Tabak- und Chemieprodukte vor allem für den Export produzieren.

Die Verstrickung der Schweizer in Sklavenhandel, Sklaverei und Kolonialismus hingegen wird totgeschwiegen und gerät mit der Zeit in Vergessenheit.

Obwohl bereits 1932 eine große Studie Licht auf dieses Kapitel der eidgenössischen Geschichte wirft, wird es in der Schweiz weitgehend ignoriert.

Bis die Familie Burckhardt ab 1971 das Jahrzehnte zuvor bei Abrissarbeiten ihres Geschäftssitzes nahe dem Basler Rheinufer aufgefundene Firmenarchiv für die Forschung freigibt – und damit ungewöhnlich detaillierte Einblicke ermöglicht in dieses Erbe der Eidgenossenschaft. ◇

IMPRESSUM

CHEFREDAKTEURE: Jens Schröder, Markus Wolff

REDAKTIONSLEITUNG: Joachim Telgenbüscher

MANAGING DESIGNER: Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION: Dr. Anja Fries (Konzept dieser Ausgabe), Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Samuel Rieth, Johannes Teschner

AUTOREN: Jörg-Uwe Albig,
Dr. Mathias Mesenhöller

BILDREDAKTION: Christian Gargerle,
Roman Rahmacher, Jochen Raiß

LAYOUT: Uwe Fischer, Frank Strauß

VERIFIKATION: Lenka Brandt,
Alice Passfeld, Andreas Sedlmair,
Stefan Sedlmair

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters

CHEF VOM DIENST / SCHLUSSREDAKTION:
Dirk Krömer

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG:
Marino Ferri, Kathrin Graf

REDAKTIONSASSISTENZ: Ümmük Arslan,
Anastasia Mattern (Buchrecherche)

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN:
Maike Köhler

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Jens Schröder, Markus Wolff

Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: appl druck GmbH,
Senefelderstraße 3–11, 86650 Wemding
Printed in Germany

Gruner + Jahr GmbH
Sitz von Verlag und Redaktion:
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0
Internet: www.geo.de/epoche

PUBLISHER: Frank Thomsen
(Stellvertreter: Toni Willkommen)
PUBLISHING MANAGER: Patricia Hildebrand
SALES DIRECTOR: Franziska Bauske / DPV
Deutscher Pressevertrieb
DIRECTOR BRAND PRINT + DIRECT SALES:
Heiko Hager, Ad Alliance GmbH
Verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen:
Fabian Rother – Head of Brand Print + Direct Sales,
Ad Alliance GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Es gilt die jeweils aktuelle Preisliste
unter www.ad-alliance.de

MARKETING: Pascale Victoir
HERSTELLUNG: G+J Herstellung,
Heiko Belitz (LtG.), Oliver Fehling

Heftpreis: 12,00 Euro (mit DVD: 19,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-01040-5;
978-3-652-01046-7 (Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097
© 2021 Gruner + Jahr, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,
BIC: DEUTDEHH

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 84

E-Mail: briefe@geo-epoche.de

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Anschrift: GEO-Versand-Service,
74569 Blaufelden

Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27

Telefax: +49 / 40 / 42 23 66 63

E-Mail: guj@sigloch.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Online-Kundenservice: www.geo.de/kundenservice
Telefon: 0049 / 40 / 55 55 89 90

Service-Zeiten: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Postanschrift: GEOEPOCHE Kundenservice,
20080 Hamburg

Preise Jahresabonnement:

72,00 € (D), 81,00 € (A), 114.00 sfr (CH)

mit DVD:

105,00 € (D), 120,00 € (A), 174.60 sfr (CH)

Studentenabonnement:

43,20 € (D), 48,60 € (A), 68.40 sfr (CH)

mit DVD:

66,60 € (D), 77,40 € (A), 118.80 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

USA: GEOEPOCHE is published by Gruner + Jahr GmbH
K.O.P.: German Language Pub.,
153 S Dean St, Englewood NJ 07631.
Periodicals Postage is paid at Paramus NJ 07652.
Postmaster: Send address changes to
GEOEPOCHE, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631.

KANADA: Sunrise News,
47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2,
Tel.: +1 647-219-5205,
E-Mail: sunriseorders@post.com

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titelbild: Schloss Chillon, eine ehemalige Burg der Grafen von Savoyen, am Genfer See im heutigen Kanton Waadt (Photochrom um 1900). **Rückseite:** Schweizer Flagge vor Alpengipfel.

TITEL: Library of Congress

INHALT: Elizabeth Main/Kulturarchiv Oberengadin: 4 l. o.; Christoph Schmidt/Gemäldegalerie, SMB /bpk-images: 4 r. o.; De Agostini/Getty Images: 4 l. m.; De Agostini/akg-images: 4 r. m.; British Library/akg-images: 4 u.; Bridgeman Images: 5 o.; The Print Collector/Alamy: 5 m.; Keystone/akg-images: 5 u.

ZWISCHEN TRADITION UND MODERNE: Library of Congress: 6/7, 7, 12 (2), 12/13, 20/21, 21; Bettmann Archive/Getty Images: 8, 15 o., 18; The LIFE Picture Collection/Getty Images: 9; ullstein bild: 10, 11 o., 14, 16; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv/Fotograf: Pfyffer, R. von; Synnberg, Emil: 11 u.; Sammlung Jochen Raiß: 15 u.; Granger/INTERFOTO: 17; alamy: 19 o.; Elizabeth Main/Kulturarchiv Oberengadin: 19 u.

MYTHOS SCHWEIZ: akg-images: 22/23; bpk-images: 24/25; Christoph Schmidt/Gemäldegalerie, SMB/bpk-images: 27

DIE SCHLACHT VON MARIGNANO: De Agostini/Getty Images: 28/29; Artokoloro/imago images: 30; Antiquariat Felix Lorenz/Interfoto: 31, 34; Florilegius/Alamy: 32/33; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 35; Falkenstein-foto/Alamy: 36

VORKÄMPFER EINER NEUEN LEHRE: De Agostini/akg-images: 40; Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv: 41-50 (8)

DER KÖNIG VOM SIMPLONPASS: Privatsammlung: 53

BASEL – DIE STADT DER PROFITEURE: British Library/akg-images: 54/55; Collection Cooper Hewitt/Smithsonian Design Museum: 55, 59 u., 63 u.; Kharbine-Tapabor/imago images: 56; Schweizerisches Nationalmuseum: 57, 64, 65; Incamerastock/Alamy: 58; Historisches Museum Basel: 59 o., 62, 63 o.; Staatsarchiv Basel-Stadt, BILD Falk. A 535: 60/61

DIE BEWEGTE GESCHICHTE DER EIDGENOSSENSCHAFT: TV-Yesterday/Interfoto: 67; Florilegius/Alamy: 68, 70, 72, 74, 76, 78; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 69, 73, 77

LESEZEICHEN: Swim Ink 2, LLC/Getty Images; Stefanie Peters für GEOEPOCHE; Swim Ink 2, LLC/Getty Images: 79

DER PRÄZISION VERPFLICHTET: Privatsammlung: 81

DIE HERRSCHAFT DER FRANZOSEN: Bridgeman Images: 82/83, 86; Keystone/akg-images: 84 o.; Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv: 84/85; Bernisches Historisches Museum: 87 o.; Keystone/akg-images: 88 u.; Heritage Images/Fine Art Images/akg-images: 89; adoc-photos/bpk-images: 90; Amt für Kultur des Kantons St. Gallen: 91

DIE GEBURT DER NATION: Keystone/akg-images: 93

WETTLAUF ZUM GIPFEL: Swim Ink 2, LLC/Getty Images: 94 o.; Christie's Images: 94 u.; The Print Collector/Alamy: 94/95; Magite Historic/Alamy: 96 o.; Artokoloro/imago images: 96 u., 97; Kharbine-Tapabor/imago images: 98 o., 99 o.; The History Collection/Alamy: 98 u., 100 u.; Christie's Images/Bridgeman Images: 99. u.; Keystone/dpa picture alliance: 101; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 102 o.; Antiqua Print Gallery/Alamy: 102/103 u.; Heritage Images/Fine Art Images/akg-images: 103 o., 107 o.; Privatsammlung: 103 u.; Stapleton Collection/Bridgeman Images: 104; Sunny Celeste/Alamy: 105; Chris Hellier/Alamy: 106; mooziic/Alamy: 107 u.

HELFER IN DER NOT: Privatsammlung: 109

DER DURCHBRUCH: Artokoloro/imago images: 110/111, 112, 113, 116, 122; Albatross/Alamy: 114; Stefanie Peters für GEOEPOCHE, unter Verwendung einer Vorlage von imago images: 115; De Agostini/akg-images: 117, 118/119; Creative Commons: 120; Keystone/akg-images: 121 (2)

IHRE WELT SIND DIE BERGE: Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv: 125

DIE WILLKOMMENEN: ullstein bild: 126 (Hintergrund), 126 l. o., 130 (Hintergrund); Privatsammlung: 126 l., 126 r. o., 127 l. u., 135 o.; Alinari/Getty Images: 131, 132; Austrian Archives/Imagno/Getty Images: 128; De Agostini/akg-images: 129 (Hintergrund), 133 (Hintergrund); akg-images: 129 u., 129 l. m.; Hulton Archive/Getty Images: 129 r. m.; Alamy: 130 l.; Sammlung Megele/SZ Photo: 130 r. u.; Bridgeman Images: 127, 133 r.; Photo12/imago images: 133 l.; Keystone/akg-images: 134 (Hintergrund); fine art images/Interfoto: 134 m.; Library of Congress: 135 u., 136; VG Bild-Kunst, Bonn 2021: 137

»DAS BOOT IST VOLL!«: Paul Glaser/SZ Photo: 138 (Hintergrund); Keystone/akg-images: 139, 146; Arkivi/akg-images: 140; akg-images: 142; RDB/ullstein bild: 143, 147; BR/Interfoto: 144; Bridgeman Images: 149; Yad Vashem: 151

DEN FRAUEN EINE STIMME: Staatsarchiv des Kantons Bern, N Gosteli 92: 153

INTERVIEW: Keystone/akg-images: 154; Privat: 155; SVP: 157

MENSCHEN DAHINTER: Privat (6): 158

WELT VON GEO: Sebastian Ahlers/Deutsches Historisches Museum/bpk-images: 159 l.; Samurai Museum Berlin: 159 r.

VORSCHAU: Leemage/imago images: 162 l.; Cornell University, Ithaca: 162 r.; imago images: 163 o.; Prawns/Alamy: 163 l. u.; Pictures From History/akg-images: 163 r. u.

RÜCKSEITE: Steve Forney/Dreamstime.com

**Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe
sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam
auf ihre Richtigkeit überprüft worden.**

Die SCHWEIZ

Die bewegte Geschichte
der EIDGENOSSENSCHAFT



TEXT: Dirk Hempel

Im Lauf von Jahrhunderten entsteht im Herzen Europas ein
einzigartiges politisches Gebilde, das erst spät zu einem geeinten Staat
verschmilzt – und bis heute auf seiner Eigenständigkeit beharrt

Daten, zu denen es in diesem Heft einen Beitrag gibt, sind rot markiert ●

Seit Jahrtausenden siedeln Menschen in der Region, in der sich ab etwa 1300 die Eidgenossenschaft formieren wird. Namengebend für die spätere *Confoederatio helvetica* (CH) ist der keltische Stamm der Helvetier. Bis 15 v. Chr. erobern die Römer nahezu das gesamte Territorium der heutigen Schweiz. Der größte Teil gehört in der Folge zum römischen Gallien, der Osten zur Provinz Rätien. Nach dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches um 500 n. Chr. und der Zeit der Völkerwanderung wird die Region Teil des Frankenreichs und schließlich des Heiligen Römischen Reiches, das unter der Oberherrschaft eines Königs oder Kaisers Hunderte von Fürstentümern und Städten vereint.

Lesen Sie dazu die Geschichte ab S. 22

1291

Ein auf Anfang August 1291 datiertes (möglicherweise aber einige Jahre später entstandenes) Dokument, der sogenannte Bundesbrief, bezeugt, dass sich die Leute von Uri, Schwyz und einer weiteren Talschaft (vermutlich ein Teil des dritten „Urkantons“ Unterwalden) gegenseitig geloben, Frieden zu wahren, Straftäter zu verfolgen und feindliche Angriffe abzuwehren. Uri und Schwyz besitzen bereits seit einigen Jahrzehnten die Reichsunmittelbarkeit, sie sind also nicht einem Fürsten oder anderen Feudalherrn unterstellt, sondern allein dem römisch-deutschen Herrscher.

1298

2. März. Truppen der freien Reichsstadt Bern besiegen im nahe gelegenen Oberwangen ein zahlenmäßig überlegenes Heer der Stadt Freiburg im Üechtland und deren adeligen Verbündeten aus der heutigen Westschweiz. Die Schlacht ist der Auftakt einer erfolgreichen Expansionspolitik Berns, das im

DIE SCHWEIZ ist nicht nur politisch vielfältig, sondern auch in ihren Traditionen. Dieser kolorierte Kupferstich zeigt eine Berner Köchin in typischer Kleidung. Wie die folgenden Darstellungen stammt die Zeichnung von dem französischen Künstler Louis-Marie Lanté (1789–1871)



Verlauf des 14. Jahrhunderts sein Territorium stetig erweitert und zum größten Stadtstaat nördlich der Alpen aufsteigt.

24. August. Albrecht I. aus dem Haus Habsburg wird zum römisch-deutschen König gekrönt, als zweiter Herrscher aus dem Geschlecht nach seinem Vater Rudolf I. Die Dynastie, deren Stammburg im heutigen Kanton Aargau liegt, hat unter Rudolf die Herrschaft über Österreich erlangt und ist zu europäischer Bedeutung aufgestiegen, verfolgt aber auch weiterhin das Ziel, ihren Einflussbereich in der späteren Schweiz zu erweitern.

1309

Albrechts Nachfolger als römisch-deutscher König, Heinrich VII. aus dem Haus Luxemburg, unterstellt Uri, Schwyz und Unterwalden dem Befehl eines Reichsvogts, Graf Werner von Homberg. Die auch auf Unterwalden (mit seinen zwei Teilen Nidwalden und Obwalden) ausgeweitete Reichsunmittelbarkeit der drei „Waldstätte“ wird zugleich bekräftigt.

1315

Schlacht am Morgarten.

Nachdem Schwyzer Bauern im Streit um von ihnen beanspruchte Weideflächen 1314 das Kloster Einsiedeln überfallen und Mönche verschleppt haben, bricht dessen Schutzherr Herzog Leopold I. von Österreich zu einer Strafexpedition auf. Doch die Schwyzer besiegen die Truppen des Habsburgers. Bald nach der Schlacht knüpfen die Schwyzer

das Bündnis mit Uri und Unterwalden noch enger. Im sogenannten Morgartenbrief, in dem sich die drei Bündnispartner erstmals als „Eidgenossen“ bezeichnen, geloben sie erneut gegenseitige Unterstützung und zudem eine gemeinsame Außenpolitik.

1320

Werner von Homberg kommt in Italien ums Leben, kurz darauf stirbt auch sein Sohn und Erbe. Die Gefahr, dass die Vogtei in eine erbliche Herrschaft übergehen könnte, ist damit ausgeräumt, ein neuer Reichsvogt wird nicht eingesetzt. Die drei Waldstätte unterstehen nun keinem anderen Herrn als dem römisch-deutschen König und auch keinem Verwalter mehr.

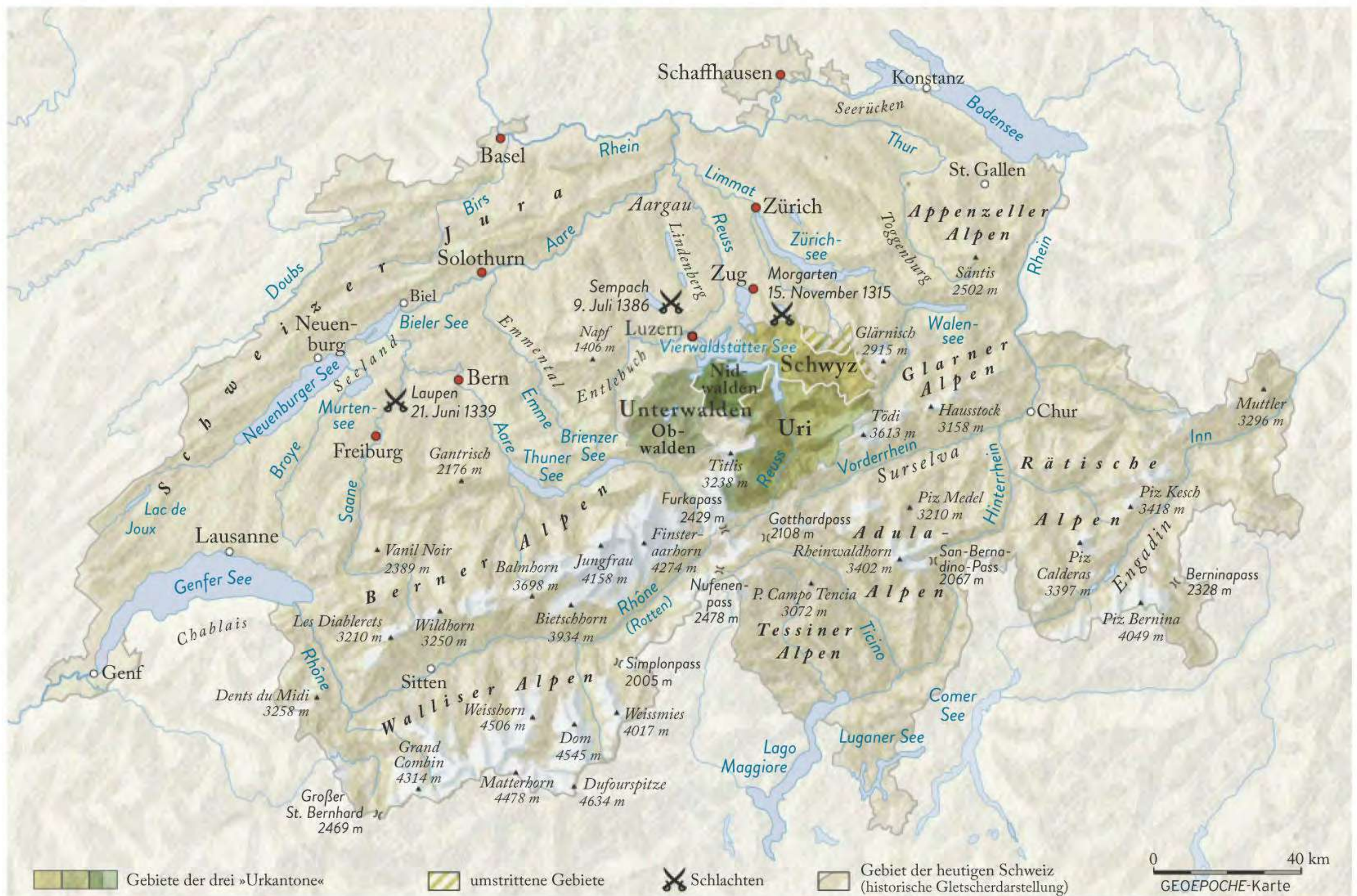
1332

Das zum Besitz der Habsburger gehörende Luzern schließt ein Bündnis mit Uri, Schwyz und Unterwalden. Auch wenn der Vertrag die herrschaftlichen Rechte der Habsburger ausdrücklich nicht antasten soll, streben Teile des Luzerner Rats vermutlich doch die Unabhängigkeit an, die endgültig aber erst 1415 erreicht wird.

1339

Ein 6000 Mann starkes Heer aus Bern besiegt bei Laupen die Truppen einer breiten Allianz von Fürsten, Bischöfen und der konkurrierenden Stadt Freiburg. Bern stärkt durch den Friedensschluss 1340 seine Vorherrschaft in der Region

DIE »URSCHWEIZ« um 1315



URI, SCHWYZ UND UNTERWALDEN sind die ersten drei Orte (wie man lange Zeit die späteren Kantone nennt), die sich 1315 als »Eidgenossen« verbünden. Der Rest der heutigen Schweiz besteht aus einer Vielzahl von Besitzungen verschiedener Fürstengeschlechter und geistlichen Herrschaften

der heutigen Westschweiz und nähert sich dem Bund der Waldstätte, der den Stadtstaat mit Truppen unterstützt hat.

1347

Ende des Jahres erreicht die sich in Europa ausbreitende Pest das Gebiet der heutigen Schweiz. Entlang der Handels- und Verkehrsrouten dringt die Seuche bald in die meisten Städte und Dörfer vor. In den folgenden drei Jahren fällt dem »Schwarzen Tod« rund ein Drit-

tel der Bevölkerung zum Opfer, schätzungsweise 350 000 Menschen. Pest-Epidemien bleiben eine ständige Bedrohung. Bis ins 17. Jahrhundert treten sie alle 10 bis 20 Jahre erneut auf, vor allem in der Westschweiz, mehrfach aber auch in der gesamten Eidgenossenschaft.

1348

Als sich mit der Pest auch das Gerücht verbreitet, die Krankheit sei die Folge von Brunnen-

vergiftungen durch Juden, kommt es zu Pogromen. Dutzende jüdische Gemeinden im Gebiet der heutigen Schweiz werden angegriffen. In Basel etwa zünden christliche Bürger im Auftrag des Rates am 16. Januar 1349 ein Holzhaus an, in das zuvor Jüdinnen und Juden getrieben wurden. Sie sterben in den Flammen.

1351

Um sich Verbündete in einem Konflikt mit den Habsburgern

zu sichern, vereinbart die freie Reichsstadt Zürich mit den Waldstätten und Luzern die gegenseitige Unterstützung. Das Bündnis ist eher locker und erlaubt Zürich auch die Teilhabe an anderen Allianzen.

1352

Das Landgebiet Glarus verbündet sich mit den Waldstätten und Zürich, um sich der habsburgischen Herrschaft zu entziehen. Glarus wird durch den Vertrag allerdings nicht zum

gleichwertigen Bündnispartner, vielmehr muss es sich der Oberhoheit der anderen unterstellen.

Im selben Jahr wird die ebenfalls habsburgische Stadt Zug mit ihrem Landgebiet von den Waldstätten sowie von Luzern und Zürich, das es auf die direkte Verbindung Richtung Gotthardpass abgesehen hat, nach kurzer Belagerung zu einem Bündnis gezwungen. Wenig später kann Herzog Albrecht II. von Österreich Glarus erneut unter habsburgische Herrschaft bringen, die das Land schließlich 1388 dauerhaft abschütteln kann.

1353

Bern verbündet sich mit den drei Waldstätten, um sich Beistand gegen rebellische Unter-

tanen in seinen weiter angewachsenen Landgebieten zu sichern. Der Bund wird bald um Bern betreffende Verträge der Waldstätte mit Zürich und Luzern erweitert. Obwohl die nunmehr acht „Orte“ – so die verbreitete Bezeichnung für die verbündeten Länder und Städte – eigentlich nur durch ein loses Netzwerk von separaten Abkommen mit jeweils unterschiedlichen Inhalten und Beteiligten zusammengehalten werden, werden sie in der Folge immer stärker als ein politisches Gebilde auftreten, das auch von außen so wahrgenommen wird: Die Eidgenossenschaft nimmt Gestalt an.

1367

Als der Fürstbischof von Chur sein hoch verschuldetes Territorium im heutigen Kanton Graubünden an die Habsburger verpachten will (die seit 1363 auch im benachbarten Tirol herrschen), fordern Geistliche, die Stadt Chur und die Talgemeinden des Fürstbistums Mitbestimmung bei der Verwaltung und in finanziellen Fragen sowie ein Verbot, kirchliche Güter ohne ihre Zustimmung zu veräußern. Der Fürstbischof muss einlenken. In der Folge trifft die später „Gotteshausbund“ genannte Allianz aus Churer Geistlichkeit, Stadtbürgern und ländlicher Führungs-

EIN MÄDCHEN

aus dem Gebiet von Schaffhausen. Zwischen den größeren Städten und den ländlichen Regionen kommt es immer wieder zu Konflikten

schicht regelmäßig zu Bundstagen zusammen, um Absprachen zu treffen und die Arbeit der Verwaltung zu kontrollieren.

1370

Zürich, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug verpflichten sich in einem weiteren Bundesbrief, Kaufleute und deren Waren auf dem Weg zwischen Zürich und dem Gotthardpass zu schützen, und bekunden, dass auch Amtsleute fremder Herren (etwa die der Habsburger in Luzern und Zug) zur Loyalität gegenüber den Eidgenossen verpflichtet seien. Gleiches soll für fremde Geistliche gelten (weshalb das Dokument später als „Pfaffenbrief“ bezeichnet wird). Der Vertrag zeigt das Bestreben, eine gemeinsame Rechtsordnung für das gesamte Bundesgebiet zu finden und den Prozess der Vereinheitlichung voranzutreiben.

1386

Schlacht bei Sempach. Nach mehreren Angriffen auf Besitzungen der Habsburger und Verstößen gegen ihre Herrschaftsrechte durch die Eidgenossen zieht Herzog Leopold III. mit einem großen Ritterheer gegen die aufbegehrende Stadt Luzern. Am 9. Juli bringen die Luzerner im Bund mit Uri, Schwyz und Unterwalden dem Habsburger jedoch eine vernichtende Niederlage bei. Neben dem Herzog selbst werden zahlreiche seiner adeligen Gefolgsleute getötet.

1388

Graf Amadeus VII. von Savoyen marschiert mit seinem

Heer in das Fürstbistum Sitten ein, das den oberen Teil des Wallis umfasst, des von hohen Bergketten gesäumten Tals der Rhône bis zum Genfer See. Den unteren Teil haben die Savoyer bereits im 13. Jahrhundert ihrem Territorium einverleibt, nun wollen sie das ganze Wallis erobern. Doch die sieben Zenden, wie die dortigen Kommunen heißen, die neben Adel und Bischof die Landespolitik mitgestalten, schlagen die Savoyer zurück.

1393

Die acht Orte der Eidgenossenschaft sowie Solothurn schließen mit dem „Sempacherbrief“ ein weiteres Bündnis. Das Dokument rechtfertigt die Schlacht von 1386 als Widerstand gegen die habsburgische Tyrannei und festigt damit eine gemeinsame eidgenössische Identität. Der im folgenden Jahr mit Habsburg vereinbarte 20-jährige Friede stabilisiert die Beziehungen zum mächtigen Nachbarn.

1395

21 Gemeinden in den Tälern an Vorder- und Hinterrhein schließen mit den adeligen Herren der Region ein Bündnis, dem in der Folge weitere Mitglieder beitreten. Die ab 1424 übliche Bezeichnung „Grauer Bund“ gibt dem heutigen Graubünden seinen Namen.

1403

Die sieben Zenden des Wallis und der Bischof von Sitten schließen ein Bündnis mit Luzern, Uri und Unterwalden. Seitdem gilt das Wallis als



DIE

EIDGENOSSEN

triumphieren über

DAS HEER

DER HABSBURGER

„Zugewandter Ort“ der Eidgenossenschaft. Diesen Status besitzen Städte und Länder, die durch Verträge mit Teilen der Eidgenossenschaft auch dem Bund als Ganzem nahestehen, ohne selbst als vollwertiges Mitglied zu gelten. Sie erhalten militärischen Beistand, Teilhabe an weiteren Bündnissen, Zusammenarbeit bei Zöllen, Handel und Justiz, manche dürfen auch einen stimmberechtigten Vertreter an die Tagsatzung entsenden. So bezeichnen die Eidgenossen die Versammlungen, auf denen ihre Abgesandten gemeinsame Angelegenheiten beraten, verbindliche Beschlüsse fassen und internationale Verträge beschließen.

1415

Die Eidgenossen (ohne Uri) besetzen im Namen des römisch-deutschen Königs Sigismund weite Teile des Aargaus, der zum Machtbereich der Habsburger gehört. Der König aus dem Haus Luxemburg will damit den abtrünnigen Herzog Friedrich IV. von Habsburg bestrafen. Luzern, Bern und Zürich annektieren kurzerhand die für sie strategisch wichtigen Gebiete. Die übrigen Regionen aber erklären die Eidgenossen zu „Gemeinen Herrschaften“, Untertanengebiete, die sie fortan gemeinsam verwalten. Als Folge sind die Orte gezwungen, stärker miteinander zu kooperieren, die Tagsatzung gewinnt an Bedeutung.

1429

Ein Schiedsspruch beendet den Krieg, den das Land Appenzell seit 1401 gegen seinen Landes-

herrn, den mit Österreich verbündeten Fürstabt des Klosters St. Gallen, um alte Rechte und Pflichten geführt hat. In dem von den Eidgenossen initiierten Friedensschluss wird nun festgelegt, dass die Appenzeller dem Kloster zwar weiterhin Abgaben leisten müssen, aber volle Selbstbestimmung erhalten. Dadurch löst sich Appenzell von der Herrschaft der Fürstabtei und nähert sich der Eidgenossenschaft weiter an, mit deren Mitgliedern (außer Bern) es schon 1411 ein Schutzbündnis als Zugewandter Ort geschlossen hat.

1436

Als Graf Friedrich VII. von Toggenburg, zu dessen Herrschaftsgebiet auch große Teile des heutigen Graubünden gehören, ohne Erben stirbt, schließen sich die dortigen Gemeinden („Gerichte“) in Davos zum „Zehngerichtebund“ zusammen, um ihre Rechte zu wahren.

1439

Der Streit zwischen Zürich und Schwyz um das Erbe des Grafen von Toggenburg im Bereich des heutigen Kantons St. Gallen gibt Anlass zu einem Krieg der beiden Eidgenossen gegeneinander, in dem sich zeitweise alle anderen Orte mit Schwyz verbünden. Mehrfach verwüsten und plündern ihre Truppen das Züricher Landgebiet, auch nachdem der Stadtstaat 1442 mit den Habsburgern einen Bund schließt. Nach wechselvollem Kriegsverlauf muss Zürich 1450 in einem Friedensvertrag das Bündnis mit Österreich lösen und den Vorrang der Eidgenossenschaft anerkennen. Im Ergebnis festigt sich das politische Gebilde dadurch erheblich.

1451

Der Fürstabt von St. Gallen sucht das Bündnis mit den wieder geeinten Eidgenossen Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus und erhält als Zuge-

wandter Ort Schutz für sein Territorium. Drei Jahre später folgt die Stadt St. Gallen seinem Beispiel. Für den Schutz muss sie bei den Kriegszügen der Eidgenossen fortan Truppen stellen, erhält aber keinen Anteil an der Beute.

1459

Der Rat der Stadt Basel erhält von Papst Pius II. die Erlaubnis, eine Universität zu gründen, die erste auf dem Gebiet der heutigen Schweiz.

1460

Die Eidgenossen erobern den zum habsburgischen Einflussbereich zählenden Thurgau – und dehnen mit dem nun als Gemeine Herrschaft verwalteten Gebiet ihre Grenze bis an den Bodensee aus.

1471

Der Zehngerichtebund schließt ein Abkommen mit dem Grauen Bund, wie schon 1450 mit dem Gotteshausbund. 1497/98 schließen Gotteshausbund und Grauer Bund zudem Verträge mit der Eidgenossenschaft, aufgrund derer die Drei Bünde, die sich 1524 eine gemeinsame Verfassung geben, als Zugewandter Ort gelten.

1474

König Ludwig XI. von Frankreich vermittelt einen Vertrag zwischen den Eidgenossen und dem Habsburger Herzog Sigismund von Tirol, in dem dieser die Eroberungen der ehemals seinem Geschlecht gehörenden Gebiete anerkennt. Die später „Ewige Richtung“ genannte Vereinbarung soll den seit 1315

immer wieder aufflammenden Konflikt der verbündeten Orte mit den Habsburgern beenden.

1475

Nachdem der Bischof von Sitten und die Walliser Zenden einen militärischen Beistandspakt mit Bern geschlossen haben, greifen beide Parteien das Herzogtum Savoyen an. Die Walliser erobern das savoyische Unterwallis und erklären es zwei Jahre später zu ihrem Untertanengebiet. Auch Bern erweitert seine Besitzungen auf Kosten der Savoyer.

1477

Bei Nancy besiegt ein Heer des Herzogs von Lothringen, darunter 8000 Söldner aus

der Eidgenossenschaft, die Truppen Karls des Kühnen von Burgund, der in der Schlacht stirbt. Die Schlacht ist Höhepunkt der Burgunderkriege zwischen 1474 und 1477, in denen die eidgenössischen Orte erstmals in Konflikte der europäischen Großmächte verwickelt werden und selbst zum Machtfaktor aufsteigen.

Die siegreichen Soldaten der Eidgenossenschaft werden als Söldner bald in ganz Europa eingesetzt. Die sogenannten Reisläufer (von „Reise“ im Sinne von Heerfahrt) entfliehen der Armut, die in vielen Alpentälern herrscht. Den eidgenössischen Eliten bringt die Vermittlung von Söldnern weiteren Wohlstand.

1478

Die Truppen Uri schlagen bei Giornico ein Heer des Herzogs von Mailand in die Flucht und annektieren einen Teil des heutigen Tessins. Schon seit Anfang des Jahrhunderts versuchen eidgenössische Orte, vor allem Uri und Unterwalden, immer wieder durch Kriegszüge ihre Herrschaft auf die Gebiete südlich des Gotthardpasses auszudehnen.

1481

„**Stanser Verkommnis**“. Mit Regelungen über das Verhalten

LUZERN zählt zu den bedeutendsten Städten der Schweiz. Bemerkenswert an der Tracht dieser Bürgerin sind der Kopfschmuck und die fußlosen Strümpfe

der Bundesmitglieder untereinander beendet der Vertrag einen langjährigen Konflikt zwischen den Stadtorten der Eidgenossenschaft und den Länderorten. Entbrannt war er an der Weigerung der ländlichen Orte, weitere Städte in den Bund der Acht aufzunehmen, da sie deren wachsenden Einfluss und den Verlust ihrer Eigenständigkeit fürchteten. Nun sehen sie sich gegen Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten geschützt. Zeitgleich mit der Übereinkunft wird die Eidgenossenschaft durch Verträge mit Solothurn und Freiburg um zwei weitere Stadtorte erweitert.

1499

Der Frieden von Basel beendet einen Krieg der Eidgenossen, des Gotteshausbundes und des Grauen Bundes gegen Maximilian I. von Österreich, seit 1486 zum römisch-deutschen König aufgestiegen, und ein schwäbisches Bündnis. Die Eidgenossen und ihre Verbündeten hatten an mehreren Fronten vom Vorarlberg bis ins Elsass militärische Siege erzielt, territoriale Gewinne können sie jedoch nicht davontragen. Hochrhein und Bodensee im Norden sowie der Alpenrhein im Osten sind damit die Grenzen der eidgenössischen Expansion in diese Richtungen.

1501

Basel und wenig später Schaffhausen treten der Eidgenossenschaft bei, die nun auf zwölf Orte angewachsen ist. Mit rund 10 000 Einwohnern ist Basel jetzt die größte Stadt der Eidgenossenschaft.

1506

Papst Julius II. segnet seine aus 150 Eidgenossen bestehende neue Leibwache. Die Söldner sorgen für die Sicherheit des Heiligen Vaters, bewachen die Eingänge seiner Residenz in Rom und begleiten ihn auf Reisen.

1512

Im Auftrag einer Koalition, der unter anderem der Papst und der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches angehören, erobert ein eidgenössisches Söldnerheer die von Frankreich besetzte norditalienische Handelsmetropole Mailand. Mit Zustimmung ihrer Verbündeten erklären die Eidgenossen nun das Herzogtum Mailand zu ihrem Protektorat – und betreiben damit erstmals eine eigene Großmachtpolitik.

1513

Appenzell wird als 13. Ort in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Damit ist die Zusammensetzung der Mitglieder des Bundes für die folgenden Jahrhunderte abgeschlossen: Bis 1798 bleibt die Zahl der Orte unverändert.

1515

Schlacht von Marignano. Unweit von Mailand werden die Soldaten der Eidgenossen von den mit modernster Artillerie ausgerüsteten Truppen des französischen Königs Franz I. vernichtend geschlagen. Das Herzogtum fällt wieder an Frankreich zurück. Die Niederlage bedeutet das Ende der kurzlebigen Großmachtpolitik der 13 Orte.

Lesen Sie dazu die Geschichte ab S. 28



NACH DEM WESTFÄLISCHEN FRIEDEN 1648



INZWISCHEN AUF 13 ORTE angewachsen und durch von ihnen beherrschte Gebiete ergänzt, erlangt die Eidgenossenschaft 1648 de facto die Souveränität als unabhängiger Staatenbund – gemeinsam mit ihren langjährigen Verbündeten, den »Zugewandten Orten«

1516

Nach seinem Schlachtensieg bei Marignano schließt der französische König mit den 13 Orten einen „ewigen“ (unbefristeten) Frieden und gesteht ihnen ihre Eroberungen im heutigen Tessin auf der Südseite der Alpen zu. Damit steht die Südgrenze des eidgenössischen Territoriums fest.

1523

Der Züricher Rat führt im Einklang mit dem Prediger

Lesen Sie dazu die Geschichte ab S. 40

Ulrich Zwingli die Reformation ein und ordnet das kirchliche, aber auch das gesellschaftliche Leben in der Stadt und dem ihr untertanen Gebiet neu. Unter anderem schließt der Rat Klöster, zieht Kirchenbesitz ein, lässt Heiligenbilder entfernen und schafft den Zölibatszwang für Geistliche ab, 1525 ersetzt er die Messe durch das evangelische Abendmahl.

Die Reformation, die bald auch in St. Gallen, Bern, Basel und Schaffhausen von den Stadtoberen umgesetzt wird,

spaltet die Eidgenossenschaft. Vor allem die Innerschweizer Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern halten am alten Glauben fest und sehen sich durch die Reformen in den Stadtstaaten bedroht.

1529

Weil er die Lehren Zwinglis verbreitet hat, wird der Pfarrer Jakob Kaiser auf Befehl des Ortes Schwyz verhaftet und als Ketzer verbrannt. Daraufhin erklärt Zürich, unterstützt von

Bern, den katholischen Orten Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern den Krieg. Doch bevor es zum Kampf kommt, schließen die Gegner einen Frieden, der den Reformierten erlaubt, ihre Lehre in den Gemeinen Herrschaften und in Zugewandten Orten wie der Fürstabtei St. Gallen zu verbreiten.

1531

Zürich und Bern blockieren die Lieferung von Getreide und

Salz in die Innerschweizer Orte, um sie zu zwingen, reformierte Predigten auf ihrem Territorium zu erlauben. Die vom Boykott Betroffenen erklären daraufhin Zürich den Krieg und schlagen dessen Truppen. Der Reformator Zwingli, der das Züricher Aufgebot begleitet hat, kommt ums Leben.

Nach einer weiteren Niederlage der reformierten Truppen wird ein neuerlicher Friedensvertrag geschlossen, der den siegreichen Katholiken eine Dominanz in den Gemeinden Herrschaften zuspricht, den eidgenössischen Orten aber die freie Entscheidung lässt, welchem Glauben sie folgen wollen. Damit ist die Grundlage für eine Koexistenz von Reformierten und Altgläubigen geschaffen. Die konfessionelle Spaltung der Eidgenossenschaft wird jedoch bis ins 19. Jahrhundert immer wieder zu Konflikten führen.

1536

Bern und Freiburg erobern das savoyische Waadtland nördlich des Genfer Sees, auch das Wallis gewinnt ein weiteres Gebiet von den Savoyern hinzu. Durch die letzte bedeutende militärische Erweiterung des eidgenössischen Territoriums reicht das vom reformierten Bern beherrschte Gebiet nun bis zur Stadt Genf, die sich zeitgleich zur Republik erklärt und ebenfalls die Reformation angenommen hat. Aufgrund seiner isolierten Lage auf Bern als Schutzmacht angewiesen, bleibt Genf gleichwohl unabhängig und gilt als Zugewandter Ort der Eidgenossenschaft.

1541

Der Genfer Rat nimmt die neue Kirchenordnung des gestrengen Theologen Johannes Calvin an, die Stadt entwickelt sich in der Folge zu einem Zentrum der Reformierten in Europa. 1549 einigt sich Calvin mit Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger über bisher strittige Glaubensinhalte,

vor allem über die Bedeutung des Abendmahls.

1572

In Frankreich kommen bei einem antiprotestantischen Pogrom Tausende Hugenotten ums Leben. Schon seit Beginn der Reformation sind die Anhänger des neuen Glaubens in Frankreich Verfolgungen ausgesetzt, viele siedeln sich im 16. und 17. Jahrhundert in den französischsprachigen Gebieten der Westschweiz an und beleben dort die Wirtschaft. In Genf entwickeln französische Uhrmacher gemeinsam mit lokalen Goldschmieden kunstvolle Zeitmesser und begründen damit die Schweizer Uhrenindustrie, die sich entlang des Jura auch im Fürstentum Neuenburg (Neuchâtel) und im Fürstbistum Basel ausbreitet, beides überwiegend französischsprachige Zugewandte Orte der Eidgenossenschaft.

1597

Die „Rhoden“ genannten Gebietseinheiten des Landes Appenzell beschließen, sich in zwei Staatswesen zu trennen, die katholischen inneren Rhoden und die reformierten äußeren Rhoden. Wie bei Unterwalden mit den selbstständigen Teilen Nidwalden und Obwalden wird Appenzell aber noch über Jahrhunderte als ein Ort gezählt.

1618

Der Dreißigjährige Krieg, der große Teile des Heiligen Römischen Reiches verheeren wird, beginnt. Während der Freistaat der Drei Bünde wegen seiner

strategisch wichtigen Lage zwischen Tirol und Italien bald in den Konflikt um Macht und Glauben hineingezogen wird, bleibt die Eidgenossenschaft samt den anderen Zugewandten Orten von den Kriegswirren weitgehend verschont. Trotz der fortschreitenden konfessionellen Spaltung und verschiedentlicher Bündnisse der einzelnen Orte mit katholischen oder protestantischen Mächten halten sich die Eidgenossen an eine gemeinsame Politik der Nichteinmischung. Zugleich sind sie von allen kriegführenden Parteien als Reservoir für Söldner umworben und werden auch deshalb von diesen nicht angegriffen.

1640

Als der Warenverkehr über die Bündner Pässe und den Gott hard während des Dreißigjährigen Krieges einbricht, richtet der Unternehmer Kaspar Stockalper einen wöchentlichen Kurierdienst zwischen Genf und Mailand ein – und baut den Simplonpass im Wallis zu einem der wichtigsten Alpenübergänge aus.

1648

Im Westfälischen Frieden, der den Dreißigjährigen Krieg beendet, werden die Eidgenossenschaft und ihre Verbündeten auch formal von allen Verpflichtungen gegenüber dem Heiligen Römischen Reich befreit. Praktische Bedeutung hat die „Exemption“ nur für Basel und Schaffhausen sowie einige Zugewandte Orte, deren reichsrechtlicher Status noch unklar war. De jure eigentlich weiterhin Teil des Reichs, wird der Eidgenossenschaft von den

Lesen Sie dazu die Geschichte auf S. 49

Lesen Sie dazu die Geschichte auf S. 52

EINE BEWOHNERIN
des Waadtlands bei
der Traubenernte. Ihr
Kleidungsstil entspricht
eher städtischem
Geschmack als dörf-
lichem Brauchtum



Großmächten dennoch die völkerrechtliche Souveränität zuerkannt. Vielen Schweizern scheint die staatliche Selbstständigkeit allerdings wenig bedeutsam. So zieren Reichsinsignien noch lange öffentliche Gebäude und Münzen.

1656

Nachdem drei Jahre zuvor Bauernaufstände die Eidgenossenschaft erschüttert haben, spitzen sich die konfessionellen Konflikte abermals zu. Als Zürich reformierte Flüchtlinge aus dem katholischen Schwyz aufnimmt und damit gegen die seit 1531 geltenden Regelungen verstößt, kommt es zum Streit zwischen den beiden Orten, infolgedessen Zürich und Bern im Januar 1656 den fünf katholischen Orten der Innerschweiz den Krieg erklären. Während die Züricher erfolglos die katholische Stadt Rapperswil belagern, werden die Berner Truppen bei Villmergen im Aargau vernichtend geschlagen. Der Friedensvertrag bestätigt die 1531 vereinbarte religiöse Souveränität der Orte und damit den Standpunkt der Katholiken.

1707

Die Stände des Fürstentums Neuenburg wählen den calvinistischen preußischen König Friedrich I. zum Herrscher über den reformierten Zugewandten Ort westlich von Bern. Sie wenden sich damit gegen die Einflussnahme durch das katholische Frankreich, das seit der Annexion der angrenzenden Freigrafschaft Burgund direkter Nachbar ist. Fortan verwaltet ein preußischer Gouverneur das Fürstentum.

1712

Langjährige Streitigkeiten zwischen dem katholischen Fürstbistum von St. Gallen und der mehrheitlich reformierten Bevölkerung der zu seinem Herrschaftsgebiet zählenden Region Toggenburg geben den Anlass für einen weiteren militärischen Konflikt der reformierten Stadtstaaten Zürich und Bern mit den Innerschweizer Orten, an dem sich auch mehrere Zugewandte beteiligen. Wiederum bei Villmergen treffen die Berner Truppen auf das Aufgebot der katholischen Orte, tragen nun aber in einer blutigen Entscheidungsschlacht den Sieg davon. Der Friedensvertrag stärkt die Reformierten und bringt Bern und Zürich die seit Langem angestrebte Vorherrschaft gegenüber den Innerschweizer Orten.

1776

35 Afrikaner sterben in Portonovo, Westafrika, bei dem Versuch, einem von Basler

DIE

REFORMATION

führt zu

SPALTUNG

UND GEWALT

Lesen Sie dazu die Geschichte ab S. 54

Kaufleuten finanzierten Handelsschiff zu entfliehen, das sie als Sklaven nach Amerika bringen soll. Bis 1830 sind Schweizer direkt oder indirekt an der Verschleppung in die Sklaverei von etwa 172 000 Menschen beteiligt.

1794

„Stäfner Memorial“. Die Honoratioren der Züricher Untertanengebiete fordern schriftlich die Gleichstellung mit dem Stadtbürgertum ein. Außerdem verlangen sie mehr Rechte und weniger Abgaben, Handels- und Gewerbefreiheit. Die Züricher Stadtregierung fürchtet den Ausbruch revolutionärer Proteste und greift hart durch: Die Petition wird öffentlich verbrannt, die Bittsteller werden brutal bestraft.

1798

Nach der Besetzung des Landes durch Truppen des revolu-

Lesen Sie dazu die Geschichte ab S. 82

tionären Frankreichs wird am 12. April die „Helvetische Republik“ ausgerufen. Die unter Anleitung der Pariser Regierung ausgearbeitete Verfassung sieht einen nationalen Einheitsstaat vor, in dem Rechtsgleichheit, Volkssouveränität und Gewaltentrennung herrschen. Die ehemals eigenständigen 13 Orte werden zu Verwaltungseinheiten herabgestuft und mit einstigen Untertanengebieten und Zugewandten Orten gleichgestellt. Die Eidgenossenschaft umfasst nun 22 Kantone, darunter etwa der Aargau und das Waadtland (als Kanton Léman). Neben Deutsch sind jetzt erstmals auch Französisch und Italienisch als Amtssprachen zugelassen. Doch das Experiment der Republik scheitert am Widerstand der konservativen Orte – und am eigennützigen Gebahren Frankreichs, das die Schweiz vor allem als Reservoir für Geldzahlungen und Soldaten betrachtet.

1803

Mediationsverfassung. Napoleon Bonaparte, Revolutionsgeneral und Erster Konsul der Französischen Republik, diktiert der Eidgenossenschaft eine neue, föderale Verfassung. Die Bundesgewalt liegt nun bei der Tagsatzung und ihrem Vorsitzenden, dem Landammann. Damit beendet Napoleon einen seit Langem andauernden Verfassungskonflikt zwischen Anhängern und Gegnern der Helvetischen Republik, der sich nach dem Abzug der französischen Besatzung im Jahr zuvor zu bürgerkriegsartigen Kämpfen ausgeweitet hat.

1815

Auf dem Wiener Kongress, der die europäische Staatenwelt nach dem Sieg über Napoleon neu ordnet, bestätigen die teilnehmenden Herrscher die „immerwährende Neutralität“ der Schweiz. Zudem schlagen sie der Eidgenossenschaft unter anderem Genf und das Wallis zu und erschaffen so die bis heute bestehenden Außengrenzen der Schweiz. Im August beschwören 22 Kantone ihren neuen Bund souveräner Kleinstaaten, der bis 1848 bestehen bleibt. Die 13 alten Orte richten weitgehend wieder ihre überkommenen Verfassungen ein, in denen etwa die Vorherrschaft der Patrizier erneut festgeschrieben wird.

1830

Das wirtschaftlich erfolgreiche Bürgertum erkämpft sich in

Zürich, Bern und weiteren Kantonen liberale Verfassungen, die unter anderem das Wahlrecht für breitere Schichten, Gewaltenteilung und einzelne Grundrechte wie Presse- und Glaubensfreiheit vorsehen. Die Wirtschaft wächst, aber die Verwerfungen zwischen den politisch und konfessionell unterschiedlich orientierten Kantonen nehmen zu.

1847

August. Die erste Eisenbahnstrecke ganz auf Schweizer Boden wird eröffnet. Mit dem Ausbau des Streckennetzes beschleunigt sich der Eintritt der Schweiz in das Industriezeitalter. Vor allem durch ihre Elektro-, Chemie- und Maschinenproduktion, etwa den Bau und Export von Turbinen für Wasserkraftwerke, wird das Land bis zum Ende des Jahrhunderts zu einer der führenden Industrienationen Europas.

November. Als die Tagsatzung, an der die Liberalen und Radikal-Liberalen nach Wahlen im Kanton St. Gallen in der Mehrheit sind, ein Verteidigungsbündnis von sieben katholisch-konservativen Kantonen verbietet, kommt es zum Bürgerkrieg. Die verbündeten Katholiken, die die weitgehende Souveränität der Kantone bewahren wollen und den von

Liberalen und Radikalen angestrebten modernen Nationalstaat ablehnen, unterliegen innerhalb weniger Wochen.

1848

Eine Kommission unter dem Vorsitz des radikal-liberalen Berners Ulrich Ochsenbein erarbeitet eine neue Verfassung für die Schweiz. Sie begründet den Bundesstaat, wie er bis heute existiert. Die Volksvertretung besteht aus zwei Kammern, dem Nationalrat, dessen Abgeordnete in landesweiten Wahlen ermittelt werden, und dem Ständerat, in den jeder der 22 Kantone zwei Vertreter entsendet, bei den drei geteilten Kantonen (seit 1833 auch der in Stadt und Landschaft getrennte Kanton Basel) je einen pro „Halbkanton“. Beide Kammern wählen die Regierung, den siebenköpfigen Bundesrat. Die Kantone behalten weitreichende Kompetenzen über Gesetzgebung, Polizei, Bildung, Verkehr und Militär. Die Verfassung liberalisiert die Wirtschaft, schafft die Zölle zwischen den Kantonen ab und erleichtert Handel und Personenverkehr.

1859

Die Bundesregierung verbietet die Anwerbung von Söldnern und beendet die jahrhundertealte Praxis des Reislaufens.

1863

Der Schweizer Geschäftsmann Henry Dunant fordert eine Konvention zum Schutz der Kriegsverletzten und bewirkt die Gründung des späteren Internationalen Komitees vom Roten Kreuz in Genf.

1865

Als erster Mensch erreicht der britische Bergsteiger Edward Whymper am 14. Juli den 4478 Meter hohen Gipfel des Matterhorns. Während des Abstiegs kommen vier Teilnehmer seiner Expedition ums Leben. Das Unglück macht das Matterhorn und den Ort Zermatt weltweit berühmt, wie sich überhaupt die Schweizer Alpen zu einem beliebten Touristenziel entwickeln.

1866

Der Bundesrat beschließt die Streichung des Verfassungsartikels, der Juden die freie Niederlassung verbietet – nach einer Volksabstimmung, bei der 53 Prozent der Schweizer der Gesetzesänderung zugestimmt haben. Die allgemeine Religions- und Kultusfreiheit wird jedoch erst mit der Totalrevision der Bundesverfassung 1874 eingeführt.

1882

Nach fast zehn Jahren sind die Bauarbeiten am Gotthardtunnel beendet, mit 15 Kilometern nun der längste Tunnel der Welt. Zeitweise haben Tausende Arbeiter unter härtesten Bedingungen geschuftet, mehrere Hundert sind umgekommen. Die Eisenbahnstrecke durch das Gotthardmassiv bindet die Schweiz in Nord-Süd-Richtung in das europäische Verkehrsnetz ein. Bereits im ersten Betriebsjahr lässt sie die Wirtschaft des Landes weiter wachsen. Später folgen der 1980 fertiggestellte Straßentunnel und 2016 schließlich der 57 Kilometer lange Gotthard-Basistunnel.



MODERNE MODE
verdrängt die Trachten mit der Zeit. Doch ab dem späten 19. Jahrhundert entdecken die Schweizer sie wieder, etwa bei Festumzügen (junge Frau aus Glarus)

Lesen Sie dazu die Geschichte auf S. 92

Lesen Sie dazu die Geschichte auf S. 108

Lesen Sie dazu die Geschichte ab S. 94

Lesen Sie dazu die Geschichte ab S. 110

DIE NEUE EIDGENOSSENSCHAFT 1815



NACH DER NIEDERLAGE Napoleons ordnet der Wiener Kongress 1815 Europa neu – und schafft die Grenzen der Schweiz, die weitgehend noch heute gültig sind. Zu einem gemeinsamen Bundesstaat vereinen sich die nun 22 Kantone allerdings erst 1848

1888

Arbeiter gründen die Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SP), deren Ziel unter anderem die Verstaatlichung der Wirtschaft ist. 1894 organisieren sich die das Staatswesen maßgeblich prägenden, bis dahin aber nur locker verbundenen Liberalen in der Freisinnig-demokratischen Partei (FDP), deren katholisch-konservativer Gegenpol sich im gleichen Jahr den Namen Katholische Volkspartei gibt (heute Christdemokratische Volkspartei, CVP).

1914

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs bleibt die Schweiz neutral, versetzt aber die Armee gegen mögliche Angriffe in Bereitschaft. Schweizer Unternehmen beliefern die Kriegsparteien mit Munition, Aluminium, Kupfer oder Zement. Auch die Banken machen gute Geschäfte.

1918

Im November entladen sich soziale Spannungen zwischen

Unternehmern, die durch den Krieg zu Reichtum gekommen sind, und verarmenden Arbeitern in einem landesweiten Generalstreik. Die Protestierenden fordern unter anderem Neuwahlen, das Frauenstimmrecht, die 48-Stunden-Woche und eine Altersversicherung. Als das Militär aufmarschiert, bricht der Streik zusammen.

1920

In einer Volkabstimmung spricht sich die Mehrheit der

Wahlberechtigten dafür aus, dem Völkerbund als Gründungsmitglied beizutreten. Möglich wird die Zustimmung, weil die Großmächte USA, Großbritannien und Frankreich die Neutralität der Schweiz anerkennen und das Land von der Verpflichtung zur Teilnahme an militärischen Sanktionen befreien. Sitz des Völkerbundes wird Genf. Auch die Vereinten Nationen beziehen hier 1946 ihren Sitz in Europa – doch erst 2002 wird die Schweiz selbst Mitglied der UNO.

1934

Am 8. November wird das Bankgeheimnis per Gesetz verankert, die Weitergabe von Kundendaten unter Strafe gestellt. Davon profitieren unter anderem auch vom NS-Regime Verfolgte, die in die Schweiz fliehen.

1938

20. Februar. Die Schweizer Wähler erklären in einer Volksabstimmung Rätoromanisch zur vierten Landessprache. Tatsächlich handelt es sich um eine Gruppe verschiedener Idiome und Dialekte, die auf das Latein der Bevölkerung in der römischen Provinz Rätien zurückgehen und bis heute von vielen Menschen im Kanton Graubünden gesprochen werden.

4. Oktober. Einstimmig heißt der Bundesrat den Vor-

schlag der deutschen Behörden gut, die Pässe deutscher Juden – zu denen nun auch Juden aus Österreich zählen – mit einem aufgestempelten „J“ zu kennzeichnen. Deutschland reagiert damit auf die Ankündigung der Schweizer, eine Visumpflicht für Deutsche einführen zu wollen. Die Verantwortlichen in der Schweiz fürchten eine „Verjudung“ ihres Landes, weisen zahlreiche Juden beim Versuch der Einreise ab.

1939

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs bekräftigt die Schweiz ihre Neutralität – und unterhält weiterhin Handelsbeziehungen mit sämtlichen Kriegsparteien. Auch das nationalsozialistische Deutschland wird mit Kriegsmaterial und Devisen unterstützt. Außerdem kaufen Schweizer Banken während des Krieges insgesamt Gold im Wert von 1,2 Milliarden Franken aus Deutschland, das zu einem großen Teil aus dem Vermögen besetzter Länder sowie aus dem Besitz von Opfern des Holocaust stammt. Die umfassende Aufarbeitung dieses Kapitels der Schweizer Geschichte wird erst in den 1990er Jahren einsetzen.

AN TRACHT und Frisur lassen sich oft gesellschaftliche Stellung und Familienstand ablesen. Die langen Zöpfe dieser jungen Frau aus Solothurn bedeuten, dass sie ledig ist

1942

Die Schweizer Behörden verhängen am 13. August eine Grenzsperrung für jüdische Flüchtlinge, obwohl den Verantwortlichen bekannt ist, dass den Zurückgewiesenen die Verschleppung in die NS-Vernichtungslager droht – und damit der Tod.

1959

Nach den Parlamentswahlen einigen sich die großen Parteien darauf, die Zusammensetzung des Bundesrats entsprechend den Wählerstimmen längerfristig festzulegen. So erhalten die Konservativ-Christlichsoziale Volkspartei (heute CVP), die Freisinnig-demokratische Partei und die Sozialdemokratische Partei je zwei der sieben Sitze in der Regierung, die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (aus der 1971 die SVP hervorgeht) einen. Die „Zauberformel“ bleibt bis 2003 gültig und gewährt dem Land über Jahrzehnte politische Stabilität.

1971

Bei einer Volksabstimmung votieren 65,7 Prozent für die Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts auf Bundesebene, für das Frauenrechtlerinnen wie Marthe Gosteli jahrzehntelang gekämpft haben. In der Folge erweitern auch die meisten Kantone ihr Wahlrecht. Als letzter wird Appenzell Innerrhoden 1990 vom Bundesgericht zur Einführung gezwungen.

1979

Nach langjährigen Verhandlungen und mehreren Referenden

wird am 1. Januar der Kanton Jura gebildet. Er besteht aus französischsprachigen Gebieten, die einst zum Fürstbistum Basel gehörten und nach dem Wiener Kongress 1815 dem Kanton Bern zugeschlagen wurden. Damit besteht die Schweiz nach aktueller Zählung aus 26 Kantonen.

1992

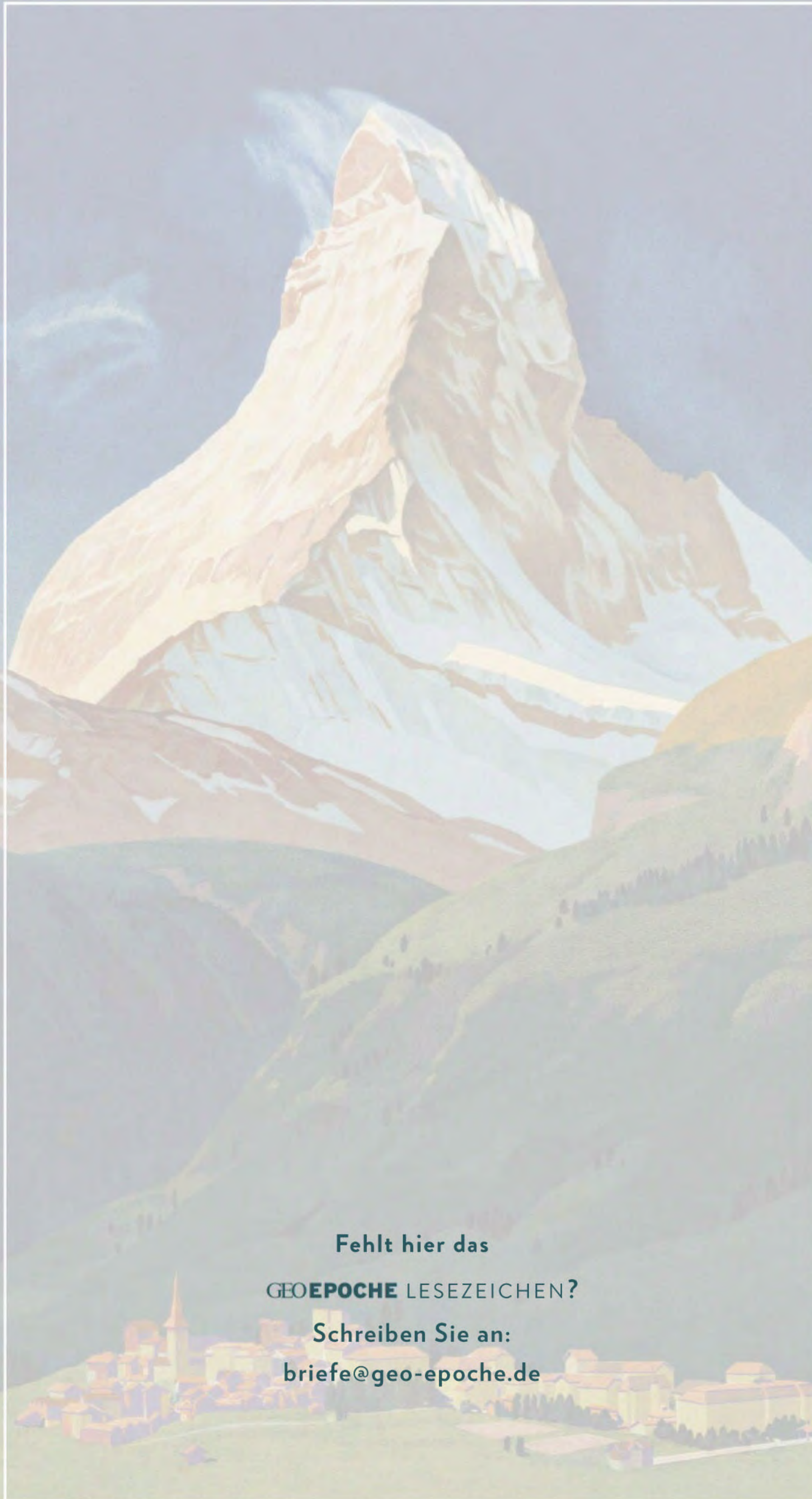
Im Mai beantragt die Schweiz die Aufnahme in die sich formierende Europäische Union (EU). Als jedoch die Wähler im Dezember mit knapper Mehrheit gegen den Eintritt der Schweiz in den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) stimmen, eine Freihandelszone, die aus den EU-Staaten sowie weiteren europäischen Ländern besteht, werden die Pläne auf Eis gelegt. In den folgenden Jahren schließt die Schweiz dennoch zahlreiche Verträge mit der EU, etwa über Kooperationen bei Landwirtschaft, Forschung und Luftverkehr. 2004 tritt sie dem Schengener Abkommen über den freien Grenzverkehr bei.

2014

Mit einer Mehrheit von 50,3 Prozent nehmen die Schweizer und Schweizerinnen am 9. Februar die Volksinitiative „Gegen Masseneinwanderung“ an, die die als rechtspopulistisch geltende Schweizerische Volkspartei (SVP) angestrengt hat. Fortan muss die Zuwanderung aus dem Ausland stärker gesteuert werden. Die Aufkündigung der Personenfreizügigkeit mit der EU, die 2002 in Kraft getreten ist, lehnen die Bürger in einer weiteren Abstimmung 2020 jedoch ab. ◇



**Zum Herausnehmen: ein Lesezeichen mit einer Karte
der Schweiz – die Eidgenossenschaft und ihre Kantone heute**



**DAS
MATTERHORN**

wird nach seiner
dramatischen
Erstbesteigung
1865 zum Touris-
musmagnet – und
bald zur Chiffre
für die Schweiz
schlechthin
(Bildmotiv aus
einem Plakat von
Carl Moos, 1933)

**Fehlt hier das
GEOEPOCHE LESEZEICHEN?**

**Schreiben Sie an:
briefe@geo-epoche.de**

Die Flucht ist überhastet. Vor zwei Tagen erst haben die französischen Behörden ihm einen Pass ausgestellt. Gestern hat er ihn bekommen. Und jetzt ist der Schweizer schon auf dem Weg in seine Heimat.

Abraham-Louis Breguet, einer der genialsten Uhrmacher seiner Zeit, will Paris hinter sich lassen und die Wirren der Französischen Revolution, die in diesen Augusttagen im Jahr 1793 auch ihn zu erfassen drohen: den einstigen Liebling des Adels und der Königshäuser, der seine Kundschaft mit technisch fortschrittlichen wie eleganten Zeitmessern versorgte und der sogar noch der vom Volk gestürzten Königin Marie-Antoinette eine seiner Uhren ins Gefängnis geliefert hat. Dort, fürchtet Breguet, könnte er auch bald landen. Dort, oder schlimmer noch, unter der Guillotine.

Aber der Schweizer kann sich über Umwege nach Neuchâtel (Neuenburg) retten. Hier wurde er 1747 geboren, verlor früh den Vater. Hier stellte der Stiefvater, ein Uhrmacher, die Weichen für seine Zukunft: Breguet war gerade 15 Jahre alt, als ihn der Ziehvater nach Versailles bei Paris schickte.

Der Junge sollte dort eine Uhrmacherlehre beginnen. Und eine Tradition fortführen: Denn bereits im 16. Jahrhundert hatten hugenottische Flüchtlinge, die wegen ihres protestantischen Glaubens in Frankreich verfolgt wurden, die Uhrmacherkunst in die Westschweiz gebracht.

Sie ließen die Einzelteile ihrer Uhren im Jura von handwerklich geschickten Bergbauern produzieren, die im Winter, wenn auf den Höfen wenig zu tun war, Zeit dafür hatten. Zusammengesetzt wurden die Uhren dann in städtischen Manufakturen. Später, etwa ab 1700, entstanden die ersten Fabriken, in denen alle Arbeitsschritte gebündelt stattfanden – und in denen viele ehemalige Bauern nun ganzjährig tätig waren.

So gelang es den Schweizer Tüftlern früher als andernorts, Uhren mit Präzisionsteilen von hoher Qualität in vergleichsweise großer Stückzahl zu produzieren. Mehr als 600 Firmen des Uhrengewerbes werden in den kommenden Jahrhunderten in der Schweiz entstehen.

1793 ist Breguet indes zunächst auf sich allein gestellt, Werkstatt und Werkzeug liegen in Paris. Aufträge

hat er kaum, dafür aber Ideen: Im heimischen Exil skizziert und berechnet Breguet einige seiner wichtigsten Erfindungen überhaupt. Darunter das sogenannte Tourbillon, eine Vorrichtung, die den Einfluss der Schwerkraft auf das Uhrwerk neutralisiert, ganz gleich ob etwa eine Taschenuhr flach auf dem Tisch liegt oder senkrecht in der Jacke steckt.

Mit vollen Skizzenbüchern kehrt der Schweizer im Mai 1795 – nach dem Ende der Terrorherrschaft der Jakobiner unter Robespierre – zurück nach Paris. Frankreich braucht dringend präzise Chronometer für Armee und Marine. Doch Breguet gewinnt auch rasch die Reichen und Mächtigen der neuen Zeit mit seinen flachen und herrlich anzuschauenden Taschenuhren als Kunden.

Dabei unterscheidet er nicht zwischen Freund und Feind: Breguet verkauft Zeitmesser an Napoleon Bonaparte, den neuen starken Mann Frankreichs, der allerdings nach seinem Ägyptenfeldzug eine Taschenuhr zurückgibt – angeblich, weil sie den Wüstensand nicht vertragen hat. Er liefert aber auch ins verfeindete England, etwa an den Duke of Wellington. Auch bei den Osmanen und am russischen Zarenhof sind seine Zeitmesser beliebt.

Dabei ist es nicht nur die Ästhetik, die zu Breguets Ruhm beiträgt. Es ist vor allem sein Genie, sein Erfindergeist, seine Liebe für technische Details. Der Schweizer

entwickelt Taschenuhren, die sich selbst aufziehen. Er erfindet eine Stoßdämpfung, durch die Zeitmesser gleichmäßig weiterlaufen, selbst wenn sie herunterfallen. Er baut das Tourbillon und konstruiert die weltweit erste Armbanduhr – verkauft an Caroline Murat, Napoleons jüngste Schwester und von dessen Gnaden Königin von Neapel.

Zeitlebens arbeitet Breguet aber an einem ganz besonderen Auftrag. Bereits 1783 hatte angeblich ein Gardeoffizier der Königin Marie-Antoinette bei ihm eine Uhr bestellt, die alle nur denkbaren Sonderfunktionen aufweisen sollte. Immer wieder befasst sich Breguet mit dem Stück, versieht es unter anderem mit Thermometer und ewigem Kalender.

Doch vollenden werden dieses Kleinod schließlich andere: die Uhrmacher seiner Werkstatt – vier Jahre nach dem Tod des großen Meisters im September 1823. ♦

DER PRÄZISION VERPFLICHTET

Die Schweiz bringt geniale Uhrmacher hervor. Doch kaum einer ist so brillant wie Abraham-Louis Breguet

TEXT: Alexander Stirn



Abraham-Louis Breguet fertigt
Uhren in Paris. 1793 aber
zwingt ihn die Französische
Revolution zurück in seine
Schweizer Heimat. So ersinnt
er dort einige seiner größten
Erfindungen, etwa das
Tourbillon, eine Vorrichtung,
die Taschenuhren exakt
laufen lässt

Die

1798

Helvetische Republik

HERRSCHAFT

Unter dem Eindruck der Französischen Revolution stürzen nach Freiheit und Gleichheit strebende Teile der kurz darauf die übrigen eidgenössischen Orte – und errichtet in der Schweiz eine Republik nach



der FRANZOSEN

TEXT: *Reymer Klüver*

Basler Bevölkerung Anfang 1798 ihre Regierung. Am 5. März besetzt Frankreich Bern, seinen Vorstellungen. Nichts ist in dem Alpenland danach mehr wie zuvor

MIT GRÜNDUNG der Helvetischen Republik 1798 wird die Schweiz erstmals zum Aufmarschgebiet der großen europäischen Armeen. Um Zürich toben nur ein Jahr später gleich zwei blutige Schlachten. Auf der einen Seite die Franzosen, auf der anderen ein Bündnis ihrer Gegner





TANZ UM DEN Freiheitsbaum.
Vor allem die Untertanengebiete
der Eidgenossenschaft
begrüßen die Republik. Endlich
genießen sie die gleichen
Rechte wie die Orte

Am frühen Morgen des 5. März 1798 läuten die Berner Sturmglocken. In der Ferne grollt Kanonendonner. In den Gassen rollen junge Burschen eilig Fässer im Fackelschein über das Steinpflaster, hin zu den öffentlichen Brunnen. Sie machen die Feuerspritzen bereit, um im Fall des Angriffs der Franzosen schnell löschen zu können.

Bern ist zu dieser Zeit keine große Stadt. Nur 12 000 Einwohner leben innerhalb der Mauern. Die Kriege, die Europa seit Jahrhunderten heimsuchen, haben die Gegend bisher verschont. So konnte Wohlstand einziehen in die sauber verputzten Bürgerhäuser und überhaupt in das Berner Land, das vom Rathaus der Stadt aus regiert wird und vom Genfer See bis fast vor die Tore Zürichs reicht. Das Straßennetz der Region gilt als einmalig auf dem Kontinent, Reisende berichten bewundernd von den sauberen Dörfern und gepflegten Landschaften.

Der finanzstarke Stadtstaat dominiert auch politisch die Eidgenossenschaft, die bisher im Schatten der Großmachtkonflikte Europas ihre Neutralität wahren konnte. So sehr die einzelnen Orte (für die in diesen Jahren zunehmend der Begriff „Kantone“ verwendet wird) auf ihre Eigenständigkeit bedacht sind – manche bis zum Starrsinn –, gegen den Willen der mächtigen Berner ist kaum etwas auszurichten in dem Bund.

Jetzt aber naht der Feind, und die wohlgefügte Ordnung bröckelt. Bauernknechte laufen die Laubengänge der Altstadt entlang, pochen mit ihren Stöcken gegen die trutzigen Holztüren der Bürgerhäuser, grölen, provozieren. Manche haben Sensen auf den Schultern oder Sicheln, einige schwingen sogar Morgensterne, die dornenbewehrten Mordkugeln, die die städtische Waffenkammer am Tag zuvor zur Verteidigung ausgeteilt hat.

Dazwischen Gruppen von Frontkämpfern, die Uniformröcke ganz verdreckt. Lauthals beklagen die versprengten Mannschaften die „Verräterei“ ihrer Offiziere. Die Vorgesetzten hätten das Vaterland verkauft und sie



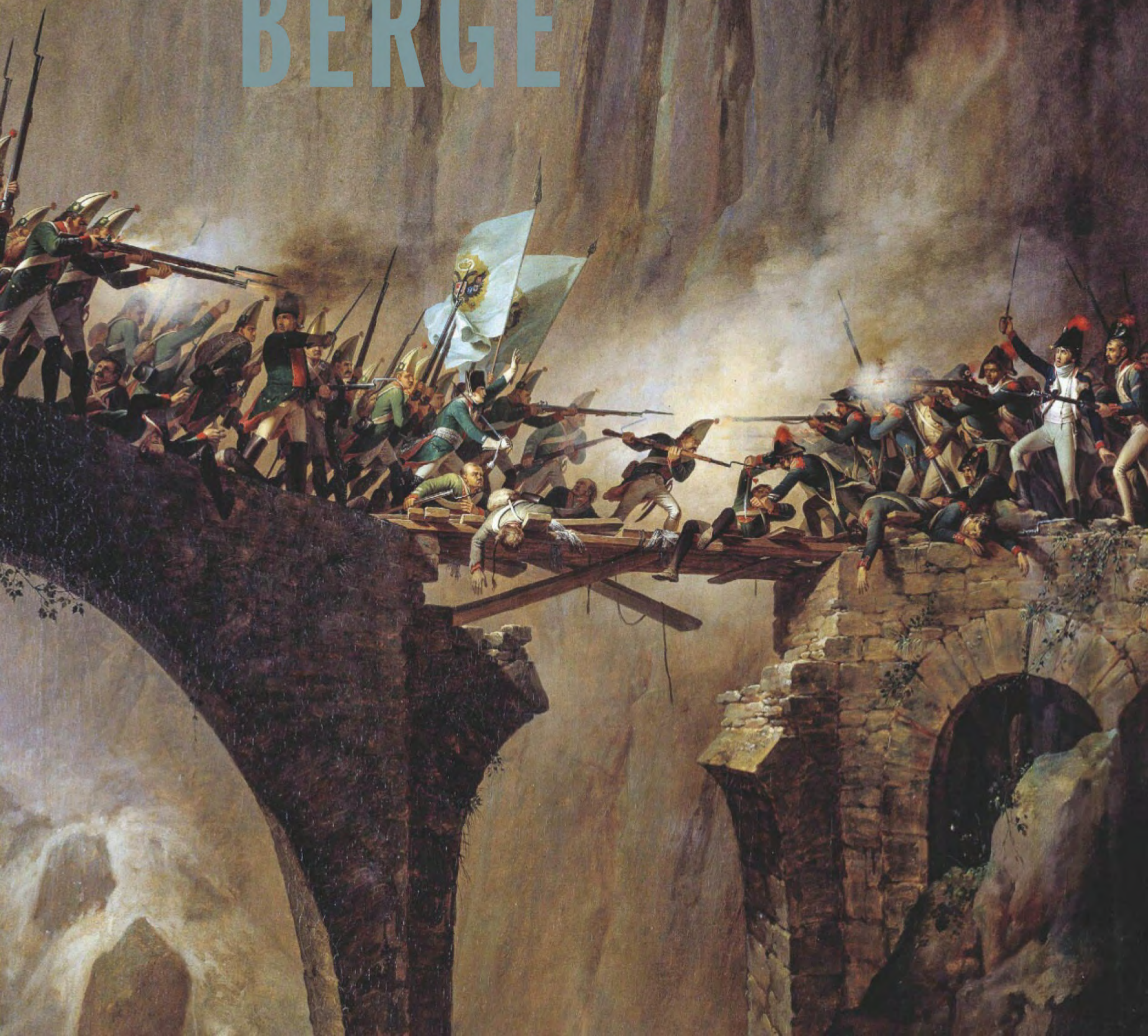
Das SCHICKSAL *der Schweiz ist* BESIEGELT

AM 5. MÄRZ 1798 stellen sich die Berner und ihre Verbündeten den Franzosen mutig entgegen. Doch gegen die moderne Revolutionsarmee (vorn) sind sie machtlos



Die KÄMPFE *reichen bis in die* BERGE

ALS STAAT von Paris' Gnaden wird die Helvetische Republik in die Kriege Österreichs und Russlands gegen das revolutionäre Frankreich hineingezogen (Schlacht auf der Teufelsbrücke am Gotthardpass, 25./26. September 1799)



zum Rückzug gezwungen. Sie, die einfachen Soldaten, wären nicht davongelaufen vor den Franzosen, sondern hätten gekämpft. Dankbar machen sich einige von ihnen nun über Brot und Wein her, die manch ein Berner Bürger auf die Straße gestellt hat. Wohl auch in der stillen Hoffnung, dass die rauen Gesellen nicht auf die Idee kommen, sich im Inneren der Häuser selbst zu bedienen.

Hinter deren Fassaden debattieren biedere Kaufleute und einfache Handwerker mit ihren Familien. Sollen sie bleiben? Oder aufs Land fliehen? Dort riskieren sie, von rebellierenden Bauern angegriffen zu werden; aber drohen nicht auch innerhalb der Mauern Brandschatzung, Mord und Plünderung durch den vorrückenden Feind?

Doch bei vielen Bernern ist der Wunsch, die Heimatstadt zu verteidigen, mächtiger als die Furcht. Und so treten immer mehr Bürger aus den Haustüren, um mitzukämpfen. Mit der Büchse in der Hand hasten sie zum Oberen Tor, dorthin, wo alle den Feind erwarten.

Zum ersten Mal in ihrer Geschichte befindet sich die Stadt in unmittelbarer Gefahr, zum ersten Mal seit der Gründung Berns im Jahr 1191 drohen tatsächlich Invasion und Besetzung. Mit zwei Armeen ist Frankreich aufmarschiert: Im Namen von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, den Idealen der 1789 ausgebrochenen Französischen Revolution, wollen die Angreifer das alte Regime der wenigen, vornehmen Familien hinwegfegen, dem die Stadt seit Jahrhunderten untersteht. Sie wollen eine neue Ordnung, für das Berner Land, ja für die ganze Eidgenossenschaft, die der Stadtstaat anführt.

Nichts wird nach diesem 5. März 1798 mehr so sein wie vorher. Nicht in Bern, nicht in der Schweiz.

Der Vorstoß Frankreichs ist von langer Hand geplant. In Paris regieren seit 1795 die Männer des Direktoriums. Es sind Nachfolger der Revolutionäre von 1789 und aggressive Exporteure des republikanischen Umsturzes. Im Norden haben ihre Truppen bereits die Niederlande besetzt, im Süden hat ein junger General namens Napoleon Bonaparte Savoyen und ganz Norditalien bis nach Venedig erobert. Nun nehmen die Franzosen die Schweiz ins Visier.

Ihr Kalkül: Auch an der Ostgrenze Frankreichs soll ein Satellitenstaat nach den Idealen der Revolution entstehen. Die Eroberung der Schweiz wird den Franzosen zudem gewaltige strategische Vorteile bringen: Über den Simplon- und den Großen St.-Bernhard-Pass etwa haben sie leichteren Zugang zu den besetzten oberitalienischen Gebieten. Auch finanziell wollen sie das Nachbarland ausbeuten; der Staatsschatz Berns ist legendär.



NACH DER KAPITULATION Berns rauben die Franzosen nicht nur den Staatsschatz, sondern auch die Wappentiere der Stadt: die Bären

Am 28. Dezember 1797 droht die Regierung in Paris allen Orten der Eidgenossenschaft mit Strafe, sollten sie den Interessen des Nachbarlandes zuwiderhandeln. Vier Wochen später besetzen Frankreichs Truppen das französischsprachige Waadtland nördlich des Genfer Sees. Der Landstrich ist bisher von Bern aus regiert worden, hat sich aber nur Tage zuvor als République Lémanique für unabhängig erklärt. Die dort stationierten Berner Soldaten sind hoffnungslos unterlegen und ziehen sich vor der französischen Übermacht kampfflos zurück.

Zeitgleich tagt Anfang 1798 in Aarau die Tagsatzung, die einzige gemeinsame Institution der 13 Orte, selbstständiger Gebiete, die seit Jahrhunderten die Eidgenossenschaft bilden. Das Territorium des Staatenbundes, das neben den 13 Kernorten auch sogenannte „Zugewandte Orte“, „Gemeine Herrschaften“ und „Schirmherrschaften“ umfasst, erstreckt sich von Genf bis nach St. Gallen, von Basel bis nach Lugano. Es ist ein kompliziertes Gebilde aus ländlichen Gebirgsregionen wie Schwyz oder Appenzell und Stadtstaaten wie Zürich oder Bern, die zum Teil große „Landschaften“ beherrschen. Was es zusammenhält, ist zweierlei: das Versprechen, sich gegenseitig in Ruhe zu lassen, und das Gelübde, sich gemeinsam zu verteidigen gegen Aggressoren von außen.

Der bei Weitem größte eidgenössische Ort ist Bern. Etwa ein Fünftel der Schweizer Bevölkerung lebt in der Stadt und den von ihr beherrschten Gebieten, gut 400 000 Menschen.

Für die Landbewohner ist keine Mitbestimmung vorgesehen. Wer sich wehrt, gar bürgerliche Freiheiten

fordert, den lässt die Berner Obrigkeit gnadenlos verfolgen, henken oder enthaupten. Noch immer regieren in Bern wenige wohlhabende Patrizierfamilien mit harter Hand, die die Macht unter sich aufgeteilt haben.

Auf der Tagsatzung in Aarau verlangen die bedrängten Berner nun die Hilfe der anderen Eidgenossen. Doch unter dem Eindruck der Drohungen aus Paris bleibt die erhoffte Solidarität weitgehend aus. Zwar erneuern die Abgesandten der 13 Orte feierlich ihren alten Bündnisschwur, zu einer gemeinsamen Politik gegen das aggressive Frankreich ringen sie sich aber nicht durch. Nur ein paar Bündnispartner schicken kleine Truppenkontingente. In Verkennung der Lage glauben nicht wenige Abgesandte, dass die Franzosen nur das verknöcherte Regime in Bern beseitigen wollen und den Rest der Eidgenossenschaft schon in Ruhe lassen werden.

Sie ahnen nicht, dass ihr Schicksal längst besiegelt ist. Denn schon Monate zuvor, am 17. Oktober 1797, haben sich das siegreiche Frankreich und Österreich nach einem Krieg um Norditalien im Friedensschluss von Campo Formio insgeheim darauf geeinigt, die angrenzende Alpenregion der französischen Einflussphäre zuzuschlagen. So sieht der streng vertrauliche Artikel 6 die Schaffung einer helvetischen Republik unter dem Schutz Frankreichs vor. Der Angriff auf Bern soll nur der Anfang sein.

Im Februar 1798 rücken die Franzosen mit zwei Armeen gegen die Stadt vor. Eine postiert sich nordwestlich von Bern um den Ort Biel, die andere steht im Südosten zwischen Bern und Lausanne. Zusammen sind es 35 000

Soldaten, hinzu kommen bald noch 4000 Hilfstruppen, die in den französischsprachigen Gebieten der Eidgenossenschaft rekrutiert werden. Die Berner sind den Franzosen scheinbar ebenbürtig: Sie haben selbst 35 000 Männer unter Waffen und dazu fast 8000 Krieger, die ihnen andere Kantone trotz aller Differenzen doch noch schicken.

Aber der Eindruck täuscht. Die Franzosen sind kampferprobte Soldaten, nicht wenige waren wohl beim Feldzug in Norditalien dabei. Das Berner Aufgebot dagegen ist wild zusammengewürfelt, die Rekruten sind kaum ausgebildet. Zudem stellen sie ihre Truppen strategisch ungeschickt auf. Sie erwarten den Feind auf einer rund 100 Kilometer langen Front von Freiburg im Südwesten bis nach Olten nordöstlich von Bern. Die Einheiten sind viel zu weit auseinandergezogen: Ganz gleich, wo die Franzosen losschlagen, sie haben leichtes Spiel.

n der Nacht auf den 2. März greifen sie an. Das kaum geschützte Freiburg ergibt sich kampflos, Solothurn, im Mittelabschnitt der Front, fällt nach nur 24 Stunden. Die Linien der Berner lösen sich auf, panisch befehlen die Offiziere den Rückzug.

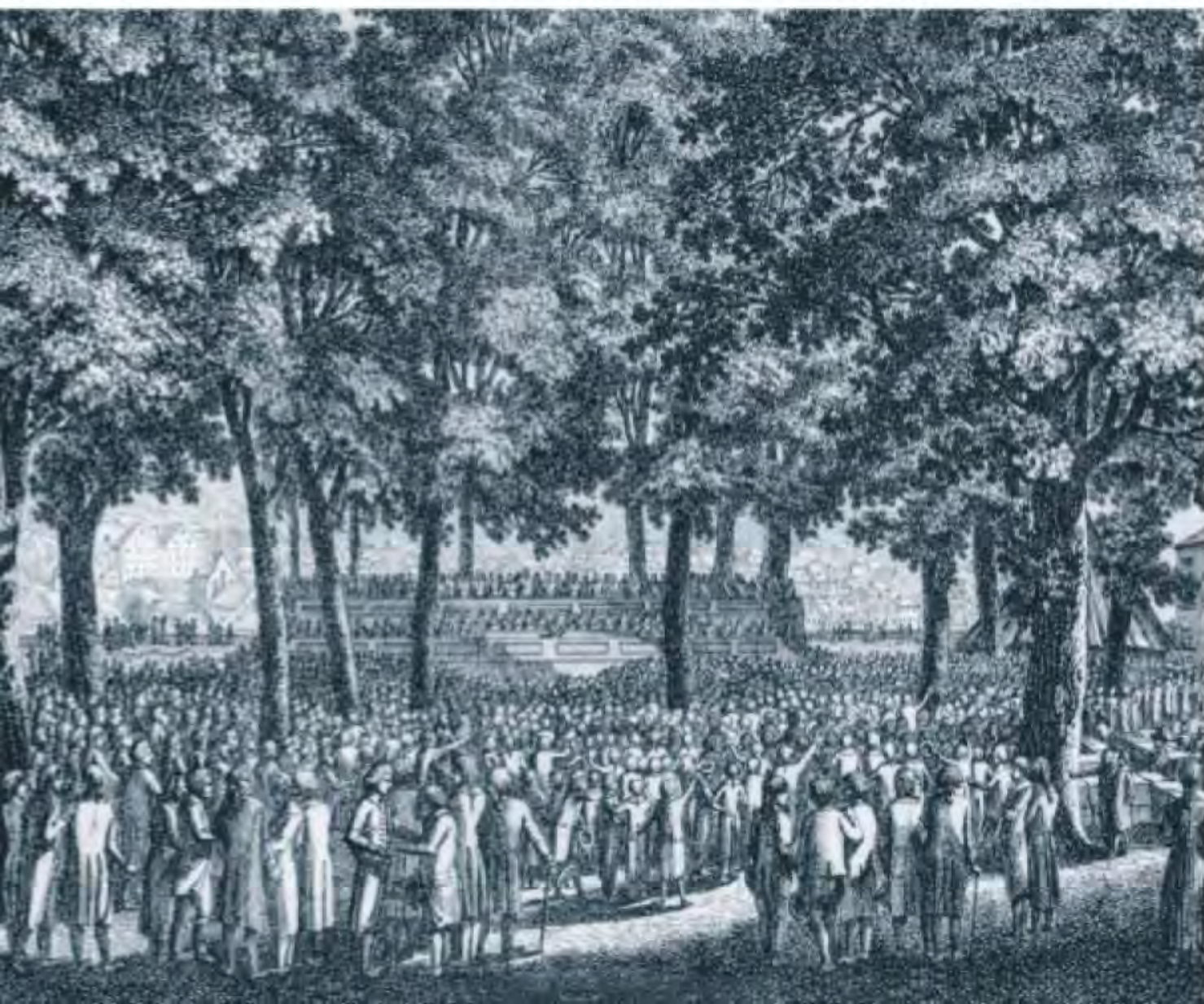
Chaos bricht aus. Viele Berner Soldaten desertieren, wollen einfach nur nach Hause. Andere hingegen meutern, bringen mitunter sogar ihre Offiziere um, weil die feige aufgeben möchten. Gerade eingetroffene Verbände der übrigen Eidgenossen ziehen in dem heillosen Durcheinander gleich wieder ab. Am 4. März besteht das Berner Aufgebot bloß noch aus höchstens 18 400 Mann.

Im Rathaus der Stadt herrscht helle Aufregung. Seit den frühen Morgenstunden tagt hier der Große Rat. Zwei Gruppierungen haben sich gebildet: die „Kriegspartei“, sie wird vom Stadtoberhaupt angeführt, dem Schultheißen Niklaus Friedrich Steiger, und will durchhalten. Und die „Friedenspartei“, die angesichts der hoffnungslosen militärischen Lage bereit ist, den Widerstand aufzugeben.

Letztere setzt sich durch. Wortlos verlässt Steiger, ein knorriger, alter Mann, die Sitzung. Zu seinem Nachfolger wird der Anführer der Friedenspartei gewählt, der Ratsherr Karl Albrecht von Frisching. Der entstammt ebenfalls einem alten Patriziergeschlecht, hatte aber schon länger für eine Verständigung mit Frankreich geworben. Noch am Mittag unterzeichnet Frisching die Kapitulationserklärung. Allerdings hält er sie erst einmal zurück.

Denn ihm ist nicht verborgen geblieben, dass die Stimmung in der Stadt kippt. Von der zusammengebrochenen Front kehren immer mehr Soldaten zurück. Sie klagen über hasenherzige Offiziere, fordern deren Kopf.

UNTER FREIEM HIMMEL leisten die stimmberechtigten männlichen Züricher am 16. August 1798 einen Eid auf die von vielen ungebliebte Helvetische Republik





Die REPUBLIK *hat viele* GEGNER

WÄHREND DIE KÄMPFE von Russen und Österreichern gegen die Franzosen andauern, regt sich in manchen Orten der Schweiz Widerstand gegen die alle Gebiete gleichmachende Republik (Rückzug russischer Truppen über den Panixerpass zwischen Glarnerland und Graubünden, 6./7. Oktober 1799)

Napoleon DIKTIERT eine neue VERFASSUNG

FRANKREICHS NEUER starker Mann
Napoleon Bonaparte braucht Soldaten für
seine Eroberungszüge. Insgesamt fallen
50 000 Schweizer im Kampf für den
Franzosen (Napoleon zieht über den Großen
St. Bernhard, 19./20. Mai 1800)



Andere putschen die Menge in den Straßen auf mit Parolen von Verrat und Rache für die angebliche Schmach der fast kampflosen Niederlage gegen die Franzosen.

Und so befiehlt die neue Stadtregierung den restlichen Berner Truppen noch am Abend des 4. März, nun doch Widerstand zu leisten. Viel zu spät. Zwar können Einheiten im Westen kurzfristig den Vormarsch der Franzosen stoppen. Doch weiter im Norden sind die Angreifer nicht aufzuhalten. Am Morgen des 5. März 1798 stehen sie in Kanonenschussweite vor Bern. Vorm Stadttor an der Straße in Richtung Solothurn sammelt sich noch der Landsturm, die Tagelöhner und Bauernburschen aus der Umgebung, die Söhne von Bürgern und Handwerkern. Es ist das letzte Aufgebot.

Das neue Stadtoberhaupt Frisching ist sich der ausweglosen Lage bewusst. Überall werden nun weiße Fahnen gehisst. Frisching schickt die vom 4. auf den 5. März umdatierte Kapitulationserklärung an die Franzosen. Und bewahrt damit Bern vor Beschuss und Zerstörung.

Allerdings nicht vor finanzieller Ausplünderung und dem Ende der alten Ordnung. Bereits am Mittag des 5. März rücken die Franzosen ein und lassen sich sofort die Schlüssel zum Rathaus und zu den Gewölben übergeben, in denen sie den Staatsschatz vermuten. Tatsächlich beschlagnahmen sie noch am selben Tag Bargeld in Höhe von mehr als zehn Millionen Berner Pfund. Ebenso wie die drei Bären, die traditionell im Stadtgraben gehalten werden. Der Bär ist das Berner Wappentier, der Raub der Tiere eine wohlkalkulierte Demütigung der Besiegten.

Noch im März werden Frisching und seine Regierung abgesetzt. Die französischen Truppen rücken weiter in andere Schweizer Gebiete vor, im April besetzen sie Zürich, annektieren das französischsprachige Genf. Die jahrhundertealte Eidgenossenschaft existiert nicht mehr.

Bereits am 12. April 1798 tritt auf Anordnung der Sieger in Aarau ein neu gewähltes Parlament zusammen und ruft die „Helvetische Republik“ aus. Die Abgeordneten sind zuvor in den Kantonen (wie die Orte von nun an auch offiziell heißen) gewählt worden. An der Spitze der Republik soll wie in Paris ein fünfköpfiges Direktorium stehen. Statt 13 gibt es künftig 22 Kantone.

Diese neue, von Schweizer Republikanern unter französischer Anleitung geschriebene Verfassung ist ein gewaltiger Bruch mit der alten föderalen Ordnung der Eidgenossenschaft. Die früher selbstständigen und mächtigen Orte wie Bern oder Zürich sind zu reinen Verwaltungsgebieten des neuen revolutionären Zentralstaats herabgewürdigt worden und müssen sich den Anweisungen des Direktoriums beugen. Die Gemeinen Herrschaften, die bislang von mehreren Orten gemeinschaftlich

beherrscht wurden, sind diesen nun als Kantone gleichgestellt, fast alle (männlichen) Bewohner erhalten erstmals das Stimmrecht.

Die meisten Bewohner dieser einstigen Untertanengebiete wie etwa dem Aargau, dem Tessin oder auch dem Waadtland begrüßen die Helvetische Republik und die Rechte, die sie ihnen bringt. Auch etliche Schweizer, die nicht zum privilegierten Stand der Patrizier gehören, sind für die neue Staatsform.

In den konservativen, ländlichen Kantonen wie Uri, Schwyz, Unterwalden oder Glarus jedoch trifft der Staat von Frankreichs Gnaden auf erbitterte Gegner. Viele dort empfinden die Neuerungen als Bevormundung. Vor allem die katholische Kirche lehnt die Republik ab, weil deren Vertreter Kirchengüter einziehen. Die Pfarrer verteidigen die alte Ordnung von der Kanzel herab als gottgegeben. Als die Republik von ihren Bürgern auch noch einen öffentlichen Treueeid fordert, geißeln sie den Schwur als Lästerwerk.

Noch im Frühjahr und Sommer 1798 entladen sich die Spannungen zwischen Anhängern und Gegnern des neuen Staates, in den Kantonen der Innerschweiz kommt es zu Aufständen. Alle werden blutig niedergeschlagen, Kirchen und Gehöfte brennen, Hunderte sterben, auch Frauen und Kinder. Die junge Republik hält von Anfang an nur der Zwang der Besatzer zusammen.

Die Schweizer müssen für die stationierten Truppen zahlen und bald für die Kriege von Frankreichs neuem starken Mann, Napoleon Bonaparte, auch immer mehr Soldaten stellen. Bis zum Ende von Napoleons Herrschaft 1815 wird die Schweiz rund 50 000 gefallene Landeskinder zu beklagen haben.

Die Helvetische Republik kommt nicht aus der Krise heraus, der Zentralstaat bleibt zu vielen verhasst. Im Mai 1802 soll eine neue Verfassung, die den einzelnen Kantonen mehr Rechte verschafft, in der instabilen Region endlich Ruhe einkehren lassen. Doch eine Mehrheit der Wählenden verweigert den Änderungen die Zustimmung, wohl weil sie ihr nicht weit genug gehen.

Napoleon zieht seine Truppen daraufhin überraschend ab, und es passiert, was der Strategie vorausgesehen hat: Die Schweiz versinkt im

LITERATURTIPPS

THEO TSCHUY

»Der Tag, an dem Bern fiel«

Schilderung der letzten Stunden des alten Bern (Verlag Neue Zürcher Zeitung).

THOMAS MAISEN

»Die Geschichte der Schweiz«

Das große Ganze (Reclam).



Flagge der Helvetischen Republik

IN KÜRZE

Die Eroberung der Schweiz durch das revolutionäre Frankreich ist von langer Hand geplant. Paris will einen Satellitenstaat in den Alpen errichten, unter anderem um sich die Routen über die Pässe in das von General Napoleon Bonaparte eroberte Italien zu sichern. 1798 wird die „Helvetische Republik“ ausgerufen. Die alte Eidgenossenschaft ist damit Geschichte, doch die Republik ist nicht von Dauer – zu stark ist das Streben der nun Kantone genannten Orte nach Autonomie.

Chaos. Kantone wie Uri oder Appenzell, aber auch Zürich erklären sofort den Austritt aus der Republik. Der Kanton Schwyz bittet sogar Kriegsgegner Frankreichs um Militärhilfe.

Napoleon präsentiert sich als Retter in der Not. Er befiehlt den erneuten Einmarsch, zeigt sich allerdings zu politischen Zugeständnissen bereit. Im Februar 1803 verordnet er den Schweizern eine „Mediationsverfassung“. Die Kantone sollen sich wie früher weitgehend selbst regieren, bleiben aber überwiegend in ihrer neuen Form bestehen, 19 sind es nun.

Diese sogenannte Schweizerische Eidgenossenschaft überdauert den Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft nicht, auch wenn diese Eigenbezeichnung des Schweizer Staates sich bis heute gehalten hat. Schon Ende 1813 heben zehn Kantone die Mediationsverfassung auf, am 7. August 1815 tritt nach langen Verhandlungen ein „Bundesvertrag“ in Kraft. Durch dieses neue Dokument erhalten die Kantone nahezu so viele Zuständigkeiten wie in der alten Eidgenossenschaft. Die Grenzen der Kantone aus der Mediationszeit bleiben jedoch weitgehend erhalten.

Der Wiener Kongress, auf dem die Siegermächte Europa neu ordnen, erklärt feierlich die „immerwährende Neutralität“ der Schweiz und schlägt dem neuen Staatswesen 1815 sogar weitere Gebiete hinzu: Genf, das Wallis und Neuenburg, vor der Franzosenzeit schon lange als Zugewandte Orte mit der Eidgenossenschaft verbunden, werden vollwertige Kantone.

Das zwischenzeitlich von Frankreich annektierte Territorium des einstigen Fürstbistums Basel wird hingegen aufgeteilt – das größte Stück erhält der Kanton Bern (der nun aber endgültig auf das Waadtland verzichten muss, das fortan ein eigenständiger Kanton ist). Die Eidgenossenschaft steht in ihren heutigen Außengrenzen fest.

Im Inneren der Kantone aber lässt sich die traditionelle Ordnung nicht mehr dauerhaft aufrechterhalten. Größer und größer werden die Verwerfungen zwischen den Konservativen und den Liberalen, die eine umfassende demokratische Beteiligung des Volks in einem einheitlichen Staat fordern und immer mehr Zulauf erhalten.

Die Schweiz muss sich neu erfinden. Erst 1848 wird dieser Prozess zu einem ersten Ergebnis kommen – und er wird etliche Menschenleben fordern. ◇

Ulrich Ochsenbein dürfte zufrieden sein, als die Abgesandten aller Schweizer Kantone am 12. September 1848 die Annahme einer neuen Bundesverfassung verkünden – und damit einen jahrzehntelangen Konflikt um die politische Ordnung der Eidgenossenschaft beenden. Ochsenbein und seinen Mitstreitern in der Kommission, die unter seiner Leitung die Verfassung erarbeitet hat, ist nicht weniger gelungen als eine Revolution: Die Schweiz ist jetzt ein Bundesstaat.

Zuvor hingegen bildet die Eidgenossenschaft nur einen mehr oder minder festen Zusammenschluss souveräner Kleinstaaten. Zwar besitzt sie mit der Tagsatzung, der Versammlung von Vertretern aller Kantone, ein Gremium, um gesamteidgenössische Angelegenheiten zu regeln. Die meisten Befugnisse verbleiben jedoch bei den Kantonen, sie bestimmen das Zusammenleben ihrer Einwohner in fast allen Bereichen selbst. So ist es von alters her, und so schreibt es auch der nach dem Ende der Herrschaft Napoleons geschlossene Bundesvertrag von 1815 fest.

Doch schon um 1830 genügt das vielen Schweizern nicht mehr. Eine wachsende Zahl liberaler Eidgenossen fordert mehr individuelle Freiheitsrechte und politische Mitbestimmung. In etlichen Kantonen entmachten sie in der Folge die alten Eliten und führen demokratische Verfassungen ein. Die radikalen Kräfte unter den Liberalen aber fordern Grundlegendes: den demokratischen Nationalstaat.

Zu diesen Radikalen gehört auch Ulrich Ochsenbein. Der Jurist und Offizier führt 1845 eine bewaffnete Freiwilligeneinheit an, die die Kantonsregierung im katholischen Luzern stürzen will. Diese hat kurz zuvor den Jesuitenorden an die dortige Höhere Lehranstalt berufen, ein Affront für die antiklerikalen Liberalen. Die Umsturzaktion scheitert kläglich. Dennoch reagieren sieben konservativ-katholische Kantone mit einem Verteidigungsbündnis – in dem die Liberalen einen separatistischen „Sonderbund“ sehen, wie er laut Bundesvertrag verboten ist. Sie fordern dessen sofortige Auflösung.

Auch Ochsenbein drängt darauf, notfalls mit Gewalt. In Bern, einer Hochburg der Radikalen, gehört der erst 35-Jährige inzwischen der Regierung an und vertritt

seinen Kanton auch an der Tagsatzung. Als Bern dort 1847 turnusgemäß den Vorsitz übernimmt, ist es Ochsenbein, unter dessen Ägide das Gremium mit knapper Mehrheit beschließt, das konservative Bündnis aufzulösen.

Aber die Sonderbundskantone wollen sich dem Beschluss der liberal-radikalen Mehrheit nicht beugen, beide Seiten rüsten militärisch auf. Im November 1847 ziehen die zerstrittenen Parteien gegeneinander ins Feld. Einen knappen Monat dauert der „Sonderbundskrieg“ und kostet rund 100 Schweizern das Leben. Den Sieg hat die Armee der Mehrheitskoalition davongetragen.

Der Streit aber dauert an. Die von den Liberalen und Radikalen eingesetzte Kommission zur Revision des

Bundesvertrages steht nun vor der schwierigen Aufgabe, die unterschiedlichen Vorstellungen von einer neuen Schweiz zu versöhnen. Als Leiter dieses Gremiums wirbt Ochsenbein für einen Kompromiss: Er will den Bund zentralisieren, ohne seine föderale Struktur aufzuheben.

Die Revisionskommission erarbeitet einen Entwurf, wonach die Souveränität in der Eidgenossenschaft künftig zwischen Bund und Kantonen geteilt ist. Die Verfassungsväter entscheiden sich dabei für ein Zweikammersystem nach dem Vorbild der USA: Die in landesweiten Wahlen bestimmten Abgeordneten des neu geschaffenen Nationalrats repräsentieren dabei die Gesamtheit der Schweizer Bürger,

während sich im Ständerat, dem Nachfolger der alten Tagsatzung, die Vertreter der Kantone versammeln.

Diese Lösung, die im Kern noch heute besteht, nimmt schließlich auch die Mehrheit der Kantone in jeweils abgehaltenen Volksabstimmungen an.

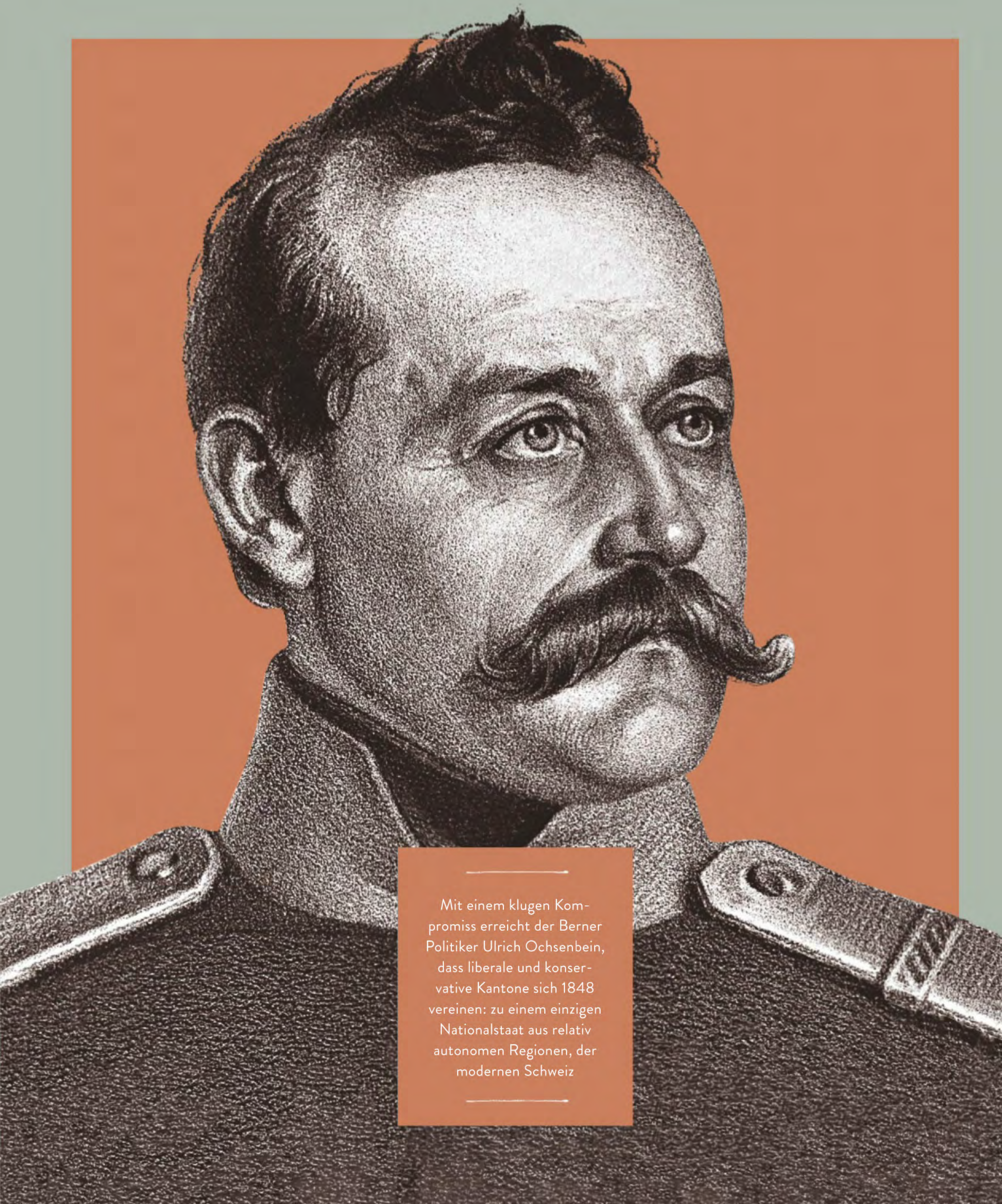
Ochsenbein triumphiert. Er gehört der ersten Regierung des neuen Staates an, dem siebenköpfigen Bundesrat mit Sitz in Bern. Doch bereits 1854 wird er nicht wiedergewählt: Sein Eintreten für den Verfassungskompromiss hat ihn die Unterstützung der Radikalen gekostet – als er sich daraufhin den Konservativen zuwendet, gilt er am Ende auf beiden Seiten als untragbar.

Es wird ruhig um Ulrich Ochsenbein. 1890 stirbt der Kämpfer für den eidgenössischen Bundesstaat als gefallener Mann. Erst heute weiß man ihn zu würdigen: als einen der Erfinder der modernen Schweiz. ♦

DIE GEBURT DER NATION

Liberalen schmieden aus dem Staaten-
bund den Bundesstaat Schweiz.
An ihrer Spitze: Ulrich Ochsenbein

TEXT: Kai Gräff



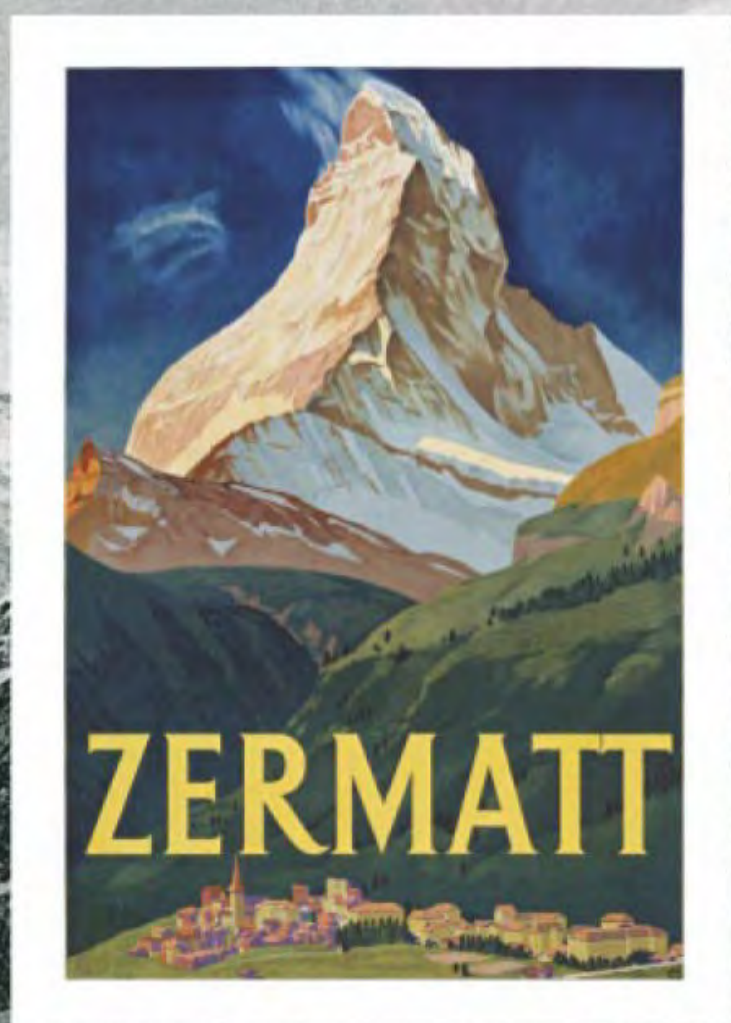
Mit einem klugen Kompromiss erreicht der Berner Politiker Ulrich Ochsenbein, dass liberale und konservative Kantone sich 1848 vereinen: zu einem einzigen Nationalstaat aus relativ autonomen Regionen, der modernen Schweiz

1865

Erstbesteigung des Matterhorns

WETT

Furchteinflößende Gipfel prägen die Schweizer Hochalpen. Erst im 19. Jahrhundert erkunden Bergsteiger nach und nach die einsamen Höhen. Sieben ehrgeizige Männer brechen im Juli 1865 auf, um zuvor Unerreichtes zu schaffen: Sie wollen die Spitze des Matterhorns erklimmen. Die Expedition gerät zur Tragödie – doch auch wegen dieses Dramas am Berg wird die Schweiz zum begehrten Reiseziel



PLAKATE WERBEN für Urlaub in der Schweiz: Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird das Alpenland eine Attraktion für den Massentourismus



LAUF ZUM GIPFEL



DAS 4478 METER hohe Matterhorn (hier von Norden gesehen) gilt lange Zeit als unbezwingbar. Vor allem Ausländer wetteifern um die Erstbesteigung – denn etliche Schweizer halten den Gipfel für verflucht

Mit Seilen sichern Bergsteiger einander ab, etwa bei der Überquerung eines Gletschers

TEXT: Jana Luck und Nele Spandick



Noch 60 Meter unberührter Schnee, dann haben die sieben Männer den Berg besiegt. Das Matterhorn, 4478 Meter hoch, mit einem Gipfel aus Fels und Eis, der sich scharfkantig in den Himmel schraubt. Der Gigant gilt als unbezwingbar: Seine Front wirkt vom Schweizer Ort Zermatt aus gesehen extrem steil, teils sogar senkrecht, ja fast überhängend. Kein Mensch hat es je hier hinaufgeschafft – bis zu diesem 14. Juli 1865.

Edward Whymper löst sich aus dem Seil und hastet voran, lässt die kleine Gruppe hinter sich, mit der er aufgestiegen ist. Nur einer setzt ihm nach, der französische Bergführer Michel Croz. Kopf an Kopf stapfen die beiden die letzten Meter bis zum Gipfel, so schnell sie können. Gleichzeitig kommen Whymper und Croz an, es ist 13.40 Uhr. Dieser Moment macht den englischen Alpinisten Edward Whymper zu einem Mann, der in die Geschichtsbücher eingehen wird.

Nach einigen Minuten trifft auch der Rest der Seilschaft ein. Croz pflanzt eine Zeltstange in den Schnee. Die Fahnenstange ist da, aber wo ist die Fahne, fragen die Männer. „Hier ist sie!“, sagt der Bergführer aus Frankreich, zieht kurzerhand sein Staubhemd aus und bindet es an den Stab. Eine armselige Fahne, so schreibt es Whymper später in seinem Bericht über die Erstbesteigung des Matterhorns, zumal kein Wind den Stoff aufbläht.

Es ist ein ruhiger und heiterer Tag. Am Südende des Gipfelgrats errichten die Männer eine Pyramide aus Felsbrocken, als unverrückbaren Beweis, dass sie hier waren. Erst dann geben sie sich ganz dem Ausblick hin. Berge, die 75, gar 150 Kilometer entfernt sind, zeichnen sich klar vor ihren Augen ab. Ganz nah erscheinen sie. Ihre Grate und Felsspitzen, die Schneefelder auf ihren Flanken und die Gletscher, alles ist genau zu erkennen. Ein atemraubendes Panorama.

Nach einer Stunde bereiten sich die Männer auf den Abstieg vor. Edward Whymper fertigt noch rasch eine Skizze des Gipfels an. Ein Mann mit weichen, feinen Gesichtszügen, 25 Jahre alt. Die Augen stechen unter der Hutkrempe hervor, entschlossen.

Bevor sich auch der Zeichner schließlich Richtung Tal aufmacht, schreibt er die Namen der Seilschaft auf ein Blatt Papier, schiebt es in eine Flasche und deponiert sie am Gipfel: Edward Whymper, Michel Croz, Reverend Charles Hudson, Lord Francis Douglas, Douglas Robert Hadow, Peter Taugwalder senior und Peter Taugwalder junior. Nur drei der Männer werden lebend am Fuß des Matterhorns ankommen.

Die Schweizer Hochalpen sind bis um 1700 noch weitgehend unentdeckt. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts wächst das wissenschaftliche Interesse und treibt Forscher auf die Berge. Sie erkunden die Pflanzen- und Tierwelt in der Höhe, studieren die Geologie und zeichnen Karten.

Ab den 1850er Jahren folgen ihnen Sportler, Alpinisten wetteifern nun um die Erstbesteigungen der Gipfel. Insgesamt 27 Schweizer Viertausender

EINE GRUPPE in Eis und Fels auf einem Holzstich von Edward Whymper. Mit einigen Zufallsgefährten macht sich der Engländer am 13. Juli 1865 zum Gipfel des Matterhorns auf – im Wettlauf gegen eine italienische Expedition, der er zuvorkommen will

HOCHRANGIGE Mitglieder des 1857 in London gegründeten Alpine Club bei einem Treffen in Zermatt. Als Zeichner für die Zeitschrift des Vereins kommt der junge Whymper in die Berge – doch schnell drängt es ihn auch selbst auf die umkämpften Gipfel, die noch niemand bezwungen hat







JEDER FALSCHER SCHRITT

kann tödlich sein. Der Stich nach einem Aquarell von Whymper zeigt die Erstbesteigung eines Viertausenders im Jahr 1864. Begleitet wird der Engländer da schon vom Bergführer Michel Croz – der im folgenden Jahr am Matterhorn sein Leben verliert

erklimmen sie zwischen 1854 und 1865 zum ersten Mal: das Strahlhorn etwa, die Dufourspitze des Monte Rosa, den Dom und das Weisshorn.

Die ehrgeizigen Bergsportler, die sich nun Jahr für Jahr im Gebirge efinden, kommen fast ausnahmslos aus Großbritannien. Einige von ihnen gründen 1857 in London den Alpine Club, um Erfahrungen auszutauschen und sich gegenseitig bei ihren Expeditionen zu unterstützen. So formiert sich weit weg von den Alpen die weltweit erste Bergsteigervereinigung. Aufgenommen in den illustren Kreis wird nur, wer schon einmal auf einen Gipfel über 13 000 Fuß, also rund 4000 Meter, geklettert ist.

Unter den Mitgliedern ist auch ein Londoner Verleger. Er bringt die Vereinszeitschrift „Peaks, Passes and Glaciers“ heraus

Über einen tiefen Einschnitt müssen die Männer um Whymper und Croz beim Abstieg springen



und schickt Künstler in die Berge, um die Ausgaben zu illustrieren. 1860 beauftragt er den jungen Zeichner Edward Whymper.

So bricht der gebürtige Londoner, gerade mal 20 Jahre alt und ohne jegliches Vorwissen, Richtung Schweizer Alpen auf. Die Bergsteiger, auf die er dort trifft, sind ganz anders als er, der Sohn eines Holzstechers: Sie sind reich, gut gebildet – und in der Schweiz, um Urlaub zu machen und Abenteuer zu erleben. Whymper hingegen hat mit 14 Jahren die Schule verlassen, dann das Handwerk seines Vaters erlernt.

Zum Glück ist er körperlich fit und ein ausdauernder Geher, es fällt ihm leicht, die Alpinisten zum Zeichnen in die Berge zu begleiten. Mit der Zeit entwickelt er selbst den Ehrgeiz, Berggipfel zu erklimmen.

Für ihn (wie für die meisten britischen Alpinisten) ist offenbar nicht das Bergsteigen allein ein Erlebnis. Es geht ihm auch ums Gewinnen. Whymper drängt es vor allem auf jene Gipfel, die noch umkämpft sind. Acht Mal versucht er gemeinsam mit verschiedenen anderen Bergsteigern, das Matterhorn zu erklimmen. Sieben Mal scheitert Whymper an Höhe, Eis, steilen Hängen oder schlechtem Wetter. Einmal stürzt er sogar über mehrere Felsvorsprünge insgesamt 60 Meter in die Tiefe. Aus Schnitten am Kopf und etlichen weiteren am ganzen Körper verliert er Blut, fällt in Ohnmacht, bricht sich aber nichts.

A

Am 11. Juli 1865 erreicht ihn in Breuil, dem italienischen Ort an der Südseite des Matterhorns, eine alarmierende Nachricht: Eine Seilschaft sei an diesem Morgen aufgebrochen, um den mächtigen Berg zu besteigen. Whymper tritt vor die Tür und blickt durch sein Fernglas, sucht Gestalten, die den Hang hinaufklettern. Und tatsächlich: Ein paar Punkte zeichnen sich vergrößert vor seinem Auge ab. „Was geht da vor?“, fragt er den Wirt des Gasthofes, in dem er übernachtet hat, „wer ist der Führer dieser Gesellschaft?“ – „Carrel!“ – „Wie, Jean-Antoine?“ – „Ja.“

Jean-Antoine Carrel ist ein italienischer Bergführer – und hatte Whymper erst vor wenigen Tagen zugesichert, mit ihm gemeinsam das Matterhorn bezwingen zu wollen. Offensichtlich eine Finte. Denn tatsächlich ist Carrel in politischer Mission unterwegs. Die Gründer des Club Alpino Italiano, darunter der italienische Finanzminister persönlich, haben ihn angeheuert, um den Gipfel zu erklimmen, und damit den Ruhm des noch jungen, erst 1861 begründeten Königreichs zu mehren.

Whymper tobt, die Italiener sind ihm voraus. Er stürmt zurück in sein Zimmer, nimmt sich seine Karten vor. Fieberhaft überlegt er, ob er der Gruppe noch zuvorkommen kann, berechnet, dass sie wohl etliche Tage brauchen wird, um zum Gipfel zu kommen. Wenn er aber nach Zermatt wandert und von dort aus über die Ostseite zur Spitze des Matterhorns steigt, dann kann er die Italiener noch überholen.

Sein Problem: Mit Carrel selbst sind noch weitere der besten Bergführer von der italienischen Seite unterwegs. Und die meisten der kenntnisreichen Einheimischen auf der Schweizer Seite weigern sich, zum Gipfel des Matterhorns zu gehen,

ST. MORITZ im Engadin
entwickelt sich zu
einem der beliebtesten
Kur- und Urlaubsorte
der Schweiz. Luxushotels
locken vermögende
Gäste an, die auch
in den Bergen nicht auf
Komfort verzichten
wollen



DIE LETZTEN METER zum Gipfel des Matterhorns in der Vorstellung des berühmten Illustrators Gustave Doré: Früh am Nachmittag des 14. Juli 1865 erreichen Whymper und seine sechs Begleiter ihr Ziel

da sie das Unterfangen für unmöglich halten. Bei den Leuten in den nahegelegenen Dörfern heißt es sogar, ein Fluch liege auf dem mächtigen Berg, Geister würden dort oben leben. Doch allein kann Whymper mit seiner ganzen Ausrüstung nicht einmal nach Zermatt gelangen, geschweige denn zum Gipfel steigen. „Ich war in der Lage eines Generals ohne Armee; Pläne konnte ich machen, aber zur Ausführung fehlten mir die Leute“, schreibt der Engländer später.

Aber er hat Glück. Denn am Mittag des 11. Juli findet sich zufällig ein blutjunger britischer Bergsteiger in Breuil ein, der mit einem Führer aus Zermatt gekommen ist und am nächsten Morgen wieder dorthin zurückwandern will. Whymper schließt sich den beiden an und gelangt so mit all seinem Gepäck auf die Schweizer Seite.

Lord Francis Douglas ist Angehöriger des schottischen Hochadels und hat mit 18 Jahren bereits einige Erfahrung und Erfolge als Alpinist vorzuweisen. Auch er spielt mit dem Gedanken, das Matterhorn zu besteigen. Er hat in Zermatt Kontakt mit Peter Taugwalder aufgenommen, einem der wenigen Schweizer Bergführer, der es überhaupt für möglich hält, den mächtigen Fels von dieser Seite aus zu erklimmen.

Und sie bleiben nicht allein. Am 12. Juli in Zermatt eingetroffen, stoßen Douglas und Whymper, auch das ein gewaltiger Zufall, auf den anglikanischen Reverend Charles Hudson. Er gilt als der beste britische Bergsteiger seiner Zeit – und plant ebenfalls, das Matterhorn in Angriff zu nehmen. Hudson hat den hoch angesehenen Führer Michel Croz aus Chamonix am Mont Blanc engagiert, mit dem Whymper auch schon unterwegs war. Zudem wird der Reverend begleitet von Douglas Robert Hadow, dem 19-jährigen Spross eines reichen Reeders aus London.

Hadow gilt als exzellenter Cricketspieler, aber im hochalpinen Klettern hat er wenig Erfahrung. Whymper zweifelt zunächst, ob Hadows Fähigkeiten für ihr Vorhaben ausreichen, doch Hudson versichert, es sei unbedenklich, ihn mitzunehmen.

Die Briten beschließen, gemeinsam die Erstbesteigung zu versuchen – auf der von Whymper vorgeschlagenen, bisher noch nicht begangenen Route über den Hörnligrat und die Ostwand. Eine Zufallsgemeinschaft aus Männern, die eben gerade da sind; und die im Moment nur eines verbindet: Sie alle wollen als Erste zum Gipfel des Matterhorns – vor den Italienern.

E

Es ist 5.30 Uhr am 13. Juli 1865, als die Bergsteiger aufbrechen: die vier britischen Alpinisten, Michel Croz sowie Peter Taugwalder, außerdem zwei seiner Söhne als Träger. Die Gruppe erreicht zur Mittagszeit eine Höhe von rund 3350 Metern. Dort richtet sie ihr Nachtlager ein. Croz und der ältere Taugwalder-Sohn, ebenfalls mit Namen Peter, ziehen los, um eine Route für den weiteren Aufstieg zu finden. Gegen 15 Uhr kehren sie zurück, euphorisch: Keine Schwierigkeiten seien vorhanden. Bequem hätten sie den Gipfel noch am selben Tag erreichen und zu ihrem Lager zurückkehren können. Sie sind selbst erstaunt darüber, dass

Ist das Seil nicht gespannt, droht ein Fallender die anderen mitzureißen, etwa in eine Gletscherspalte





DIE WEGE ZUM GIPFEL 1865



VOM ORT ZERMATT steigen Edward Whymper und seine Begleiter auf Schweizer Seite zum Matterhorn auf. Sie sind schneller als die Expedition um Jean-Antoine Carrel, die von Italien aufgebrochen ist – jedoch kurz vor dem Gipfel kehrtmachen muss

noch niemand die Besteigung über diese Route versucht hat. Allerdings erscheint der Hörnli-Grat, der von der Spitze des Berges nach Nordosten Richtung Zermatt abfällt, von dort aus gesehen auch uneinnehmbar, ebenso wie die Ostwand.

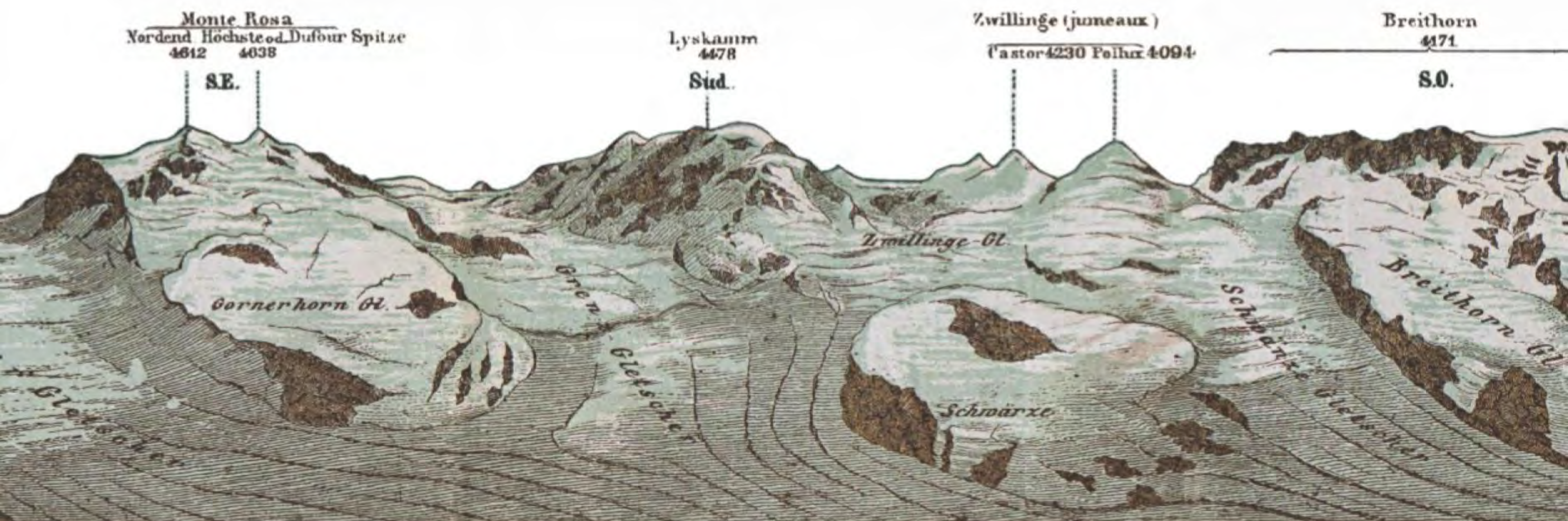
Die Männer kochen Tee und Kaffee, noch lange hallen in den Felsen ihr Gelächter und der Gesang der Führer wider.

Bei Morgengrauen brechen sie am 14. Juli auf zum Gipfel. Auch Peter Taugwalder junior geht weiter mit, der jüngere Bruder kehrt nach Zermatt zurück. Kurz hinter ihrem Lager biegen die sieben Bergsteiger um einen Vorsprung. Die gewaltige Ostseite des Matterhorns liegt nun offen vor ihnen. Wie eine riesige Treppe ragt die Flanke vor ihnen auf, Tausend Meter hoch. Ohne größere Schwierigkeiten gelangen die Männer bis kurz vor zehn Uhr auf eine Höhe von über 4200 Metern.

An der Spitze gehen abwechselnd Whymper und Hudson. Erst für die verbleibenden 200 Höhenmeter bis zum Gipfel seilen sie sich aneinander an. Die Führung übernimmt jetzt Croz.

ALPEN-PANORAMA:

48 Gipfel, die mehr als 4000 Meter hoch sind, zählt die Schweiz insgesamt. Doch ganze 40 von ihnen hat bis zum Jahr 1850 noch kein Mensch erklommen. Vor den sportlichen Alpinisten erkunden meist allenfalls Wissenschaftler das Hochgebirge



In dem Stück, das nun vor ihnen liegt, ist das Vorankommen schwierig, an einigen Stellen gibt es kaum Halt. Auch der psychische Druck steigt: Links und rechts geht es Tausende Meter in die Tiefe. Und über allem die bange Frage: Werden sie oben Fußabdrücke der Italiener finden? Oder tatsächlich die Ersten sein?

Whymper hat sein Ziel fest vor Augen. Als die Männer die heikle Passage hinter sich gelassen haben und sie nur noch ein Schneefeld vom Gipfel trennt, lösen sie sich vom Seil. Whymper rennt los, Croz folgt ihm auf den Fersen, gemeinsam erreichen sie die Spitze – so jedenfalls berichtet es der Engländer später.

Whympers Triumph ist vollkommen, der Schnee am Gipfel unberührt. Ein Engländer hat das Matterhorn bezwungen.

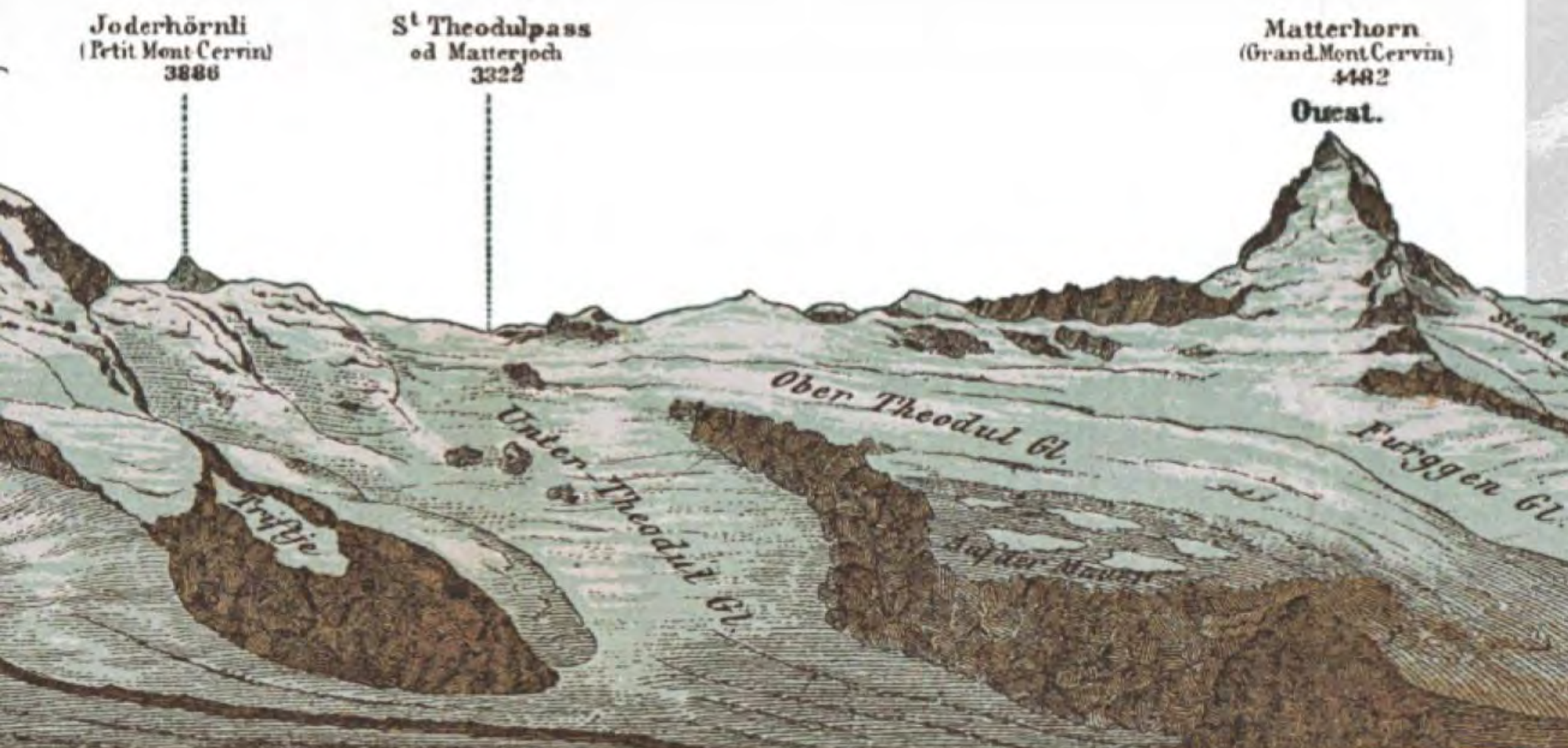
D

Doch die Italiener wären ihm beinahe zuvorgekommen. Whymper und Croz können die Rivalen von oben noch bei deren Abstieg sehen. Denn Carrels Gruppe ist nur gut 200 Meter unter dem Gipfel umgekehrt: Die Italiener waren sich uneins über die Route und fürchteten wohl, es nicht vor Einbruch der Dunkelheit zurück in ihr Lager zu schaffen. Außerdem ahnten sie nicht, dass es Konkurrenz gab.

Oben ist die Luft still. Frei von jedem Dunst. Fast 3000 Meter unter den Erstbesteigern liegen die grünen Weiden und die Hütten von Zermatt, blauer Rauch steigt aus ihren Schornsteinen. Auf der anderen Seite ist Breuil zu sehen. „Es gab jegliche Kombination, die die Welt hervorbringen vermag“, schreibt Whymper später über den Anblick der Bergwelt rundherum. Dann geht es an den Abstieg.

Ganz vorn läuft Croz, der sicherste der Männer. Hinter ihm seilt sich Hadow an, der unerfahrenste. Dann folgen Hudson und Lord Douglas.

BESUCHER kommen zunächst vor allem in den Sommermonaten in die Schweiz, etwa zur Kur am Genfer See (oben). Doch mit der Zeit reisen auch immer mehr Touristen im Winter an, laufen Schlittschuh und später auch Ski



HUNDERTE MENSCHEN sterben im Lauf der Jahre am Matterhorn – hier ein Unglück im August 1893. Auch bei der Erstbesteigung stürzen auf dem Rückweg vier Männer in die Tiefe, als ein Sicherungsseil reißt

Als Whymper noch am Gipfel bleibt, warten die beiden Taugwalders bei ihm. Taugwalder senior schließt zuerst zu den anderen Männern auf. Er bindet bei Lord Douglas ein relativ dünnes Seil an jenes an, dass die Vorangehenden verbindet. Endlich folgen Whymper und der junge Taugwalder an einem weiteren Strang, den Taugwalder senior mit seinem Seil verknotet. Drei Seilelemente binden die Gruppe nun in einer Schicksalsgemeinschaft aneinander.

Die Vordersten sind bereits in der besonders schwierigen Passage angelangt. Es bewegt sich immer nur ein Mann. Erst wenn er fest steht, folgt der nächste. Hadow ist beim Abstieg auf die Hilfe von Croz angewiesen. Der führt dem jungen Mann bei jedem Schritt die Füße, stellt sie dahin, wo er hintreten muss.

Dann geschieht es. Hadow rutscht ab, stößt gegen Croz und reißt ihn mit sich.

Ein Schrei des Bergführers hallt über die Felswand, das Gewicht der fallenden Körper zerrt an Hudson und Lord Douglas, sie können sich nicht mehr halten.

Die Taugwalders und Whymper stemmen sich gegen den Felsen, so fest sie können. Die Macht aber, mit der die Stürzenden in das Seil fallen, ist zu groß – das dünne Seil in der Sicherungskette reißt. Ab diesem Augenblick sind die vorderen vier Männer verloren.

Fassungslos müssen Whymper und die Taugwalders miterleben, wie Croz, Hadow, Hudson und Douglas auf dem Rücken den Abhang hinuntergleiten, mit ausgestreckten Händen vergeblich versuchen, Halt zu finden. Außerhalb der Sicht der drei oben Gebliebenen stürzen ihre Kameraden weiter von Vorsprung zu Vorsprung, mehr als 1000 Meter in die Tiefe, bis auf den Matterhornletscher.

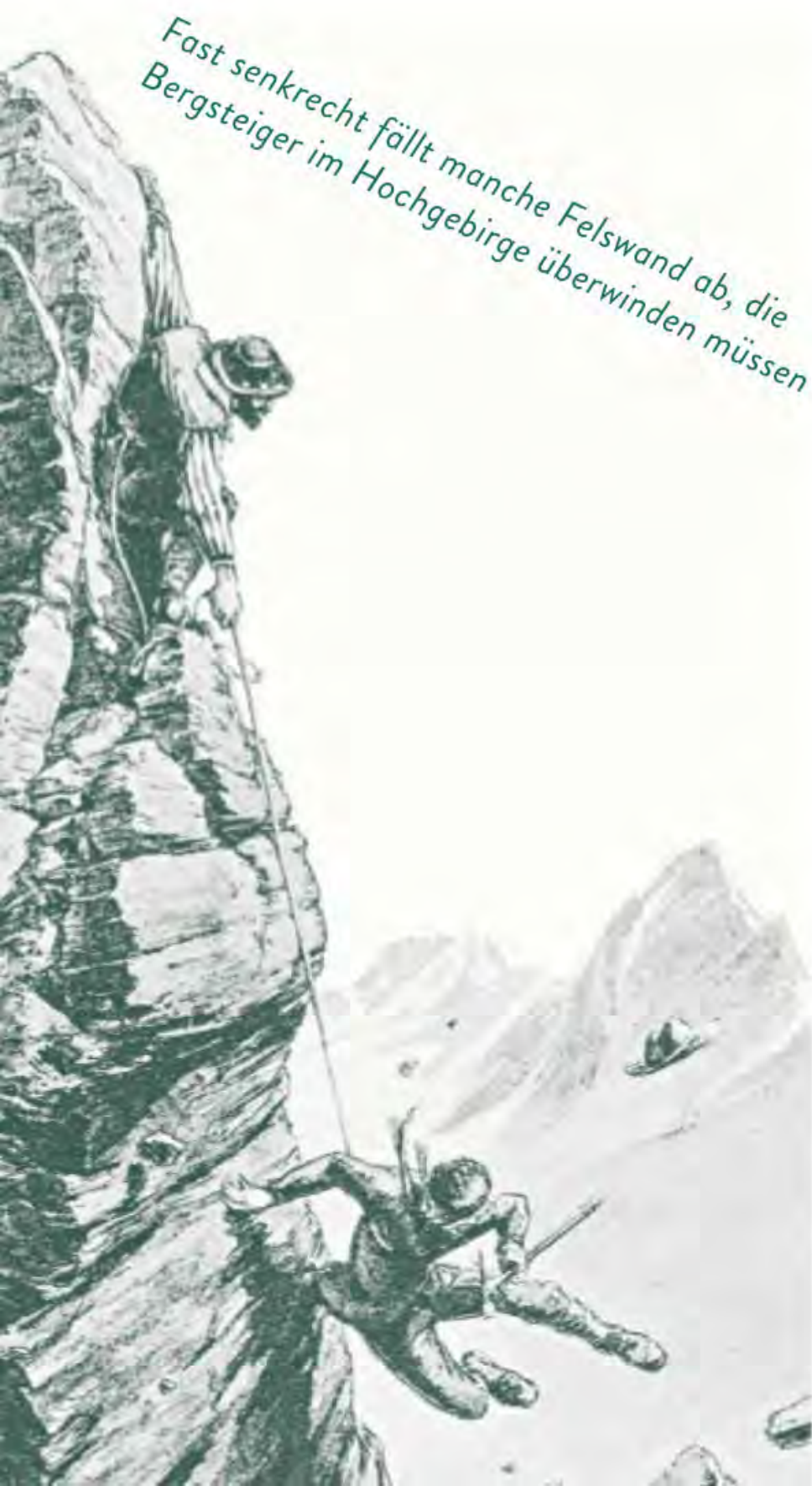
Eine halbe Stunde lang bleiben Whymper und die Taugwalders im Schock dort stehen, wo sie sind, wie gelähmt. Schließlich steigen sie weiter ab und sichern sich nun bei jedem Schritt, indem sie zusätzlich ein Seil um feste Felsvorsprünge schlingen. Die drei Männer suchen nach ihren gestürzten Bergkameraden, rufen nach ihnen, bekommen aber keine Antwort.

Sie gehen weiter, bis es längst dunkel geworden ist. Auf einer schmalen Felsplatte als Nachtquartier verbringen sie sechs triste Stunden. Bei Tagesanbruch machen sich die Männer wieder auf, am Vormittag des 15. Juli sind sie zurück in Zermatt.

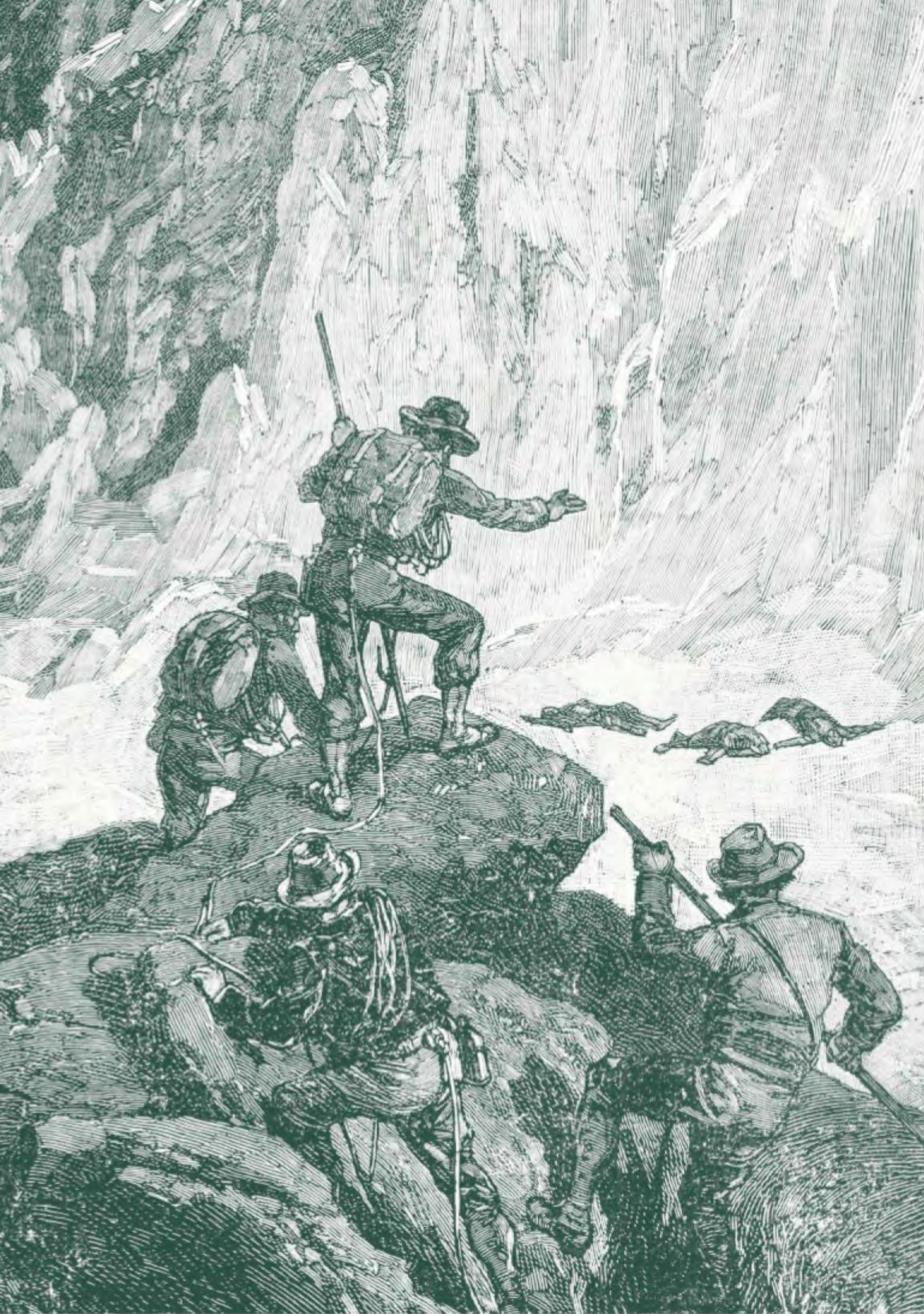
S

Suchtrupps ziehen los, um die Verunglückten zu finden, und sichten ihre reglosen Körper. Whymper, so schreibt er später, hat die Hoffnung zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz aufgegeben, dass die verlorenen vier entgegen aller Wahrscheinlichkeit doch überlebt haben könnten. Am folgenden Tag bricht er mit einer Gruppe noch vor Sonnenaufgang auf, doch was sie im Laufe des Morgens finden, sind lediglich drei Leichen.

Die Bergsteiger liegen in der Reihenfolge auf dem Gletscher, wie sie abgestürzt sind: etwas weiter vorn Croz, Hadow in seiner Nähe und Hudson weiter hinten. Der Fall hat die Körper furchtbar entstellt. Von einem Kopf finden die Männer nicht







SUCHTRUPPS stoßen 1865 schon bald auf die Leichen von drei der vier Verunglückten – der Körper des letzten wird nie gefunden. Die Tragödie am Matterhorn schockiert die Öffentlichkeit, macht den Berg aber weltberühmt

LITERATURTIPPS

EDWARD WHYMPER

»Matterhorn – Der lange Weg auf den Gipfel«

Illustrierter Erlebnisbericht des Alpinisten, im Original 1871 erschienen (AS Verlag).

PETER ARENGO-JONES

»Queen Victoria in der Schweiz«

Publikation zu einer Ausstellung über die Reise der britischen Königin (Verlag Hier und Jetzt).

IN KÜRZE

Meist britische Bergsportler konkurrieren im 19. Jahrhundert um die höchsten Gipfel der Schweiz. Die Erstbesteigung des Matterhorns 1865 gerät zum Triumph – und gleichzeitig zu einer der größten Katastrophen des Alpinismus, als vier von sieben Expeditionsteilnehmern nicht lebend zurückkehren. Der Ort Zermatt am Fuße des Berges wird jedoch über Nacht berühmt und bald zu einem der beliebtesten Besuchsziele in der Eidgenossenschaft.

mehr als einen Teil des Unterkiefers. Nur anhand des langen Bartes können sie identifizieren, dass es sich um Michel Croz handelt. Den Leichnam von Lord Douglas finden sie nicht. Bis heute ist er verschollen.

Die Tragödie am Matterhorn schockiert Menschen rund um den Globus – vor allem aber die britische Öffentlichkeit. Über keine andere Erstbesteigung wird so viel und so ausführlich berichtet. Allein in der Londoner „Times“ erscheinen im folgenden Monat 43 Artikel und Briefe zu den Ereignissen des 14. Juli 1865.

Das liegt vor allem daran, wer gestorben ist: der Sohn eines Milliardärs, ein anglikanischer Geistlicher und nicht zuletzt ein Mitglied des schottischen Hochadels. Auch die britische Königin Viktoria ist erschüttert. Sie erwägt zeitweise sogar, ihren Untertanen per Gesetz zu verbieten, weiter die Alpen zu besteigen.

Großbritanniens bestes Blut dürfe nicht im Schweizer Gebirge vergossen werden, so die Königin.

Das Gesetz wird nie erlassen. Tatsächlich wollen nun immer mehr Briten die Gipfel erklimmen. Der Medienrummel um das Unglück am Matterhorn fügt der Faszination der Berge offenbar noch einigen Nervenkitzel hinzu. Die Ort Zermatt wird durch die tragische Erstbesteigung fast über Nacht international bekannt und bald zu einer der beliebtesten Destinationen in den Alpen.

Drei Jahre später, 1868, reist Königin Viktoria sogar selbst in die Schweiz. Nicht zum Wandern, sie möchte zur Ruhe kommen. Denn noch immer trauert sie um ihren Ehemann, Prinz Albert, der sieben Jahre zuvor gestorben war. Er hatte das Alpenland einst erkundet und ihr davon vorgeschwärmt. Die Königin besucht die Eidgenossenschaft inkognito, die Weltöffentlichkeit erfährt gleichwohl aus der Presse alles über die Stationen und Ereignisse ihrer Reise.

Die Schweiz wird zunehmend zu einem Sehnsuchtsziel, nicht nur für Alpinisten: Immer mehr Menschen kommen gegen Ende des 19. Jahrhunderts in die Berge, um teilzuhaben am Abenteuer, am Glanz des Hochadels, oder einfach zur Entspannung. Sie wandern auf bekannten Wegen, besteigen bereits erklommene Gipfel und wollen sicher ans Ziel geführt werden. Mit dem Ausbau des europäischen Eisenbahnnetzes, der Eröffnung neuer Berghotels und den ersten Pauschalreisen beginnt in der Schweiz das Zeitalter des Massentourismus. Der Fremdenverkehr entwickelt sich bald zu einem der wichtigsten Wirtschaftszweige der ganzen Region.

Das Matterhorn aber wird zu dem Schweizer Berg schlechthin, ja geradezu zum Wahrzeichen der Eidgenossenschaft – ungeachtet der Tatsache, dass es genau auf der Grenze mit Italien liegt.

A

Auch Edward Whymper profitiert: Sein Buch „Scrambles amongst the Alps in the Years 1860–69“ über die Bezwingung zahlreicher Gipfel, versehen mit von eigener Hand gestochenen Illustrationen, avanciert zum Klassiker der alpinen Literatur.

Er unternimmt Expeditionen in Grönland, den kanadischen Rocky Mountains und in den Anden. Sein zweiter großer Erfolg ist die Erstbesteigung des Chimborazo 1880 in Ecuador. Dabei an seiner Seite: Jean-Antoine Carrel, der ehemalige Konkurrent am Matterhorn.

Whymper könnte zufrieden sein. Er gehört zu den bekanntesten Alpinisten seiner Zeit, reist jedes Jahr in die französische und schweizerische Bergwelt, aktualisiert seine Reiseführer über Chamonix und Zermatt. Aber die Erinnerung an den Absturz der Mitstreiter am Matterhorn verfolgt ihn bis an sein Lebensende.

Edward Whymper wird am 16. September 1911 tot in seinem Hotelzimmer in Chamonix aufgefunden. Jener Mann, dessen größter Triumph zugleich als eine der größten Tragödien in die Geschichte des Alpinismus eingegangen ist, erlag einem Hirnschlag. ◇

ERHOLUNG, Natur,
Skipisten: Neue
Eisenbahnstrecken
und Unterkünfte
erleichtern das Reisen
in die Schweiz – der
Fremdenverkehr
erstarkt zu einem
ihrer bedeutendsten
Wirtschaftszweige



Was der Schweizer Geschäftsmann Henry Dunant im Juni 1859 in den Ortschaften nahe dem norditalienischen Dorf Solferino sieht, lässt ihn zeitlebens nicht mehr los. Mit fürchterlichen Verletzungen liegen Soldaten dicht gedrängt in Kirchen, Kasernen oder unter freiem Himmel. Sie sterben an Wundbrand, weil sie nicht rechtzeitig versorgt werden. Ärzte führen ohne Narkose Amputationen durch. Soldaten betteln auf dem Operationstisch um den Tod. Es mangelt an Pflegepersonal, Verbandszeug, Wasser, Nahrung. Tausende Verwundete müssen versorgt werden, nachdem Frankreich und das mit ihm verbündete Sardinien-Piemont in einer Entscheidungsschlacht gegen Österreich um die Besitzungen der Habsburger in Norditalien gerungen haben.

Überwältigt vom Leid der Verwundeten, vergisst Henry Dunant die Geschäftsinteressen, die ihn eigentlich in die Gegend geführt haben. Der 31-Jährige kauft dringend benötigtes medizinisches Material, wechselt eigenhändig Verbände, spendet Trost. Und in ihm wächst eine Idee: Dunant will eine Hilfsgesellschaft für die Pflege von Kriegsverletzten gründen.

Das Schicksal verwundeter Soldaten wird bis dahin kaum öffentlich beachtet. Dabei gibt es in der Oberschicht jener Jahre durchaus Bestrebungen, den Schwächeren zu helfen. Mit weltlichen Gaben und christlichem Großmut wollen reiche Wohltäter die Armut der Massen mildern – allerdings ohne die Klassenunterschiede aufzuheben.

Auch im calvinistisch geprägten Genf findet die Idee, im Namen des Glaubens Gutes zu tun, Sympathisanten. Das Handels- und Bankenzentrum hat viele wohlhabende Bürger. Zwischen 1810 und 1875 entstehen dort rund 200 Hilfswerke. Auch der 1828 in Genf geborene Dunant engagiert sich früh für Benachteiligte. Für den gläubigen Christen ist es ein Akt der Nächstenliebe.

Gleichzeitig betätigt er sich jedoch auch als Kolonialunternehmer: Mit einer Aktiengesellschaft will er im französischen Algerien zu Wohlstand kommen. Vermutlich um persönlich beim Kaiser von Frankreich für seine Geschäftsidee zu werben, reist er Napoleon III. im Juni 1859 auf dessen Feldzug gen Italien nach – und wird so Augenzeuge des Leids der Soldaten.

1862 erscheint sein Buch „Eine Erinnerung an Solferino“. Ungeschönt beschreibt er darin seine Beobachtungen aus den Behelfslazaretten und entwickelt die Vision eines humanitären Völkerrechts. Es sieht Regelungen für die Kriegsführung und den Schutz von Verletzten vor. Dabei argumentiert Dunant aber nicht etwa als Pazifist gegen den militärischen Kampf, denn der ist in weiten Teilen Europas allgegenwärtig. Er plädiert für die Pflege der Kriegsoffer.

Mit Gleichgesinnten um den Schweizer Juristen Gustave Moynier und dem General Guillaume-Henri Dufour gründet er 1863 das Internationale Komitee für Verwundetenhilfe: das spätere Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK), das weltweit Millionen Menschen in Kriegen, Krisen und Katastrophen das Leben retten wird.

Unermüdlich wirbt er bei Europas Mächtigen für einen Kongress zum Thema in der neutralen Schweiz. Der Bundesrat in Bern unterstützt Dunants völkerrechtliches Engagement und lädt offiziell zur diplomatischen Konferenz nach Genf ein. Das Treffen wird ein voller Erfolg.

Am 22. August 1864 verabschieden Vertreter von zwölf Staaten die sogenannte Genfer Konvention: Erstmals wird die Versorgung von Kriegsverwundeten verbindlich geregelt und Verletzten, Helfern und Spitälern volle Neutralität zugesichert. Zuvor war bereits eine

einheitliche Kennzeichnung der Helfer gefunden worden: ein rotes Kreuz auf weißem Grund (eine einfache Farbumkehr der Schweizer Flagge).

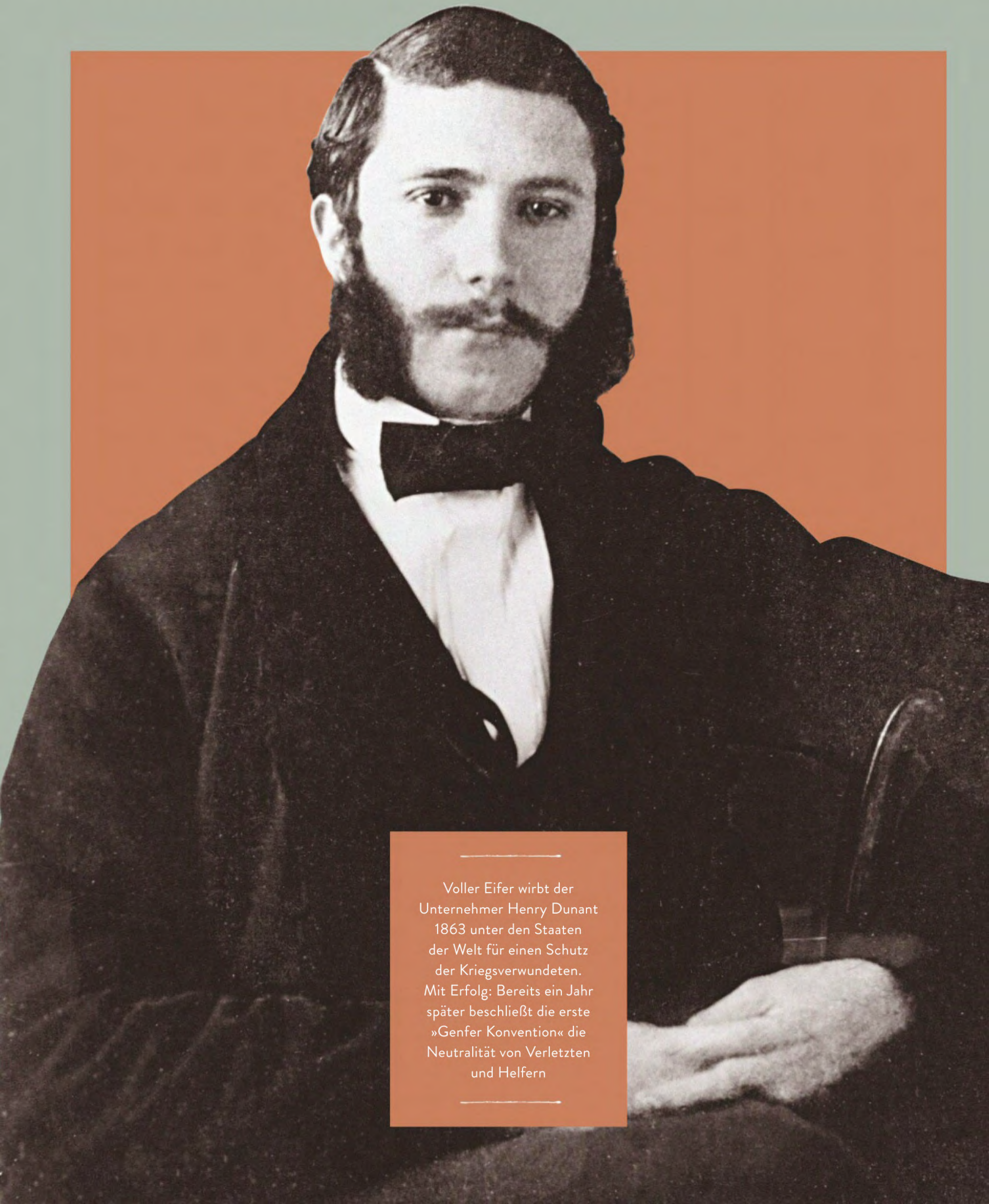
Dunants privates Unternehmen indes scheitert. Nach erfolglosen Investitionen in Algerien wird er 1868 wegen Betrugs verurteilt, sein geschäftlicher Ruf ist ruiniert. Jahrzehntlang lebt Dunant verarmt und zurückgezogen, engagiert sich aber bis zu seinem Tod am 30. Oktober 1910 in humanitären Fragen.

Heute sind die Genfer Konventionen, der ersten folgten noch drei weitere und drei Zusatzprotokolle, von 196 Ländern anerkannt. Der Mann, der maßgeblich dazu beigetragen hat, erfährt schließlich noch eine späte Ehrung: Gemeinsam mit dem französischen Pazifisten Frédéric Passy erhält der 73-Jährige im Dezember 1901 den ersten Friedensnobelpreis. ♦

HELPER IN DER NOT

1863 gründet Henry Dunant das
spätere »Rote Kreuz« – um das Leid
verwundeter Soldaten zu lindern

TEXT: Jasmin Lörchner



Voller Eifer wirbt der
Unternehmer Henry Dunant
1863 unter den Staaten
der Welt für einen Schutz
der Kriegsverwundeten.
Mit Erfolg: Bereits ein Jahr
später beschließt die erste
»Genfer Konvention« die
Neutralität von Verletzten
und Helfern

1872–1882

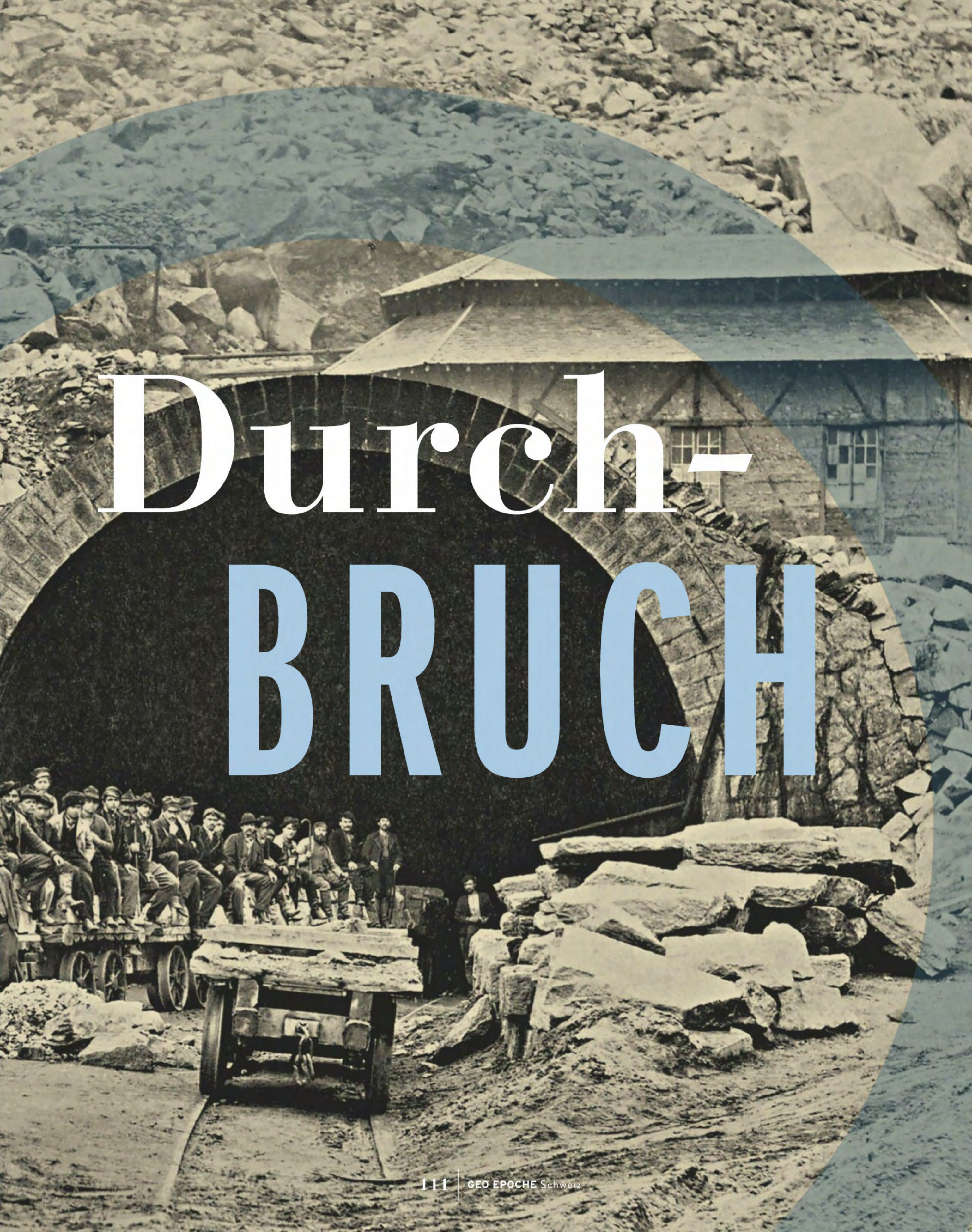
Gotthardtunnel

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts sind die Verkehrswege der Schweiz unzureichend und veraltet. Doch neue Eisenbahnlinien sollen das ändern: So treiben Ingenieure und Arbeiter ab 1872 am Gotthard den bis dahin längsten Tunnel der Welt durch das Alpenmassiv. Ein nationaler Prestigebau – der Hunderte Menschen das Leben kostet

Der



ARBEITER POSIEREN um 1880 am nördlichen Eingang des Tunnels im Schweizer Ort Göschenen. Von hier – und zugleich vom Tessin im Süden aus – sprengen Männer die 15 Kilometer lange Querung durch den Fels



Durch- BRUCH

A

TEXT: Till Hein

Am 28. Juli 1875, einem schwülen Sommertag, versperren Arbeiter im Schweizer Bergdorf Göschenen den Eingang zur Baustelle des größten Tunnels der Welt. Wütend, bewaffnet mit Stangen und Knüppeln, haben sie sich am Gotthard aufgebaut. Weitere Tausend Streikende blockieren die Landstraße. Einige haben ihre Messer dabei. Andere halten Holzstöcke, an die sie rote und weiße Tücher gebunden haben. Die Männer fordern mehr Lohn.

Meter für Meter kämpfen sie sich hier normalerweise mühsam in den Felsen vor. Mit Hammer und Meißel, Bohrmaschinen und Dynamit. Bei Temperaturen von mehr als 30 Grad. Bis zu zwölf Stunden im Schichtbetrieb, für ein paar Franken am Tag. Immer schneller lässt Bauleiter Louis Favre, ein Glücksritter aus der Gegend von Genf, den Stollen vorantreiben. Die Sicherheit der Arbeiter interessiert ihn wenig. Felsbrocken stürzen herab, Bergleute verlieren bei Unfällen mit Transportwagen oder Sprengungen Gliedmaßen, das Augenlicht oder ihr Leben.

Heute aber schuftet keiner im Felsen. Vereint fordern die Männer: Wenn sie schon Leib und Gesundheit für den Tunnel riskieren, dann wenigstens für mehr Geld. Und sie haben eine mächtige Waffe: die Zeit.

Der mit 15 Kilometer Gesamtlänge projektierte Gotthardtunnel zwischen Göschenen auf der Nordseite des Alpenhauptkamms und Airolo auf der Südseite, ist das wichtigste Bauprojekt der



PRIVATE UNTERNEHMER leiten das Projekt – und versuchen Bauzeit und Kosten zu drücken: Die Bedingungen für die Arbeiter in den Massenunterkünften in Göschenen (oben) sind miserabel

Schweiz. Er soll das Bergland an die internationalen Handelsströme anbinden, zum Tor in die Moderne werden.

Bis August 1880 muss der Tunnel fertig sein, so ist es vertraglich geregelt. Sollte dies nicht gelingen, werden dem Projektleiter hohe Abzüge berechnet. Jeder Tag, an dem nicht am Gotthard gearbeitet wird, bringt Louis Favre also dem drohenden Ruin näher – und der öffentlichen Schande.

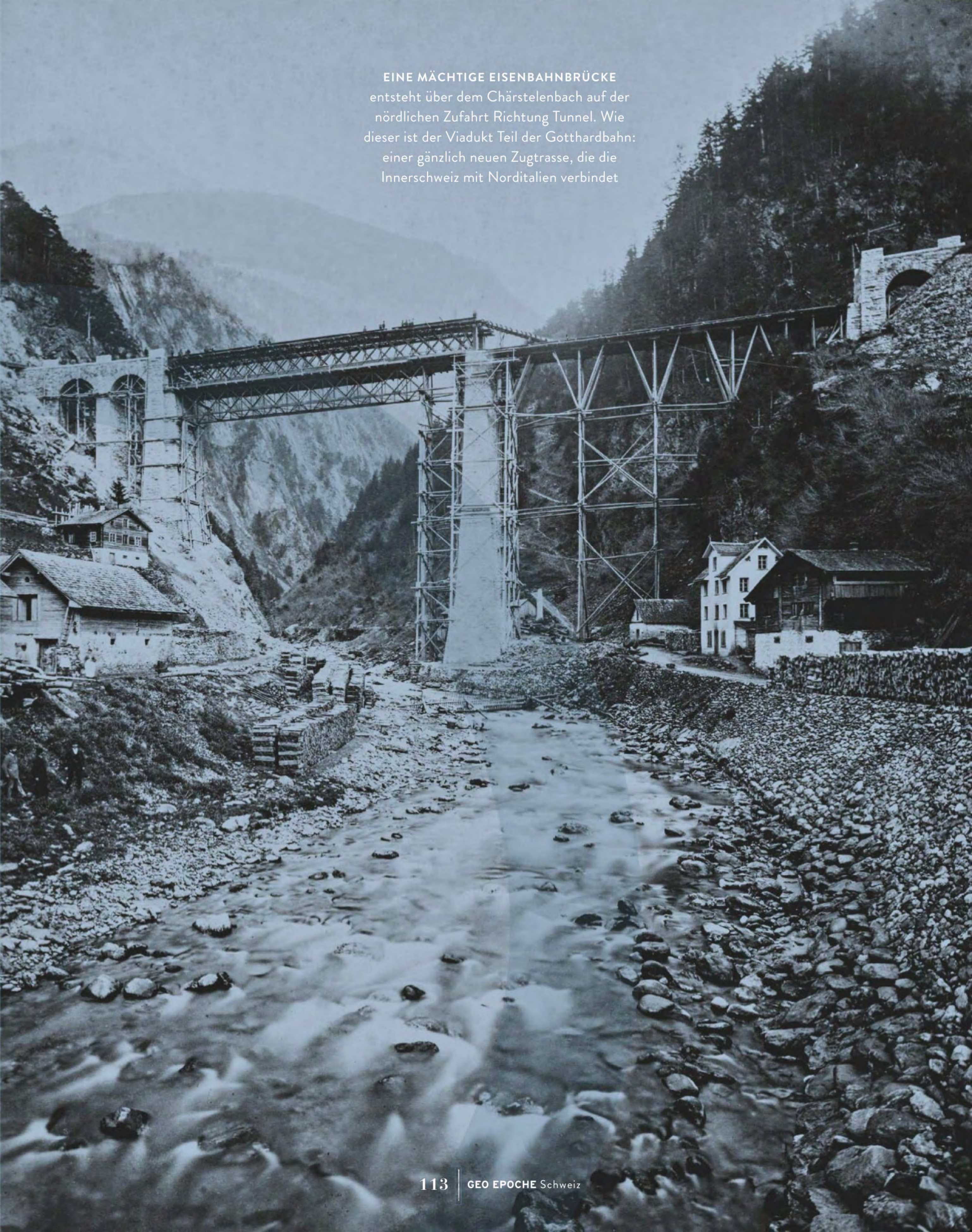
Er fordert daher ein schnelles Durchgreifen der Polizeikräfte. Favre denkt nicht daran, zu verhandeln. Er will den Streik niederschlagen.

MITTE DES 19. JAHRHUNDERTS ist die Schweiz mit ihren Bergen und zerklüfteten Tälern ein verkehrstechnisch kaum erschlossenes Land. Die einzige Eisen-

bahnverbindung, von Zürich nach Baden im Aargau, misst ganze 23 Kilometer. Die Nachbarstaaten hingegen verfügen zu diesem Zeitpunkt bereits über gut ausgebaute Streckennetze und starke Dampflokomotiven, die Städte und neu entstehende Industriegebiete miteinander verbinden.

Alfred Escher, ein ehrgeiziger junger Politiker aus Zürich, erkennt als einer der Ersten: Die Schweiz läuft Gefahr, den Anschluss zu verlieren. Eine neue Eisenbahnlinie soll den Transport in Nord-Süd-Richtung möglich machen, fordert der Unternehmer mit dem Vollbart und der hohen Stirn 1852. Zudem benötige man einen gigantischen Tunnel: „Ohne eine den Wall ihrer Alpen durchbrechende Eisenbahn“ werde die

EINE MÄCHTIGE EISENBAHNBRÜCKE
entsteht über dem Chärstelenbach auf der
nördlichen Zufahrt Richtung Tunnel. Wie
dieser ist der Viadukt Teil der Gotthardbahn:
einer gänzlich neuen Zugtrasse, die die
Innerschweiz mit Norditalien verbindet





EINE LÜCKE in Europas Verkehrsnetz soll durch die neue transalpine Zugroute – hier ein Werbeplakat – geschlossen werden. Und so steuert auch Preußen Millionen von Franken zur Finanzierung bei

det der Unternehmer 1856 die Schweizerische Kreditanstalt, die heutige Credit Suisse – durch die seine Heimatstadt Zürich zum wichtigsten Finanzzentrum der Schweiz aufsteigt.

Der Bau von Eisenbahnlinien schreitet nun rasch voran: 1859 ist das Schweizer Streckennetz bereits 1000 Kilometer lang. Vom Bodensee aus besteht über Zürich, Olten, Herzogenbuchsee, Solothurn, Neuchâtel und Lausanne eine Verbindung bis nach Genf, an die auch Bern, Luzern, Chur, St. Gallen, Schaffhausen und Basel angeschlossen sind.

An welcher Stelle aber könnte die dringend nötige Nord-Süd-Achse durch den Alpenhauptkamm gesprengt werden? Die Westschweizer favorisieren den Simplonpass, die Ostschweizer den Lukmanier. Escher dagegen trommelt für einen 15 Kilometer langen Tunnel durch das Gotthardmassiv – der den lukrativen Transitverkehr aus Deutschland im Norden über Zürich lenken würde, als „eine der wichtigsten Handelsstraßen für einen bedeutenden Teil der zivilisierten Welt“, so der Unternehmer.

Escher nutzt seine ganze wirtschaftliche und politische Macht, um das Projekt voranzutreiben. Und schreckt auch vor Bestechung nicht zurück: 25 000 Franken fließen etwa an einen Abgeordneten des preußischen Landtags. Als Gegenleistung erwirkt dieser, dass sich Preußen an der Gotthardlinie beteiligt.

Im Herbst 1869 einigen sich Delegierte aus der Schweiz, Italien, Baden, Württemberg und dem von Preußen dominierten Norddeutschen Bund bei einer Konferenz in Bern auf eine Bauzeit

Schweiz „zu einem von dem großen Weltverkehr umgangenen und verlassenen Eilande herabsinken“. Eschers Wort hat Gewicht.

Der 33-Jährige stammt aus einer traditionsreichen Züricher Familie. Bis 1798 stellten die Eschers 127 Ratsmitglieder, 63 Ober- und Landvögte sowie fünf Bürgermeister. Auf dem Familienanwesen Belvoir am Zürichsee wuchs Alfred auf wie an einem Fürstenhof – verhätschelt von seiner Mutter, einer Grande Dame, die meist weiße Handschuhe trug, und unterrichtet von Privatlehrern. 1837 begann er ein Jurastudium. Nach seiner Habilitation, im Alter von 25 Jahren, wurde er in den Großen

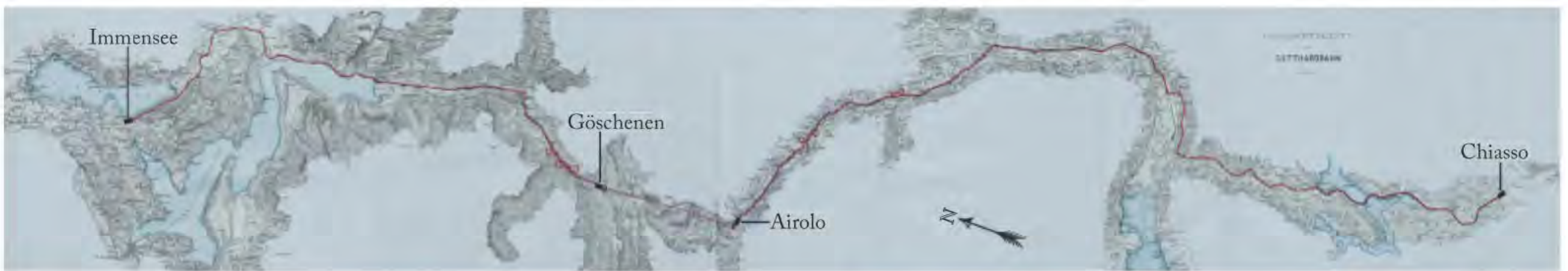
Rat von Zürich gewählt – der Beginn einer rasanten Karriere.

1848 wird Escher Abgeordneter im gerade erst gegründeten Schweizer Nationalrat, im Jahr darauf dessen Präsident. In Rekordtempo sammelt er Ämter und gründet Firmen: Den „Zaren von Zürich“ nennt man ihn bald. Soziale Fragen kümmern ihn nicht: Bei Bauprojekten empfiehlt er, die Löhne so niedrig anzusetzen, dass die Werktätigen gerade noch bei Gesundheit bleiben.

Als Politiker fordert Escher ein von Privatfirmen getragenes Eisenbahnwesen statt einer Staatsbahn – und erreicht so, dass in kurzer Zeit mehrere miteinander konkurrierende Eisenbahngesellschaften entstehen.

Um den Kapitalbedarf für den Ausbau des Schienennetzes zu decken, grün-

EIN WEG DURCHS GEBIRGE



RUND 200 KILOMETER misst die Hauptroute der Gotthardbahn von Nord nach Süd (hier von links nach rechts): Ab Immensee verläuft sie zunächst im Tal und oft an Seeufern entlang, dann in mehreren Schleifen auf die Höhe des Tunnels zwischen Göschenen und Airolo, gut 1100 Meter, und schließlich wieder hinab zum Zielbahnhof Chiasso an der italienischen Grenze

von neun Jahren für die Gotthardbahn zwischen der Innerschweiz und Chiasso an der italienischen Grenze – samt Zubringerlinie von Locarno – sowie ihr Herzstück: den großen Tunnel.

Die kalkulierten Gesamtkosten betragen 187 Millionen Franken, davon fast ein Drittel allein für den Tunnel. Staatliche Subventionen in Höhe von insgesamt 85 Millionen Franken sollen fließen, aus der Schweiz, Deutschland und Italien. Alfred Escher, nun auch Chef der neu gegründeten Gotthardbahn-Gesellschaft, organisiert die Restfinanzierung über die Ausgabe von Aktien und Obligationen.

Im April 1872 lässt er den Bau des Tunnels in den wichtigsten Zeitungen der Schweiz, in Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, Belgien, England und den USA ausschreiben. Acht Offerten treffen ein. Die wohl überzeugendste stammt von dem angesehenen Ingenieur Severino Grattoni aus Turin, der im französisch-italienischen Grenzgebiet bereits den Bau des Mont-Cenis-Tunnels geleitet hat, des mit 12,8 Kilometern bis dahin längsten Tunnels der Welt.

Dann ist da noch die Bewerbung des gelernten Zimmermanns Louis Favre. Der 46-jährige stammt aus einfachen Verhältnissen. Nach der Volks-

schule lernte er in der väterlichen Zimmerei. Später sammelte er in Frankreich bei Eisenbahnprojekten erste Erfahrungen als Bauleiter.

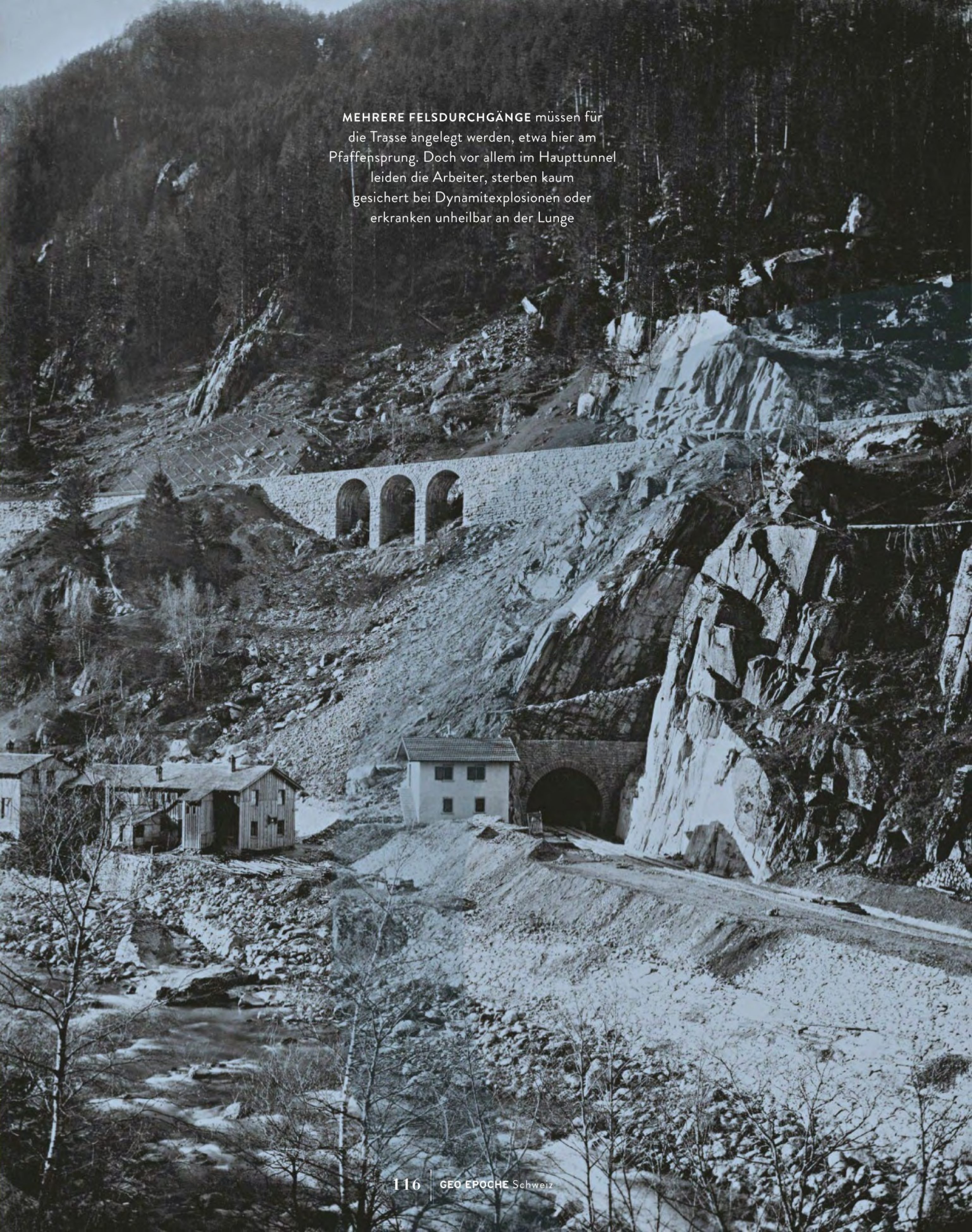
Mit Grattonis Expertise kann Favre nicht mithalten: Er beherrscht keine Fremdsprache und kann nicht fehlerfrei schreiben. Der größte Tunnel, für den er bis dahin verantwortlich zeichnete, ist nur 1000 Meter lang. Dennoch erhält er den Zuschlag: Favre lockt mit einem erstaunlich niedrigen Preis, mehr als zwölf Millionen Franken günstiger als Grattonis Angebot. Und er verspricht, den Tunnel in nur acht Jahren zu vollenden.

In der vagen Aussicht auf Kostenersparnis lässt Escher einen Draufgänger den Gotthardtunnel bauen.

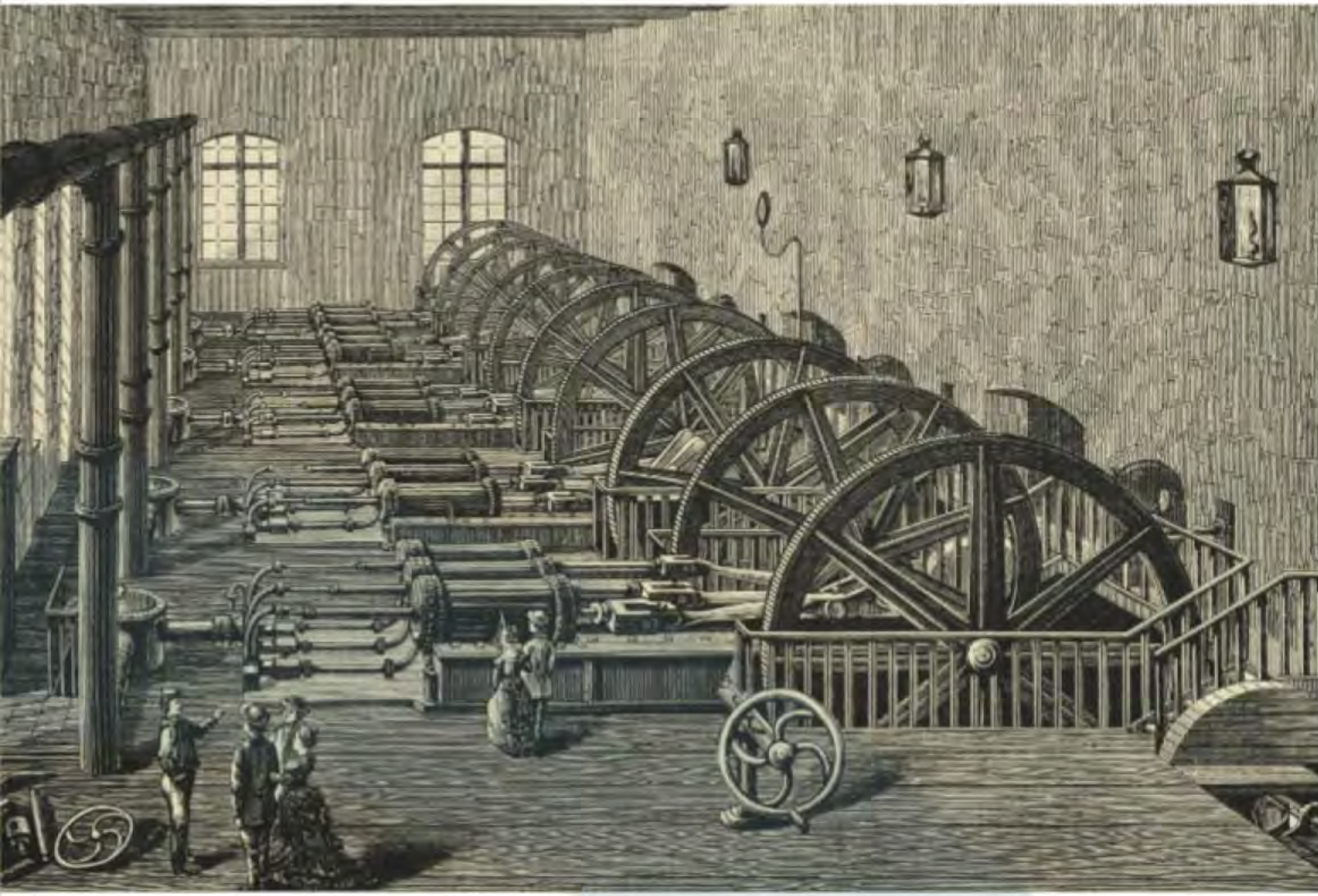
ANFANG AUGUST 1872 unterzeichnet Favre den Vertrag in Luzern: Am 23. August 1880 muss der Tunnel fertig sein. Für jeden Tag Verspätung droht ihm ein Abzug von 5000 Franken. Überschreitet er die Frist um mehr als ein Jahr, verfällt zudem eine Kaution in Höhe von acht Millionen Franken, die der Bauleiter als Sicherheit hinterlegen muss. Nicht einmal ein Zehntel des Betrags kann er selbst aufbringen. Den Hauptanteil borgt er sich bei Investoren aus der Westschweiz.

Für die rund 300 Einwohner des Bergdorfs Göschenen, an der Nordseite des Gotthardmassivs, bricht kurz darauf ein neues Zeitalter an. Arbeiter ziehen im Auftrag des Bauunternehmens *Entreprise du Tunnel du Gothard, L. Favre & Cie* riesenhafte Gebäude in die Höhe: ein Maschinenhaus, eine Schmiede, ein Pulvermagazin, eine 52 Meter lange Reparaturwerkstätte und zahlreiche Wohnbaracken für die mehr als 1000 Tunnelarbeiter, die Favre allein für die Baustelle auf dieser Seite anwerben lässt.

DIE Männer WATEN durch Exkremente



MEHRERE FELSDURCHGÄNGE müssen für die Trasse angelegt werden, etwa hier am Pfaffensprung. Doch vor allem im Haupttunnel leiden die Arbeiter, sterben kaum gesichert bei Dynamitexplosionen oder erkranken unheilbar an der Lunge



EIGENS INSTALLIERTE Kompressoren (oben) versorgen bald Bohrmaschinen mit Druckluft. Die Arbeit im Tunnel wird dadurch effizienter – aber nicht ungefährlicher

Agenten rekrutieren sie in Norditalien, in Dörfern im Piemont oder in der Po-Ebene. Denn unter den Schweizern ist die harte Arbeit im Stollen unbeliebt.

Das Durchschnittsalter der Tunnelarbeiter beträgt 28 Jahre, der jüngste – womöglich ein Einzelfall – ist zwölf. Im Mittel werden in Göschenen sowie in Airolo an der Südseite, wo Favre etwa zeitgleich mit dem Tunnelbau beginnen lässt, etwa 2600 Arbeiter beschäftigt sein. Auch Händler, Wirtsleute, Dienstmädchen und Kellnerinnen kommen über die Grenze, strömen in den kleinen Bauernort.

Als die Arbeiten am Fels beginnen, müssen die Mineure die Sprenglöcher noch mühselig mit Handbohrer, Hammer und Meißel ins Gestein treiben. Nur langsam geht es Meter für Meter voran in den Berg. Erst im Laufe des nächsten Jahres können moderne Bohrmaschinen eingesetzt werden.

Die dafür benötigte Druckluft wird in einem Maschinenhaus mit Turbinen und Kompressoren erzeugt, die wiederum durch Wasserkraft angetrieben werden: Favre lässt dafür den Gebirgsfluss Reuss 80 Meter über dem Tunnelniveau einfassen und umlenken.

Schon das Verlegen der Druckluftleitungen im Stollen ist für die Arbeiter eine Tortur: Aus Kostengründen gibt es keine Toiletten. Die Tunnelarbeiter waten durch die eigenen Exkremente. Um Rohre anzubringen, müssen sie auf den Knien arbeiten – im halb aufgelösten Kot.

Anfangs wird am Gotthard noch mit Schwarzpulver gesprengt. Doch bald lässt auch Favre einen neuartigen Zündstoff nutzen, den der schwedische Chemiker Alfred Nobel erst 1866 erfunden hat: 1873 gründet dieser in Isleten am Urner See, gut 30 Kilometer nördlich von Göschenen, eine große Dynamitfabrik.

Der Stoff hat eine viel stärkere Sprengkraft als Schwarzpulver. Das spart

Favre Zeit. Doch wenn Dynamit zu kühl gelagert wird, ist es stoßempfindlich – und kann beim Erwärmen leicht hochgehen. Immer wieder kommt es nun zu tödlichen Unfällen.

Schutzkleidung aus Leder ist teuer. Viele Mineure arbeiten mit nacktem Oberkörper. Die rund einen Meter tiefen Sprenglöcher füllen sie mit jeweils einem Kilogramm Dynamit. Nach der Detonation tragen Tunnelarbeiter loses Gestein mit der Hacke ab und laden es auf die Wagen einer Schmalspurbahn, die, ab Ende 1873 mit Druckluft betrieben, zwischen der vorderen Baustelle und dem Tunneleingang verkehrt.

Dabei sprengen die Mineure jeweils erst einen schmalen Gang in den Fels. Später weiten Arbeiter diesen Firststollen zu einem 45 Quadratmeter großen, ausgemauerten Tunnelgewölbe aus.

Die Gesichter von Lampenrauch und Schmutz geschwärzt, kommen die Arbeiter nach Schichten von bis zu zwölf Stunden aus dem Stollen. Staub haftet wie eine Kruste auf ihren verschwitzten Körpern. Viele gehen schwerfällig, ihr Blick ist matt: Die Männer leiden an Husten, Kopfschmerzen, Schwindel. Silikose grassiert, eine Lungenkrankheit, die durch Feinstaub ausgelöst wird und oft tödlich verläuft. Viele Arbeiter haben Magenbeschwerden, müssen sich immer wieder übergeben.

Für die Schufterei erhält ein Mineur 3,90 Franken pro Tag, ein Schutter, der die durch Sprengungen gelösten Gesteinsmassen abtransportiert, 3,50. Viel bleibt ihnen nicht von ihrem ohnehin kargen Lohn: Für die Tunnellampen müssen die Arbeiter einmalig fünf Franken bezahlen, mehr als einen ganzen Tageslohn, für das Lampenöl täglich 0,30 Franken. Einen weiteren Teil senden viele an Angehörige in der Heimat.

Entsprechend erbärmlich sind die Unterkünfte, in denen die Männer zu Wucherpreisen hausen: Manche schla-

fen in Ställen, viele leben zu zehnt in schmutzigen Mietzimmern, in von Spekulanten errichteten Wohnanlagen, wo Betten im Dreischichtbetrieb genutzt werden. In vielen Blocks gibt es nicht einmal Toiletten. Ein Wassereimer dient Dutzenden zur Körperpflege.

In den Wirtshäusern von Göschenen tröstet sich so mancher Arbeiter mit Alkohol oder dem Besuch einer Prostituierten. Nachts ziehen Betrunkene lärmend durch die Straßen des einst ruhigen Bergdorfs. Oft kommt es zu Schlägereien, gehen Männer mit Messern aufeinander los.

Unterdessen versucht Bauleiter Favre, das Projekt zu beschleunigen. Um die Arbeiten auf der Nord- und Südseite des Tunnels zugleich leiten zu können, reitet er häufig über den Gotthardpass, statt die bequemere, aber langsamere Postkutsche zu nutzen.

Speist er abends mit Vertrauten, erzählt er Anekdoten von der anderen Seite des Berges – und wirkt dabei lange optimistisch. Obwohl der Fels am Gotthard so hart ist, dass Maschinen, die am Mont Cenis eingesetzt wurden, für diese Baustelle unbrauchbar sind, und auf der Südseite der Gebirgsfluss Tremola, der die Wasserkraft für die

Maschinen liefern sollte, versiegt – der Bauleiter und seine Ingenieure also ständig improvisieren und nachbessern müssen –, strahlt Favre noch immer das Selbstbewusstsein aus, das gigantische Projekt trotz aller Widrigkeiten stemmen zu können.

Ab dem Sommer 1874 erhöht er die Zahl der Arbeiter weiter. Statt 581 Meter kommt der Firststollen nun bereits 1000 Meter pro Jahr voran. Doch Mitte Juli 1875 stellt ein Ingenieur der Gotthardbahn-Gesellschaft fest, dass der Abstand zwischen Vortrieb und Ausmauerung auf 1770 Meter angewachsen ist – ein gewaltiges Sicherheitsrisiko für die Arbeiter, die sich über eine Strecke von fast zwei Kilometern unter blankem Felsen bewegen.

Am 27. Juli 1875 stellt Alfred Escher, der Chef der Gotthardbahn-Gesellschaft, Favre ein Ultimatum: Er muss die Ausmauerung bis auf 600 Meter herankommen, sonst erhält er für den Firststollen keinen Franken mehr. Und holt er den Rückstand gegenüber dem Zeitplan nicht innerhalb von drei Monaten auf, wird er von der Bauleitung suspendiert.

AUSGERECHNET AN DIESEM TAG verlassen in Göschenen gegen 18 Uhr einige Dutzend Arbeiter während ihrer Schicht die Baustelle. Die Luft im Stollen sei zu schlecht, beklagen sie sich beim leitenden Ingenieur, Ernest von Stockalper. Sie verlangen bessere Arbeitsbedingungen. Doch ihre Forderung findet kein Gehör.

Gegen 19.30 Uhr positionieren sich die aufgebrachten Männer am Tunnelingang bei der Post. Sie haben genug von der Schinderei – fordern den Streik. Wer sich ihnen nicht anschließen will, wird bald darauf am Betreten der Baustelle gehindert.

Am nächsten Morgen, dem 28. Juli 1875, fährt keiner der Arbeiter in Göschenen zur Schicht ein. Die Männer fordern 25 Prozent mehr Lohn.

Favre aber hat wohl allein die Frist zur Fertigstellung des Tunnels vor Augen



und beschließt, die Revolte mit Gewalt zu ersticken. Doch vor Ort gibt es nur eine schwache Bürgerwehr. Und in Altdorf, dem gut 20 Kilometer entfernten Hauptort des Kantons, sind gerade einmal sieben Polizisten verfügbar. Mit dem Auftrag, unterwegs weitere Freiwillige zu rekrutieren, kommandieren die Behörden sie nach Göschenen. 15 Mann heuern die Polizisten zur Unterstützung an: Schuster, Schreiner, Bauarbeiter, einen Dolmetscher, einen Briefträger.

Als die kleine Truppe gegen 17 Uhr in Göschenen eintrifft, ist die Zahl der Streikenden auf 2500 angewachsen. Sie begrüßen die Schutzleute mit Gelächter, beklatschen sie höhnisch, kesseln sie ein, pfeifen durch die Finger. „Bravo militari!“, spotten einige.

Auch die Bürgerwehr drängt nun auf die Dorfstraße: weitere elf Mann gegen die Arbeiter. Mit dem Bajonett versuchen die Ordnungshüter, sich einen

Steine

fliegen.

DANN

peitscht

ein Schuss



IM SOMMER 1875 rebellieren die zumeist italienischen Mineure gegen die unzumutbaren Bedingungen am Gotthard. Doch die Streikenden werden niedergeschossen. Und die Misstände bleiben

Weg zu bahnen. Doch es gibt kein Durchkommen. Einige Arbeiter klettern auf eine Anhöhe, werfen Steine. Ein Arbeiter lässt seine Hose herunter und zeigt der Bürgerwehr sein entblößtes Gesäß. Ein Stein fliegt scharf am Kopf des zum Schutzmann abgestellten Briefträgers vorbei. Johlend werfen die Streikenden weiter Felsbrocken. Dann fällt ein Schuss.

Ein Mann aus der Bürgerwehr hat ihn abgegeben. Auch die anderen Schutzleute schießen nun. Zunächst zielen sie über die Köpfe der Streikenden hinweg. Doch diese provozieren sie immer weiter. Schließlich feuern die Ordnungshüter in die Menge. Männer

sinken getroffen zu Boden, die Streikenden fliehen. Einige schleppen Verwundete mit sich. „Zusammenrottung zurzeit unterdrückt & Straßen leer“, telegraphiert der Kommandeur der Schutztruppe nach Altdorf.

Mindestens fünf Tunnelarbeiter sind erschossen worden: Doselli Cottarino, 20 Jahre alt, aus der Gegend von Parma, Giovanni Gotta, 25, Salvatore Villa und Giovanni Merlo, 26, aus der Provinz Turin, sowie Cosi Celestino, von dem weder Alter noch Heimatort bekannt sind. Wie viele verletzt wurden, ist nicht überliefert.

In den Tagen danach entbrennt im Land eine Diskussion, ob der Einsatz der Schusswaffen angemessen war. „Dass die Urner Soldaten und Landjäger sich nicht ungestraft steinigen ließen, war

nicht nur ihr Recht, sondern ihre strenge Pflicht“, schreibt die bürgerlich-liberale „Neue Zürcher Zeitung“. Man habe dadurch „viel größeres Unglück verhütet und Uniform und Waffe Achtung verschafft“. Die Zeitung „Tagwacht“ dagegen berichtet von einer „Arbeitermetzelei“ am Gotthard.

Die Behörden behaupten, die Arbeiter hätten mit Revolvern das Feuer eröffnet. Eine Lüge. Erst als Italien, das den Tunnelbau mit 45 Millionen Franken subventioniert, wohl weil es sich davon wirtschaftliche Vorteile erhofft, Zweifel äußert, schickt die Schweizer Regierung einen Untersuchungskommissar nach Göschenen.

Der Offizier Hans Hold, ein enger Vertrauter hoher Funktionäre der Gotthardbahn-Gesellschaft, erwähnt in seinem Bericht vom 16. Oktober 1875 schließlich – ganz im Sinne von Favre, Escher und der Regierung – „Revolverschüsse seitens der Arbeitermassen“ und kommt zu dem Schluss, dass „die Notwehr der aufs Brutalste angegriffenen Polizeimannschaft sich in den engsten Schranken gehalten“ habe.

Die italienische Regierung verzichtet auf weitere Nachfragen – und am Gotthard geht es für die Arbeiter weiter wie bisher. Schlimmer noch: Auf der Baustelle kommt es in den Jahren nach dem Streik zu mehr Unfällen als zuvor. Steinschläge und Fehlsprengungen fordern Dutzende Todesopfer. In der Enge des Firststollens erfassen etwa die Dienstbahnen immer wieder Arbeiter und quetschen sie gegen die Felswand.

Hinterbliebene werden zwar entschädigt: Kinderlose Witwen erhalten 1350 Franken, Frauen mit mehr als zwei Kindern fast doppelt so viel. Auch durch Arbeitsunfälle verursachte Behinderungen werden mit Schmerzensgeld abgegolten: der Verlust einer Hand mit 1350 Franken, der eines Beines mit 1650 Franken. Doch die Gelder stammen



EIN ERINNERUNGSBILD beschwört die Einheit der Verantwortlichen. In Wahrheit setzt Bahnchef Alfred Escher (im Bild oben links) den Tunnelbauer Louis Favre (daneben) permanent unter Druck

nicht aus dem Kapital des Tunnelbauunternehmens. Die Arbeiter selbst müssen jeweils drei Prozent ihres Lohnes zurücklegen.

199 Männer kommen bei Unfällen am Gotthardtunnel um. Doch in dieser Zahl sind all jene nicht mitgerechnet, die Krankheiten erliegen, die mit den miserablen Arbeitsbedingungen zusammenhängen. Wenn etwa Mineure an Silikose erkranken, schickt Favre sie in die Heimat zurück, „zur Pflege“. So erspart sich sein Unternehmen die Sarg- und Transportkosten.

Einem ärztlichen Bericht zufolge sterben allein in Göschenen jeden Monat zwei bis drei Arbeiter an Krank-

heiten. Auf beide Tunneldörfer und die gesamte Bauzeit hochgerechnet, sind das 540 weitere Tote.

Louis Favre liegt in den folgenden Monaten und Jahren ständig im Streit mit Alfred Escher und der Gotthardbahn-Gesellschaft. Aus Sicht der Bauherren schreitet das Projekt zu langsam voran. Wieder und wieder fordern sie minutiös ausgearbeitete Zeitpläne ein. Favre wird immer gereizter. Zudem stammen viele Ingenieure, Aufseher und Geologen der Gotthardbahn-Gesellschaft aus Deutschland.

Der Bauleiter, der ausschließlich Französisch spricht, ist häufig auf einen Dolmetscher angewiesen. Und er empfindet die Menschen aus dem Nach-

barland im Norden als anstrengend und pedantisch.

Die Gesamtkosten für den Bau der Gotthardbahn steigen und steigen. 1875 sagen Experten noch eine Budgetüberschreitung in Höhe von 34 Millionen Franken voraus. Bei der nächsten Kostenschätzung, im Februar 1876, kommt Oberingenieur Wilhelm Hellwag von der Gotthardbahn-Gesellschaft bereits auf einen Fehlbetrag von 102 Millionen Franken. Ein Hauptgrund dafür ist, dass der Ausbau der Bahntrassen im Kanton Tessin – mit dem die Tunnelbaufirma L. Favre & Cie. nichts zu tun hat – sich als viel teurer erweist als veranschlagt.

Im Juni 1877 tagt in Luzern eine zweite Gotthard-Konferenz. Nur mit einer Nachsubvention in Höhe von 40 Millionen Franken scheint das Projekt noch zu retten. Escher bekommt das Geld fast zusammen; um die letzten acht Millionen Franken bettelt er bei der Schweizer Regierung.

Doch nun stößt er auf Widerstand. Schon seit Jahren sticheln Journalisten gegen den Millionär – gegen die Machtkonzentration in Eschers Händen, seinen gewaltigen Einfluss auf Politik, Industrie und Finanzwesen, der das Gotthardbahn-Projekt überhaupt erst möglich gemacht hat.

Jetzt bekommen seine Gegner Oberwasser. Karikaturisten verspotten ihn als korrupten, kraftlosen Herrscher aus einer längst vergangenen Zeit. Als im Mai 1878 bei einer Volksabstimmung sogar in seinem Heimatkanton Zürich die Mehrheit der Menschen eine neue staatliche Subvention ablehnt, fällt Escher auch im eigenen wirtschaftsliberalen Milieu in Ungnade.

IN KÜRZE

Vertraute drängen ihn schließlich zum Rücktritt vom Chefposten der Gotthardbahn-Gesellschaft – und erst danach, im Januar 1879, votieren bei einer Volksabstimmung mehr als zwei Drittel der Schweizer Stimmbürger für die Budget-Erweiterung. Das Projekt ist gerettet.

Aber kann Louis Favre die Fertigstellungsfrist des Tunnels noch halten? Der Bauleiter war immer Optimist. Nun aber klagt er über Schwindel und Schwäche. Seine stramme Haltung ist dahin. Obwohl erst Anfang 50, geht er gebückt.

Am 19. Juli 1879, einem Samstag, besucht ihn ein befreundeter Ingenieur aus Paris in Göschenen. Gemeinsam mit seinem engsten Mitarbeiter, Ernest von Stockalper, führt Favre den Gast tief in den Stollen. Bei Kilometer sieben werden Sprenglöcher präpariert. Giftige

Lange bleibt die Schweiz beim Eisenbahnbau in Europa außen vor. Erst ab 1882 bindet eine neue Trasse die Eidgenossenschaft auch in Nord-Süd-Richtung in die internationalen Handelsströme ein. Bereits im ersten Jahr übertrifft die Zahl der transportierten Güter und Passagiere alle Erwartungen. Doch das ehrgeizige Projekt sowie dessen Herzstück, der Gotthardtunnel, hat seinen Preis: Hunderte Arbeiter kommen ums Leben.

Gase hängen in der Luft. Favre gibt den Mineuren Anweisungen und versucht, seinen Besucher, der immer schweigsamer wird, mit Scherzen aufzuheitern. Später bittet er Stockalper, mit dem Gast zurück ans Tageslicht zu gehen. Er werde gleich nachkommen.

Doch Louis Favre erscheint nicht. Ihre Zurufe verhallen ohne Antwort. Sie kehren um und finden den Bauunternehmer regungslos sitzend, an die Tunnelwand gelehnt, den Kopf leicht nach vorn geneigt. Louis Favre ist tot.

Seine Tochter Marie-Augustine erbt die Firma. Sie ernannt Ernest von Stockalper zu einem der neuen Geschäftsführer – und lässt weiterbauen.

Jubel ist groß. „Durch!“, titelt die „Neue Zürcher Zeitung“. Die Nachricht vom „Durchstich des Alpenriesen“ geht um die Welt. Licht am Ende des längsten Tunnels der Erde – Journalisten vergleichen seine Bedeutung mit jener des Suezkanals.

Wirklich abgeschlossen ist das Projekt aber erst Anfang 1882, mehr als ein Jahr später als vertraglich vereinbart. Die Gotthardbahn-Gesellschaft und das Tunnelbauunternehmen streiten vor Gericht über Louis Favres Kautionskonventionen, Zinsforderungen und die Rückzahlung von Vorschüssen. Am Ende bleiben der Firma L. Favre & Cie Verluste in Höhe von rund 5,9 Millionen Schweizer Franken. Im September 1885 wird sie aufgelöst.

Für die Bauherren dagegen erweist sich das Jahrhundertprojekt, das vermutlich mehr als 700 Menschenleben gefordert hat, als gutes Geschäft: Denn die Gotthardbahn-Gesellschaft kann einen Überschuss von mehr als drei Millionen Franken verbuchen, und auch ihre Aktionäre profitieren.

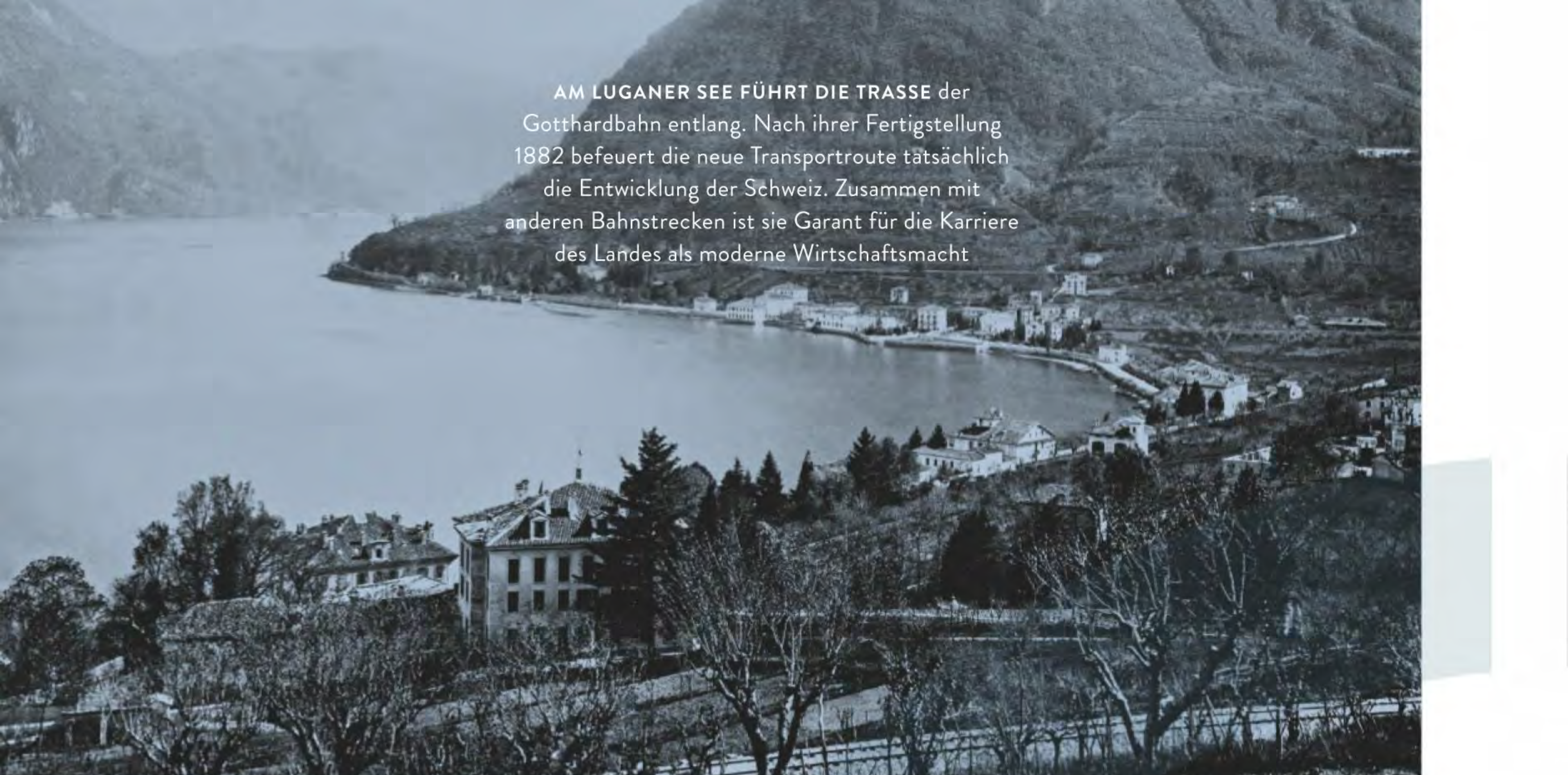
GUT EIN HALBES JAHR nach Favres Tod, am 28. Februar 1880, durchbrechen Mineure um 18.45 Uhr das letzte Stück Fels zwischen Innerschweiz und Tessin. Der

AM 28. FEBRUAR 1880 feiern Arbeiter den Durchbruch zwischen den Tunnelhälften (unten). Wohl mehr als 700 ihrer Kollegen kommen jedoch während der neunjährigen Bauzeit ums Leben



BAULEITER FAVRE stirbt im Alter von nur 53 Jahren unerwartet, als er die Arbeit im Stollen besichtigt. Auf einer Bahre wird er aus dem Tunnel getragen – noch vor dessen Vervollständigung





AM LUGANER SEE FÜHRT DIE TRASSE der Gotthardbahn entlang. Nach ihrer Fertigstellung 1882 befeuert die neue Transportroute tatsächlich die Entwicklung der Schweiz. Zusammen mit anderen Bahnstrecken ist sie Garant für die Karriere des Landes als moderne Wirtschaftsmacht

Am 22. Mai 1882 beginnt in Luzern, dem Hauptsitz der Gotthardbahn-Gesellschaft, ein tagelanges Freudenfest. Die Häuser sind mit den Nationalflaggen der Schweiz, Italiens und Deutschlands geschmückt, mit Kränzen und Girlanden. Führende Politiker aller drei Länder geben sich die Ehre, dazu Bankiers, Eisenbahndirektoren und Funktionäre der Gotthardbahn-Gesellschaft.

Kutschen und Equipagen drängen sich entlang der Seepromenade. Die Gäste verlustieren sich bei einer Dampferfahrt auf dem Vierwaldstätter See, lassen sich von der ersten Zahnradbahn Europas auf den Berg Rigi tragen. Abends genießen sie ein Bankett im Luxushotel „Schweizerhof“ und schließlich ein Feuerwerk: Leuchtkörper zaubern das Portal des Gotthardtunnels an den Himmel.

Die Tunnelarbeiter aus Italien, die im Stollen ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben, sind nicht eingeladen. Die meisten sind längst in die Heimat zurückgekehrt.

Auch der Initiator des Gotthardtunnels fehlt: Alfred Escher. Ein Augenleiden plagt ihn, Diabetes und eine Hautentzündung. Der „Zar von Zürich“

stirbt am 6. Dezember 1882 im Alter von 63 Jahren.

Der Tunnel aber löst ein, was Escher versprochen hat: Mit dem Alpendurchbruch beschleunigt sich der technische und wirtschaftliche Fortschritt in der Schweiz weiter. Schon 1883, im ersten vollen Betriebsjahr, herrscht an der neuen Nord-Süd-Achse Hochbetrieb. Eine Million Passagiere und fast eine halbe Million Tonnen Güter, Getreide etwa, Petroleum und Baumwolle, werden auf der Strecke befördert. Zwei Jahre später sind in der Schweiz 2700 Kilometer Eisenbahnschienen verlegt – das dichteste Schienennetz ganz Europas.

Und nicht nur das: Der Eisenbahnbau hat die Ingenieurskunst beflügelt, bringt immer mehr Werkzeug- und Maschinenfabriken hervor. Chemiker entwickeln Kunstdünger – und ermöglichen den Bauern höhere Erträge. Zudem etabliert sich eine blühende Nahrungsmittelindustrie – nicht zuletzt, weil die wachsende Zahl von Schichtarbeitern in den Fabriken Bedarf an Fertig-

produkten wie Kondensmilch, Konserven oder Maggiwürze hat.

Für viele Menschen am Gotthard sind die direkten Auswirkungen weniger positiv: Die Säumer etwa verlieren ihre Arbeit endgültig, und die Bergbauern sind plötzlich der Konkurrenz aus halb Europa ausgesetzt. Etliche der kleinen Höfe überleben nicht.

Die große Mehrheit der Eidgenossen aber erlebt den Bau des Gotthardtunnels als eine Erfolgsgeschichte: Die Schweiz prosperiert, und sie ist nun bestens angebunden an die sich international immer stärker verzahnende Ökonomie des Kontinents.

Der große Tunnel am Gotthard, längst ein Symbol des wachsenden Schweizer Nationalbewusstseins, hat den Eidgenossen tatsächlich den erhofften Erfolg gebracht – ganz so, wie Alfred Escher es rund 50 Jahre zuvor vorhergesagt hat. ◇

LITERATURTIPPS

ELISABETH JORIS U. A.
»Tiefenbohrungen –
Frauen und Männer auf den
großen Tunnelbaustellen
der Schweiz«
(Verlag Hier und Jetzt).

JOSEPH JUNG
»Alfred Escher, 1819–1882
– Aufstieg, Macht, Tragik«
Biografie eines der Köpfe
hinter der Gotthardbahn
(NZZ Libro).

»Ein gewaltiges Epos –
spannender als jeder Thriller!«

BBC History Magazine

Band 1 · 784 Seiten

ISBN 978-3-453-47172-6



Band 2 · 832 Seiten

ISBN 978-3-453-47171-9

Band 3 · 816 Seiten

ISBN 978-3-453-47169-6



Band 4 · 896 Seiten

ISBN 978-3-453-47170-2

Jeder Band € 11,99 [D]

Auch als E-Book

Leseproben auf
heyne.de

Erleben Sie die große Napoleon-Saga –
geschrieben vom Meister des historischen
Romans. Simon Scarrow erzählt in opulenten
historischen Tableaus die Geschichte
Napoleons und seines Gegners Wellington.

Großes Gewinnspiel auf www.reisenlesengewinnen.de

Gewinnen Sie attraktive Buchpakete!

HEYNE<

Draußen rauschen die Tannen. Mächtige Bäume, in denen der Sturm saust. Ein kleines Mädchen läuft hin und lauscht hinauf. Nichts erscheint ihm wunderbarer als „dieses tiefe, geheimnisvolle Tosen in den Wipfeln da droben“, wie es in Johanna Spyris weltbekanntem Kinderbuch „Heidi“ heißt.

Die Natur der Schweizer Alp wird zur Heimat der Protagonistin, einem fünfjährigen Waisenkind, das von einer Tante in die Obhut des fremden Großvaters gegeben worden ist: fernab der Zivilisation, mitten hinein in die so magische wie unbarmherzige Realität der Alpen. Und es ist diese reine, mächtige Natur, in die sich Millionen Leser und Leserinnen auf dem ganzen Globus flüchten werden.

Als Johanna Spyri diesen Sehnsuchtsort erdichtet, sitzt sie weitab von den Bergen in ihrem Züricher Stadthaus unweit des Sees. Sie ist im Hirzel, in der sanft gewellten Hügellandschaft am Zürichsee, auf die Welt gekommen: am 12. Juni 1827, als viertes von sechs Kindern eines Arztes und einer pietistischen Dichterin. Die Stadt bleibt ihr das ganze Leben lang fremd.

Mit 25 Jahren heiratet sie den spröden wie schweigsamen Juristen Johann Bernhard Spyri, der bald zum Züricher Stadtschreiber ernannt wird. Johanna Spyri fühlt sich erdrückt von der steifen Gesellschaft und der traditionellen Rolle, die ihr darin als tadellose Hausfrau zukommt. In der Zeit um die Geburt ihres Sohnes Bernhard 1855 wird sie depressiv. Eine Flucht ist das Verfassen kleiner Geschichten von „einfachster Art“, wie sie an ihren engen Vertrauten, den Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer schreibt.

Ihre ersten Erzählungen handeln von gewalttätigen Männern und aufopferungsvollen Frauen und erscheinen, vermittelt durch einen befreundeten Theologen, zunächst im Bremer Kirchenblatt, dann in zwei Verlagen der Hansestadt. 1877 wird der renommierte Verleger Emil Perthes in Gotha auf die Schriftstellerin aufmerksam. Zwei Jahre später erscheinen dort anonym „Heidis Lehr- und Wanderjahre“.

Die Entstehung jedoch ist voller Rätsel. Spyri muss das Buch innerhalb weniger Wochen verfasst haben – aber in ihren Briefen erwähnt sie es nicht. Nur so viel ist be-

kannt: Sie ist 1879 viel beschäftigt, plant, den Sommer zu Hause zu verbringen. Ihr Sohn ist krank und auf Kur. Spyri will die Zeit nutzen, putzen, räumen, vielleicht einmal eine „Spritztour“ unternehmen.

Gut möglich, dass ein Ausflug sie zu einer Bekannten in der Nähe von Maienfeld am Fuß der Alpen führt. Im Roman schickt sie Heidi jedenfalls auf einen Pfad, der sich vom „freundlich gelegenen, alten Städtchen Maienfeld“ über die Bergkräuterwiesen bis hin zur Hütte des „Alp-Öhi“ schlängelt. Dann auf einmal bemerkt sie Ende Oktober unvermittelt im Brief an eine Freundin: „Auf Weihnacht kommt eine Kindergeschichte.“

„Heidi“ wird ein Überraschungserfolg. Auf dem Umschlag ist der Name der Autorin nicht genannt; erst in den nächsten Auflagen wird der Verlag ihren Namen voll ausschreiben. Ein Jahr später legt sie die erfolgreiche Fortsetzung vor.

Zwar veröffentlicht Johanna Spyri noch andere Kinder- und Jugendbücher, bleibt jedoch als Autorin in der Schweiz lange unbekannt. 1884 sterben ihr Sohn und ihr Mann, sie selbst erliegt 17 Jahre später einem Krebsleiden. Ihre Beisetzung im Hochsommer 1901 findet in aller Stille statt. Und erst 1918 erscheint ihr Erfolgsroman schließlich auch in ihrer Heimat.

Anders als ihre Schöpferin wird „Heidi“ weltbekannt: Spyris romantisierendes Buch vom kargen, aber gesunden Bergbauern-

leben ist ein perfekter Gegenentwurf zur immer weiter um sich greifenden Industrialisierung. Die Sehnsucht nach dem Alpenidyll ist groß. Der Schweizer Charles Tritten dichtet die Saga in den 1930er Jahren in mehreren Bänden fort. 1937 kommt die Verfilmung mit dem US-amerikanischen Kinderstar Shirley Temple in die Kinos.

In den Nachkriegsjahren ist „Heidi“ ein tröstliches Heilsversprechen in einer zerstörten Welt. Ende der 1960er Jahre wirbt die Fluggesellschaft Swissair mit ihr in den USA. „Heidi“ wird in mehr als 50 Sprachen übersetzt und 50-millionenfach verlegt.

Und spätestens seit der japanischen Zeichentrickserie von 1974 kennt jedes Kind das kleine Waisenmädchen von der Alp – das Johanna Spyri, die mit ihrem Buch wie keine Zweite das Idealbild von der Schweiz im Ausland geprägt hat, einst ersann. ◇

IHRE WELT SIND DIE BERGE

Kaum ein Buch hat das Bild der Schweiz
so geprägt wie »Heidi«. Die Autorin
Johanna Spyri aber bleibt ein Rätsel

TEXT: Tanja Beuthien



Johanna Spyri lebt als Frau des Stadtschreibers in Zürich, während ihre Kinderbuchfigur »Heidi« ab 1879 die Welt erobert – auch weil sie vielen von der Industrialisierung gebeutelten Menschen das perfekte Alpenidyll bietet



2



3

DIE WILLKOMMENEN

ZUFLUCHTSORT SCHWEIZ



6

Verfolgte Freiheitskämpfer und Deserteure, künstlerische Rebellen und glühende Pazifisten, Revolutionäre und die radikalsten Denker des Kontinents – sie alle finden vor allem ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz eine neue Heimat. Denn kein anderes Land ist in jenen Jahren derart frei, liberal und sicher wie der Alpenstaat, der sich in den großen politischen Kämpfen der Zeit neutral hält. Doch so mächtig die Schweizer Asyltradition ist – um sie wird auch heftig gestritten

5

um 1900
Asylkultur

VIELE DEUTSCHE kommen vor und nach 1900 in die Schweiz, vor allem in Städte wie Bern **1**. Der Sozialdemokrat Eduard Bernstein **2** entgeht so dem Bismarck'schen Sozialistengesetz. Emmy Hennings **3** kommt, um ihre dadaistische Kunst unbehelligt ausüben zu können. Fortschrittliche Hochschulen ermöglichen Frauen zu promovieren – wie Emilie Lehmus **4**, als erster Deutscher überhaupt, 1875 in Zürich. Und überzeugte Kriegsgegner wie der Schriftsteller Leonhard Frank **5** und der Philosoph Ernst Bloch **6** siedeln während des Ersten Weltkriegs in das neutrale Nachbarland über

1

4



Semper muss nach einem ver-
suchten Sturz des sächsischen
Königs Dresden verlassen. 1855
wird er Professor in Zürich



TEXT: Peter-Matthias Gaede



DIESE LUFT IN DER SCHWEIZ! „Hier schien selbst in der Luft etwas zu sein, das es in Deutschland nicht gab“, wird sich der in Würzburg geborene Schriftsteller Leonhard Frank später an die Jahre von 1915 bis 1918 in der Eidgenossenschaft erinnern. Er ist Pazifist, Sozialist, schreibt gegen den Krieg, flüchtet vor ihm. In der demokratischen Schweiz, so kommt es ihm vor, scheinen „die Menschen frei zu atmen“.

Es ist ein Klima, das ungezählte Intellektuelle ab 1914 aus der Kampfzone Europa in das kleine, friedvolle Land in dessen Mitte zieht: in das Land „Neutralien“, wie es der russisch-jüdische Schriftsteller Shemarye Gorelik nennt.

Bis ins vierte Jahr des Ersten Weltkriegs benötigt man für die Einreise weder Pass noch Visum. Die Schweiz bleibt offen für all jene, die sich, wie der deutsche Dadaist Hans Arp, „angeekelt von den Schlächtereien“ des Krieges fühlen. Und sich lieber den schönen Künsten hingeben wollen. „Während in der Ferne der Donner der Geschütze grollte, sangen, malten, klebten, dichteten wir aus Leibeskräften“, schreibt Arp später über all die Dissidenten der Schrift und des Sprechtheaters und der Künste, all die Kubisten, Expressionisten, Futuristen, die sich unter anderem in der Züricher „Galerie Dada“ treffen, untergebracht im Hause des Schokoladen-Fabrikanten Sprüngli, der sich über den häufigen nächtlichen Lärm beschwert.

Sorglosigkeit bietet die Schweiz zwar nicht. Aber sie ist die Bühne für stundenweise unbeschwerte Gedanken, an der sich die akademischen Kriegsflüchtlinge begeistern, während sie zu Hause, etwa von der „Donau-Zeitung“ im Mai 1918, als „Drückeberger“ im „kugelsicheren Schweizer Aufenthalt“ geschmäht werden.

Nicht selten ist die Sicherheit mit Armut verbunden. Die aus Berlin emigrierte Vortragskünstlerin Emmy Hennings musste sich bereits in Deutschland eine Zeit lang mit Gelegenheitsprostitution durchschlagen. Der Philosoph Ernst Bloch, seit 1917 in der Eidgenossenschaft, hat nach Beobachtung seiner Freunde „buchstäblich nichts zum Leben“, hätte nicht einmal zu essen, gäbe es nicht Gönner: „Schweizer aus altem Schrot und Korn“ für ihn, „prachtvolle Gestalten“, die mit ihrer vehementen Ablehnung der deutschen Kriegsherren „die gute alte schweizerische Tradition aus dem Blut von Wilhelm Tell“ verkörperten.

Solche prachtvollen Gestalten, gewissermaßen geborene Flüchtlingshelfer, und ein im Vergleich zum restlichen Europa freisinniger Staat begründen den fast schon mythischen Ruf der Schweizer Asyltradition. Eine Tradition der Offenheit, die spätestens Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Anfang genommen hat.

Seit dem Jahr 1847, als die Schweiz den letzten bewaffneten Konflikt auf ihrem Territorium hinter sich hat, ist sie eine Insel des Friedens in einem Meer der Unruhen, Aufstände, Revolutionen. Nicht einmal den ganzen November hat der sogenannte Sonderbundkrieg gedauert und mit der Niederlage der katholisch-konservativen gegen die Mehrheit der anderen, überwiegend liberalen und reformierten Kantone geendet. Und als im Jahr darauf, im September 1848, die schweizerische Bundesverfassung in Kraft tritt (siehe Seite 92), ist dieses kleine Land in der Mitte Europas nicht nur befriedet: Es besitzt auch eine der wenigen republikanischen Verfassungen auf einem Kontinent der Monarchien, der Kaiser- und Königreiche, der Herzogtümer.

Es ist ein Land der Vielfalt, schon wegen der verschiedenen Sprachgemeinschaften auf seinem Territorium, ein Land der Meinungs- und Pressefreiheit. Und es hat – von den Großmächten seit 1815 garantiert – den Status der „immerwährenden Neutralität“. Es kann also keinen besseren Fluchtpunkt geben für alle, die in ihrer Heimat verfolgt werden, bedroht sind, mit ihren Revolten scheitern. Und so kommen sie.

AUCH RICHARD WAGNER,
Komponist wuchtiger
Musiktheaterwerke, findet
Zuflucht in der Schweiz –
und neue kreative Kraft

Sie kommen nach den 1849 von Preußen niedergeschlagenen Aufständen badischer Demokraten mit gleich zehntausend Mann über den Rhein. Sie kommen aus der Lombardei und Venetien, wo sie erfolglos gegen die österreichischen Fremdherrscher gekämpft haben. Sie kommen aus Paris, wo sich die Republik nicht wie von ihnen erträumt entwickelt. Tausende, die man namenlos nennt, sind unter den Flüchtlingen. Und immer

schon auch berühmte Männer wie der Architekt Gottfried Semper oder der Komponist Richard Wagner, beide am vergeblichen Versuch beteiligt, eine neue Verfassung im Königreich Sachsen durchzusetzen. Wegen drohender Verhaftung in Köln rettet sich auch Friedrich Engels, Mitverfasser des „Kommunistischen Manifests“, 1848 für einige Monate in die Eidgenossenschaft.

Sie sind nicht die Ersten, denen jene „Freiheit über alles gut schmeckt“, die „die herrliche Schweizerluft“ genießen, in der ein Richard Wagner „ungehemmte Tätigkeit“ und „mutige Lust zu arbeiten“ entwickelt, wie er schwärmerisch schreibt. Und sie werden nicht die Letzten sein.

Der Zustrom wird von ganz unterschiedlichen Bewegungen ausgelöst. Bildungsbürgerliche Touristen und Romantiker werden von Jean-Jacques Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ zumindest temporär an den Genfer See gelockt, andere von Friedrich von Schillers „Wilhelm Tell“ in die Landschaft des Vierwaldstätter Sees. Schneider, Schuster, Schlosser, Zimmerleute kommen auf Arbeitssuche aus dem Norden in die Schweiz.

Dort sind in mehreren Wellen zuvor schon ab 1815 Angehörige des französischen Kaiserhauses gelandet, Flüchtlinge der revolutionären Bewegungen in Italien, polnische Militärs und Adelige nach der Niederschlagung des Aufstands gegen die russische Herrschaft 1831. Dazu viele von



OFT VERBINDEN SICH die Aussicht auf künstlerische Freiheit und politisches Asyl: Der französische Maler Gustave Courbet (l.) meidet eine drohende Haft wegen umstürzlerischer Umtriebe; der deutsche Dadaist Hugo Ball will ohne Zensur seine Attacken auf den herrschenden Kunstbetrieb inszenieren können

WAGNER wird per Steckbrief wegen seiner Teilnahme am Aufstand in Sachsen gesucht. Doch in der Schweiz ist er sicher

Politisch gefährliche Individuen.

652) Wagner, Richard, ehemaliger Kapellmeister aus Dresden, einer der hervorragendsten Anhänger der Umsturzpartei, welcher wegen Theilnahme an der Revolution in Dresden im Mai 1849 (Bd. XXVIII, S. 220 und Bd. XXXII, S. 306) steckbrieflich verfolgt wird, soll dem Vernehmen nach beabsichtigen, sich von Zürich aus, wo er sich gegenwärtig aufhält, nach Deutschland zu begeben. Behufs einer Fahhaftvernehmung wird ein Portrait Wagner's, der im Betretungsalle zu verhaften und an das königl. Stadtgericht zu Dresden abzuliefern ein dürfte, hier beigelegt. 11/6. 63.

ALS DIE WELT ab 1914 im
Krieg versinkt, sammeln sich
Europas Pazifisten in der
Schweiz – so auch der deutsche
Schriftsteller Kluband

deutschen Universitäten verbannte Professoren und Studenten. Sie haben an die Kantonsschulen von Chur und Aarau gefunden, an die Reforminstitute Johann Heinrich Pestalozzis, an die 1833 gegründete Universität von Zürich. An dieser besetzen Lehrbeauftragte aus Deutschland anfänglich fast sämtliche Stellen, und an der ein Jahr darauf gegründeten Universität in Bern machen sie rund 50 Prozent des Lehrkörpers aus.

BEI ALLER LIBERALITÄT der Schweiz begleiten jedoch auch immer wieder Dispute die Schweizer Asyl- und Aufnahmepolitik. Das liegt vor allem an der Verschiedenheit der Kantone und deren Bevölkerung: Noch vor Inkrafttreten der schweizerischen Bundesverfassung 1848 gibt es in der Eidgenossenschaft einerseits immer wieder Bestrebungen, Flüchtlingen ein politisches Engagement zu untersagen. Andererseits gibt es Sympathien und sogar aktive Unterstützung für Aufständische, die vom Schweizer Boden zu Angriffen auf die althergebrachte Ordnung in ihren Heimatländern blasen.

So unterstützen etwa die Genfer den italienischen Freiheitskämpfer Giuseppe Mazzini bei einer bewaffneten Expedition gegen das damals noch zum Königreich Sardinien-Piemont gehörende Savoyen. Die Genfer weigern sich, Mazzinis Truppe zu entwaffnen, und als diese scheitert, gewähren sie ihr Unterschlupf. 1848 schließlich überschreiten Bewaffnete aus dem schweizerischen Tessin die Grenze, um der italienischen Einigungsbewegung dabei zu helfen, die Österreicher aus der Lombardei zu vertreiben.

Die Schweiz büßt solche Attacken von ihrem Gebiet aus mit Drohungen der sie umgebenden Mächte. Klemens Wenzel von Metternich, zentrale Gestalt des österreichischen Kaisertums und der von Russland, Preußen und Österreich begründeten „Heiligen Allianz“, wettet 1845



ALFRED HERMANN FRIED, Friedensnobelpreisträger, stammt aus Österreich. Im Krieg gibt er seine mahnende Zeitschrift »Die Friedens-Warte« in der liberalen Schweiz heraus. Die Publikation entspricht auch dem Weltbild der Exilantin Annette Kolb (r.)



gegen die Schweiz, dass „alles, was in Europa an unklaren, verirrtten Geistern, an Abenteurern und Unternehmern in Sachen Umsturz zu finden war, in dem unglücklichen Land Zuflucht gefunden hatte“.

Militärische Interventionen werden der Schweiz mehr als einmal angedroht. In ihrer Verfassung von 1848 reagiert sie mit dem Artikel 57 darauf, wonach der Bund „Fremde, welche die innere und äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft gefährden“ ausweisen kann – eine Beschwichtigungsgeste auch nach außen. Zugleich behalten aber auch die 22 Kantone das Recht, eigene Maßstäbe für die Asylgewährung anzulegen und über Internierungen zu entscheiden.

So bleibt die Schweiz ein Land mit einer großen Bandbreite im Verhältnis zu Flüchtlingen: Während sich etwa die Innerschweizer Kantone Schwyz, Obwalden und Zug strikt allen Asylsuchenden verweigern, erfahren diese in anderen Kantonen fast alles von Duldsamkeit über Sympathie bis zu stürmischem Willkommen.

Um 1850 sind die meisten der Revolutionsflüchtlinge von 1848 repatriert, teils auch in ein ferneres Asyl weitergereist, ins Osmanische Reich, nach Griechenland, in die USA. Aber schon 1863 und im Folgejahr kommen neue Flüchtlinge aus Polen, etwa 2000 Mann,

empfangen als geschlagene Helden eines Aufstands gegen die Besetzung durch das zaristische Russland.

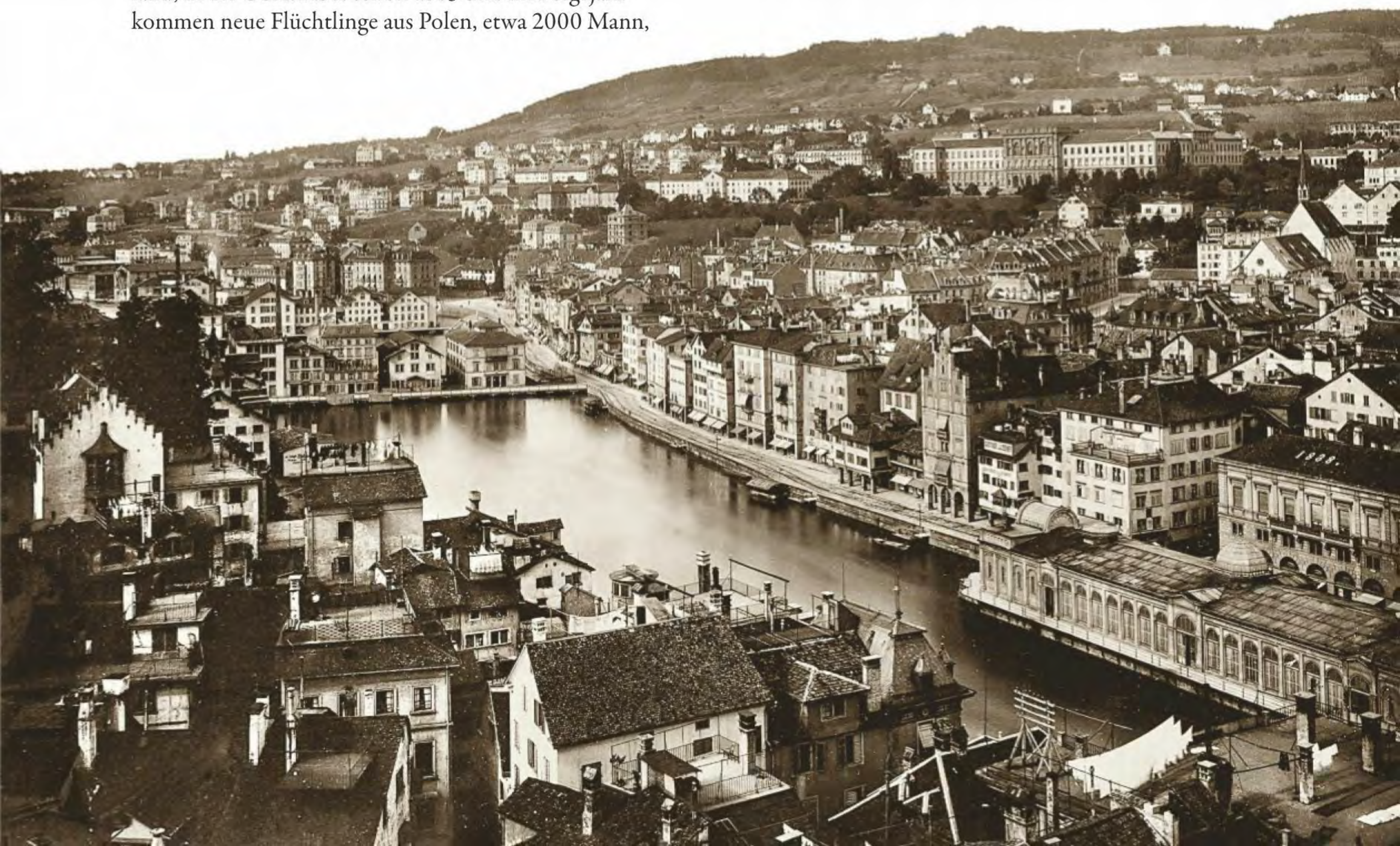
Überdies beginnt etwa zeitgleich eine international bedeutsame Migration aus dem Zarenreich: Es sind junge russische Frauen, die sich – zumeist für das Studium der Medizin – an den Universitäten Zürich und Bern immatrikulieren, den neben Paris einzigen Universitäten weltweit, an denen Frauen um diese Zeit überhaupt regulär und nicht nur als temporäre Gasthörerinnen studieren dürfen.

Diesem unsittlichen Tun, wie der Zar zu Hause grollt, geben sich anfangs nur wenige Pionierinnen hin, aber bis 1914 werden ihnen Tausende folgen. Sie stammen zumeist aus adeligen Familien, aber es sind auch Bauerntöchter darunter. Und Mädchen, die von sozial-utopischen Schriften angesteckt sind, der Idee eines „neuen Menschen“ folgen, als Ärztinnen zurückkehren wollen, um dem verarmten russischen Volk zu dienen.

„Kosakenpferdchen“ werden die jungen Frauen aus Russland

IN ZÜRICH landet ein Großteil der Ausländer.

Hier treffen sie sich in Debattierklubs, Cafés oder bei Kunstdarbietungen



SELBST VERFASSTER hochexplorierender Schriften werden in der Eidgenossenschaft geduldet. 1848 erhält Friedrich Engels kurzzeitig Unterschlupf

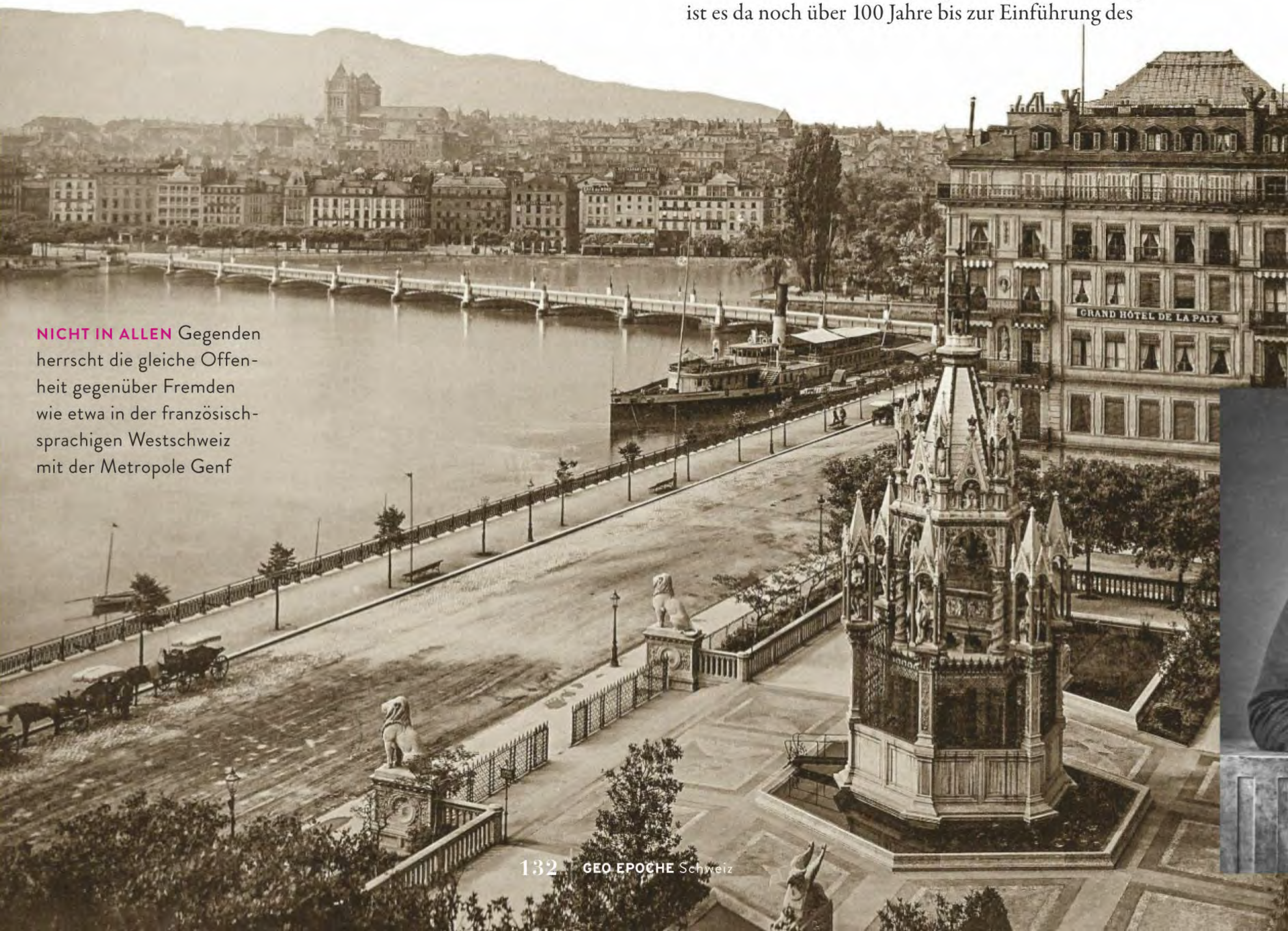
von jenen Schweizern genannt, in denen sie erotische Fantasien auslösen. Denn einige von ihnen scheinen freie Liebe zu propagieren, sie tragen kurze Röcke, Brillen und Kurzharschnitte, sie „quieken“, wie sich jemand über ihre Lautstärke auf den Straßen echauffiert.

Aber während etwa der Münchner Professor Theodor von Bischoff, 1872, noch anhand von Vergleichen der Hirn- und Schädelanatomie die intellektuelle Unzugänglichkeit der Frau für ein wissenschaftliches Studium nachzuweisen versucht, hat mit der 1843 geborenen Nadeschda Suslowa ein erstes „Kosakenpferdchen“ bereits seit fünf Jahren einen an der Universität Zürich erworbenen Dokortitel, ist sie die erste promovierte Ärztin überhaupt. Drei Jahre später promoviert hier auch die erste Britin; 1871 die erste Frau aus den USA; dann, als Nummer elf auf der Liste der Pionierin-

nen, 1874 die erste Schweizerin: Marie Vögtlin. Und als 15. Frau ein Jahr darauf die erste Deutsche, Emilie Lehmus. In Bern erringt 1878 die erste Frau aus der Donaumonarchie einen Dokortitel: die aus der Bukowina stammende Rosa Welt, später als Ärztin und Frauenrechtlerin in den USA und Palästina aktiv.

Den vielen Medizinstudentinnen aus Russland und anderen Staaten, die in Zürich und Bern den Abschluss anstreben, öffnen die zwei eidgenössischen Universitäten jenes Tor zur Promotion, das Frauen andernorts noch Jahrzehnte verschlossen bleiben wird. Und zugleich auch den Weg in die Berufstätigkeit. Als Ende 1870 im Bundesratshaus unter Vorsitz des liberal-radikalen Bundesrats Karl Schenk über die Zulassung von Ärztinnen debattiert wird und die Befürworter „das Streben des Zeitalters nach Emanzipation der Frauen und deren Gleichberechtigung“ anführen – allerdings ist es da noch über 100 Jahre bis zur Einführung des

NICHT IN ALLEN Gegenden herrscht die gleiche Offenheit gegenüber Fremden wie etwa in der französischsprachigen Westschweiz mit der Metropole Genf



Frauenstimmrechts in der Schweiz hin –, geht die Wahl mit neun gegen zwei Stimmen für die Freiheit auch des weiblichen Individuums in der Berufswahl aus.

U NTERDESSEN IST DIE Schweiz mit ihrer damals weit- hin einzigartigen, verfassungs- mäßig garantierten Versamm- lungs- und Redefreiheit zum Refugium noch einer ganz an- deren Emanzipationsbewegung geworden: zum Fluchttort von Sozialrevolutionären aller Schat- tierungen. Nihilisten, Anarchisten, Kommunisten, So- zialisten, Sozialdemokraten aus Russland, Frankreich, Deutschland suchen Schutz und Gleichgesinnte, vor allem in den Städten der Nord- und Westschweiz.

Auch diese Bewegung hat schon 1848/49 begon- nen. Wilhelm Liebknecht, einer der späteren Gründerväter der Sozialistischen Internatio- nale und der SPD, wird nach seiner Flucht aus Deutschland 1849 in Genf ansässig und ver- sucht sich an der Vereinigung von 16 deutschen Arbeiterbildungsvereinen in der Schweiz, bevor er wegen „sozialistischer Umtriebe“ selbst von dort ausgewiesen wird.

1867 treffen sich in Genf Republikaner, Demokraten, Freidenker aus vielen Nationen zu einem großen Kongress für Frieden und Freiheit, darunter Giuseppe Garibaldi, der berühmteste Protagonist des „Risorgimento“, der italieni- schen Einigungsbewegung. Und auch die 1864 in London gegründete Internationale Arbeiter- assoziation hält die meisten ihrer Versamm- lungen in der Schweiz ab.

Seit 1867 ist auch Michail Ba- kunin in Genf. Der Spross einer russi- schen Adelsfamilie hat bereits eine spektakuläre Geschichte aus Revolten und Verhaftungen hinter sich, als er sich in der Schweiz niederlässt. In Paris, in Prag und Dresden hat er gekämpft, zweifach ist er zum Tode verurteilt worden, nach Sibirien ver- bannt, nach abenteuerlicher Flucht über Japan und die USA nach Europa zurückgekehrt – und wird in der

DIE SCHWEIZER können radikale Geister wie den russischen Anarchisten Michail Bakunin (l.) auch tolerieren, weil diese mit ihrem Aktivismus meist nur auf das Ausland zielen. 1917 bricht Wladimir Iljitsch Lenin mit dem Zug von Zü- rich auf, um die Revolution in Russland anzuführen



PIONIERINNEN aus dem
Ausland ebnen Frauen wie ihr
den Weg: Marie Vögtlin ist
1874 die erste promovierte
Schweizerin

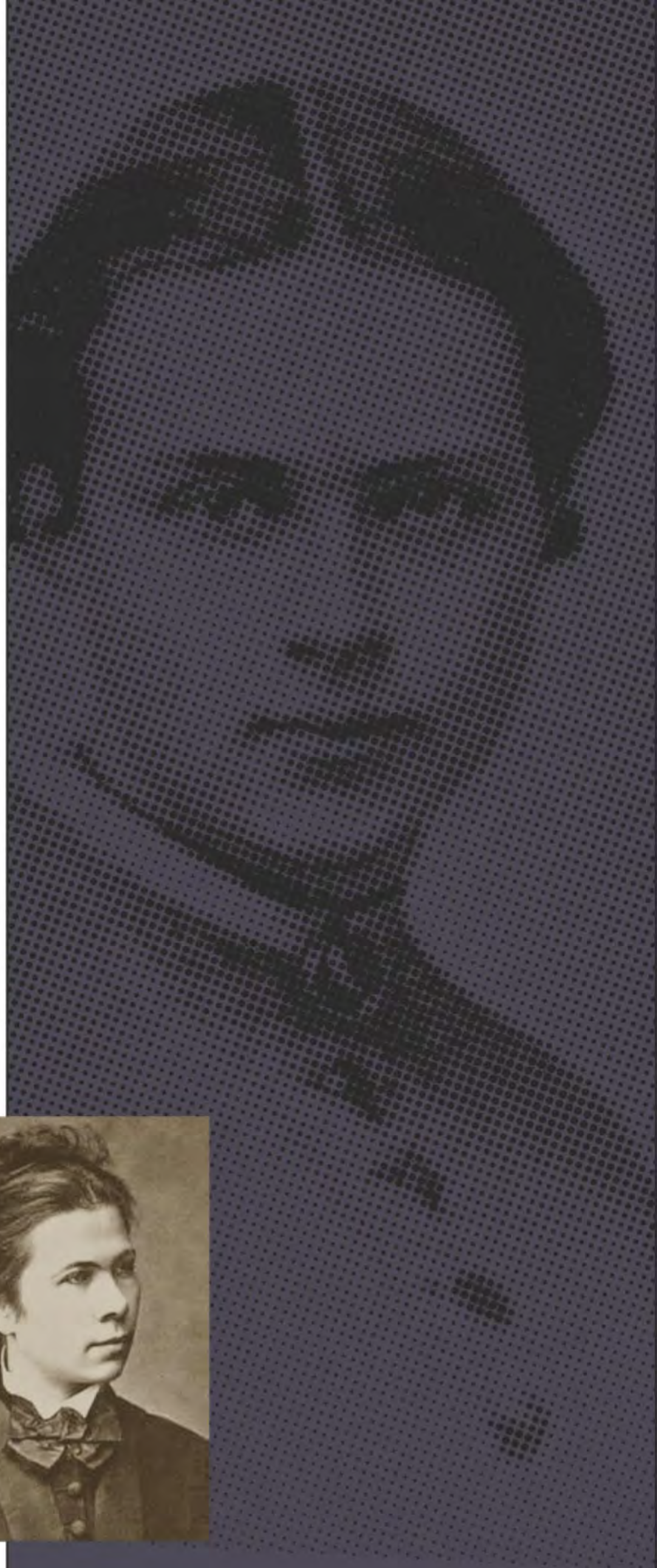
Schweiz zur lautesten Stimme des Anarchismus, bis er hier 1876 verstirbt.

Dass die Schweiz einen wie Bakunin aushält, der das Ende jeglicher Herrschaft predigt, ist ein besonderer Beleg für den Ernst, mit der sie politisches Asyl auf der Basis ihrer Neutralität definiert. Und zugleich für die Liberalität – genauer wohl: Inkonsequenz –, mit der jener Artikel ihrer Verfassung zumindest in Einzelfällen ausgelegt wird, der es politischen Flüchtlingen verbietet, zum innen- oder außenpolitischen Schaden aktiv zu werden. So werden einzelne Anarchisten zwar des Landes verwiesen, etwa 1881 Pjotr Kropotkin, nachdem er bei einer Versammlung in Genf zum Sturm auf die herrschende Ordnung und das Eigentum auffordert und die Ermordung von Zar Alexander II. rechtfertigt. Auch die Zeitschrift „L'Avant-Garde“ wird verboten, als sie ihre Zustimmung zum Königsmord durchblicken lässt. Doch in viel mehr Fällen gilt: Eine Zensur findet nicht statt.

„Hier herrscht für jegliche politische Angelegenheit völlige Freiheit“, schreibt Bakunin, inzwischen nach Locarno im Tessin umgezogen, 1869 an einen Freund. Außerdem sei alles erstaunlich preiswert und die Luft gesund. Und wie Bakunin aus der Schweiz nach Russland hineinzuwirken versucht, tun es auch die politischen Flüchtlinge anderer Länder.

VOR ALLEM IN DER Westschweiz sind es Hunderte Anhänger der gescheiterten Pariser Kommune, einem 1871 gebildeten sozialistischen Stadtrat, dessen Aufstand gegen die französische Zentralregierung nach wenigen Monaten blutig niedergeschlagen worden ist. Aus Paris und anderen Städten geflohene Kommunarden versuchen sich in Genf neu zu formieren, wo sie die Zeitung „Révolution sociale“ herausgeben und sich vor allem als externe französische Propaganda-Sektion für die Idee einer proletarischen Revolution verstehen, obwohl einzelne von ihnen etwa als Streikführer der Genfer Uhrenarbeiter auftreten. Oder, wie der in seiner Heimat von Haft bedrohte Maler Gustave Courbet, einen Begegnungsort für prominente Schweizer Radikale gründen.

MIT STUDENTINNEN aus
Russland, allen voran der Medizinerin Nadeschda Suslowa, bricht sich das Frauenstudium Bahn





NACH DEM BESUCH von Schweizer Universitäten tragen Absolventinnen wie die Ärztin und Frauenrechtlerin Rosa Welt ein neues Selbstbewusstsein in andere Länder

Für die Erinnerungskultur der Eidgenossenschaft, für ihr Eigenverständnis als humanitäre Instanz (mit Genf als Sitz der 1863 von Henry Dunant gegründeten Kriegsverwundetenhilfe, dem späteren Inter-

nationalen Komitee vom Roten Kreuz; siehe Seite 108) wird eine andere Fluchtbewegung in diesen Jahren allerdings wichtiger: Anfang Februar 1871 lässt die Schweiz 87 000 Soldaten der von den Deutschen bedrängten französischen Ostarmee die Grenze übertreten und verteilt sie nach ihrer Entwaffnung auf nahezu alle Kantone.

Dennoch: Die Soldaten kehren nach Ende des Deutsch-Französischen Krieges bald wieder in ihr Heimatland zurück, die politischen Flüchtlinge aber kommen weiterhin. Ab 1878 sind es wiederum deutsche Sozialdemokraten, etwa Eduard Bernstein, drangsaliert von dem auf Betreiben von Reichskanzler Otto von Bismarck verabschiedeten „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“. Ab 1879 drucken die außer Landes Getriebenen ihre wichtigste Publikation in Zürich. Von dort aus wird „Der Sozialdemokrat“ mit einer Auflage von bis zu 12 000

Exemplaren in Zügen, auf Rheinschiffen und -booten ins Deutsche Reich geschmuggelt, wo die Sozialdemokraten weder Versammlungs- noch Presse- noch Organisationsfreiheit haben.

Und so ist die Schweiz im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein Auffang- und Sammelbecken verstreuter linker Theoretiker und Aktivisten aus ganz Europa geworden. Sie sind vernetzt in unzähligen Zirkeln von Genf über Zürich und Bern bis ins Tessin. Sie fechten Positionskämpfe aus und sind in Stellvertreterkriege verwickelt, die sie auf heimatlichem Boden nicht führen könnten.

Es sind Salonmarxisten unter ihnen, die die Züricher Caféhäuser und Debattierklubs bevölkern; kränkelnde Feingeister, die von Sanatorium zu Sanatorium ziehen. Aber auch Gewerkschafter, die mit den italienischen Migranten kommen – jenen Einwanderern, die den Großteil aller Handlanger, Maurer und Mineure beim Bau des Gotthardtunnels (siehe Seite 110) wie bei späteren Großprojekten stellen und die Industrialisierung der Schweiz antreiben.

Ist der Zuzug der billigen Arbeitskräfte aus dem Süden weithin willkommen, so stellt ein anderes Ereignis die „Fremden-

DIE STADT BERN ist um 1870 neben Zürich und Paris der einzige Ort weltweit, an dem Frauen regulär studieren können



politik“ der Schweiz auf eine schwere Probe: 1889 experimentieren Anhänger einer russisch-polnischen Gruppe, deren Ziel die Beseitigung des Zarenregimes ist, in Zürich mit dem Bau von Bomben. Sie hängen der Hoffnung einer Massenmobilisierung durch Terror an, planen einen Anschlag auf Zar Alexander III.

DER KERN DER GRUPPE besteht aus dem aus Russland geflohenen Isaak Dembo, seiner russischen Gefährtin Marija Ginsburg sowie dem Polen Aleksander Dębski. Dembo absolviert eine Schriftsetzerlehre bei der „Arbeiterstimme“, Ginsburg studiert an der medizinischen Fakultät, Dębski am Polytechnikum. Als die beiden Männer am 6. März auf dem Zürichberg einen Sprengkörper testen wollen, detoniert er unvorhergesehen. Dębski überlebt schwer verletzt, Dembo stirbt zwei Tage später. Zu seiner Bestattung erscheint fast die gesamte polnische und russische Studentenschaft von Zürich.

„Wir haben nichts gegen die Schweiz, das können Sie sich denken“, ist als ein Satz von Dembo überliefert. Doch obwohl das Land am Ende langer Untersuchungen schließlich 13 Personen ausweist, bleibt die Asyldebatte differenziert. Der „St. Galler Stadtanzeiger“ geißelt die Abschiebungen als „gewaltsame Knechtung des öffentlichen Rechts“. Die „Züricher Post“ schreibt: „Von den Höhen des Asylrechts, der freiheitlichen Tradition und des nationalen Stolzes

sinken wir tiefer und tiefer“, während die eidgenössische Regierung erneut unter Druck aus Russland, dem Deutschen Reich und der Donaumonarchie gerät, deren Diplomaten dem Bundesrat in Bern signalisieren, man könne der Schweiz ihren neutralen Status aberkennen. Was allerdings nicht geschieht.

Der Erste Weltkrieg bringt dann die nächste Prüfung für die eidgenössische Standfestigkeit. Der Bundesrat erkennt Deserteure und Kriegsdienstverweigerer aus den beteiligten Ländern zwar nicht als politische

Flüchtlinge an, öffnet ihnen aber die Grenzen. Etwa 700 fliehen bis April 1916 in die Schweiz, im September 1917 halten sich laut offizieller Erfassung bereits mehr als 15 000 hier auf, gar fast 26 000 ein halbes Jahr nach Kriegsende; vornehmlich Italiener, Deutsche, Angehörige Österreich-Ungarns und Franzosen, aber auch Russen, Türken, Serben, Rumänen, Belgier, Bulgaren, Engländer, Griechen und US-Amerikaner, die sich von den kämpfenden Armeen der Kriegsparteien abgesetzt haben oder sich gar nicht erst einziehen lassen wollen.

Zugleich spült der Krieg dann die große Anzahl intellektueller Pazifisten in die Schweiz, denen in ihren Heimatländern nicht unbedingt Verfolgung droht, die sich aber in den Frieden flüchten wollen. Aus Deutschland sind es neben Frank, Arp, Bloch unter anderem Else Lasker-Schüler, Fritz von Unruh, René Schickele, Annette Kolb, Emmy Hennings und Hugo Ball. Sie werden nicht zuletzt von der Chance angezogen, im neuen

LITERATURTIPPS

MARC VUILLEUMIER

»Flüchtlinge und Immigranten in der Schweiz – Ein historischer Überblick«

Perfekter Einstieg in die Thematik (Pro Helvetia).

FRANZISKA ROGGER,

MONIKA BANKOWSKI

»Ganz Europa blickt auf uns! – Das schweizerische Frauenstudium und seine russischen Pionierinnen«

Einer der weniger bekannten Aspekte (Verlag Hier + Jetzt).



Eine von den Großmächten garantierte Neutralität, eine bürgerliche Verfassung mit Meinungs- und Pressefreiheit sowie ein ausgeprägter Freisinn machen die Schweiz ab 1848 zu einem attraktiven Ziel für Verfolgte und Asylsuchende. Während die Monarchien ringsum oft rigoros gegen Abweichler vorgehen und Kämpfe den Kontinent erschüttern, wird die Schweiz zum wichtigen Refugium für progressive Köpfe. Und zum Land mit einem der höchsten Ausländeranteile in Europa.

Refugium freier als zu Hause publizieren zu können. Mit fast 420 Zeitungen und über 100 periodisch erscheinenden Fachzeitschriften gilt die Schweiz in diesen Jahren als das, gemessen an der Bevölkerungszahl, zeitschriftenreichste Land der Welt, und etwa die „Neue Zürcher Zeitung“ öffnet sich Kriegseinsatz Geflüchteten, schließlich ist pauschal von „Asylmissbrauch“ die Rede.

Der österreichische Friedensnobelpreisträger von 1911, Alfred Hermann Fried, gibt nun in Zürich die zuvor in Berlin publizierte Zeitschrift „Die Friedens-Warte“ heraus. Hugo Ball und Emmy Hennings eröffnen 1916 ebenfalls in Zürich das „Cabaret Voltaire“, gewissermaßen die Geburtsstätte des Dada. In Treffpunkten wie dem „Odeon“, dem „Schwänli“ oder dem „Terrasse“ gibt es intellektuellen Austausch, aber wohl auch

etwas Nestwärme für all jene, die sich von den Schlächtereien des Weltkriegs, von dem „Blut-ozean“, wie es der Dada-Mitbegründer Richard Huelsenbeck schreibt, abgestoßen fühlen.

Was die Flüchtlinge vielleicht spüren, vielleicht auch verdrängen: Noch während des Krieges bauen sich auch in der Schweiz manche Fronten gegen die Fremden auf, der Weltenbrand markiert den Beginn einer allmählichen Wende in der Öffentlichkeit. Von 1850 bis 1914 ist in der Eidgenossenschaft der Ausländeranteil an der Wohnbevölkerung von etwa drei auf 15 Prozent angestiegen, nach Luxemburg der höchste in ganz Europa. In den Großstädten der Schweiz machen die Ausländer teils gar über 50 Prozent aus.

Nun aber, 1917, verschärft der schweizerische Staat die Einreisebedingungen, fordert

einen gültigen Pass und weitere Papiere aus dem Heimatland, die gerade Flüchtlinge meist nicht vorweisen können. Deserteure und Kriegsdienstverweigerer sind zwar weiterhin geduldet, doch droht ihnen die Internierung, etwa weil sie als „arbeitsscheuer Lump“ oder „internationaler Taschendieb“ bezichtigt werden. Ein Bundesratsbeschluss verpflichtet sie zudem zum Arbeitsdienst. Immer mehr kippt die Stimmung gegenüber den vor dem

Erst scheint die zunehmende Feindseligkeit gegenüber Ausländern und „unerwünschten“ Zuwanderern noch ein Reflex auf die Not-situation der Schweizer Bevölkerung zu sein, die während des Krieges unter massiver Teuerung von Lebensmitteln, Kohle und der steigenden Wohnungsnot leidet. Nach dem Krieg aber wird aus Tolerierung und Integration

immer häufiger Abwehr. Und die richtet sich nicht nur verstärkt gegen Kommunisten und Sozialisten. Die Einreise verweigert wird zudem jenen, die der 1920 eingerichtete Grenzsanitätsdienst als „hygienisch nicht akzeptable“ Personen einstuft; wohl als Reaktion auf die Spanische Grippe, der zwischen Juni 1918 und Juli 1919 24 000 Schweizer zum Opfer gefallen sind. Es ist der größte demografische Aderlass in der neueren Schweizer Geschichte und verunsichert die Bevölkerung zutiefst.

Der Ruf nach einer „sozialen Auslese“ wird immer lauter. Und sie betrifft vor allem Juden aus Osteuropa, die nach neuer Schweizer Lesart als nicht „assimilierungsfähig“, als „Überfremdungsfaktor“ gelten. Ab 1919 werden ihnen keine Visa mehr erteilt – ein düsterer Vorbote auf jene Zeit, in der jüdischen Flüchtlingen erklärt werden wird, das Boot sei voll (siehe Seite 138).

Gnädiger geblieben sind die Behörden bis zu seinem Abschied indessen gegenüber dem größten Weltenveränderer, den sie je in ihrem Land beherbergt haben: Als Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, nach einigen kommoden Jahren der Agitation und Reflektion in Bern und Zürich im April 1917 mit seiner Entourage den Zug zur russischen Revolution besteigt, da müssen die Ausreisenden beim Grenzübergang in Schaffhausen auf Geheiß des Zolls lediglich einen Teil der mitgenommenen Schweizer Schokolade abtreten. ◇



VIELE KÜNSTLER wie der deutsche Dadaist Hans Arp, der ab 1915 in Zürich (l.) lebt, profitieren von dem geschützten Freiraum, den ihnen die Schweiz lange Zeit bietet. Doch am Ende des Ersten Weltkriegs wendet sich die Stimmung im Land: Offenheit weicht nun immer häufiger Abwehr

1942

Zweiter Weltkrieg

»DAS BOOT IST VOLL!«

Seit 1940 ist die neutrale Schweiz umgeben von faschistisch kontrolliertem Gebiet. Um sich zu behaupten, setzt die kleine Demokratie auf ihre im Hochgebirge verschanzte Armee – aber auch auf wirtschaftliche Kooperation mit dem nationalsozialistischen Deutschland. Zugleich fliehen immer mehr Verfolgte aus dem besetzten Europa an ihre Grenzen. Die Eidgenossenschaft muss sich entscheiden zwischen Moral und Eigennutz, Menschlichkeit und Fremdenfurcht



**GASTFREUNDSCHAFT
AUF ZEIT:** Während des
Krieges nimmt die Schweiz
60 000 Kinder aus um-
kämpften und besetzten
Ländern für jeweils einige
Monate auf und bietet
ihnen Sicherheit, genug zu
essen, medizinische Ver-
sorgung. Jüdische Kinder
sind ausgeschlossen

TEXT: Mathias Mesenhöller

BIEL/BIENNE, IM ZWEISPRACHIGEN KANTON BERN, 15. AUGUST 1942. GEGEN 6.30 UHR DÄMMERT ES IN DEN MITTELALTERLICHEN GASSEN, FÄLLT DAS ERSTE LICHT IN DIE STRASSENZÜGE DER NEUSTADT.

TRUTZIG TAUCHT DER KANTIGE TURM der Stadtkirche aus der Dunkelheit auf. Das roséfarbene Theater. Brunnen und grüne Bäume, verspielte Türmchen und Erker an hübschen Bürgervillen. Das pompöse Gebäude des Kontrollamts für Gold, Silber und Edelmetalle. Eine heimelige, wohlhabende Kleinstadt in einem

vom Zweiten Weltkrieg verschonten Winkel Europas. Einige Kilometer westlich windet sich die Grenze zu Frankreich durch den Jura.

In dem ungewohnten Bett eines fremden Zimmers liegt der elfjährige Charles Sonabend. Ein schmaler Junge mit heller Stimme und dunklen Augen. Er schläft tief und lange – geborgen wie seit Tagen nicht. Fast eine Woche war er mit seiner Familie auf der Flucht, von Belgien durch Frankreich zu Freunden in der Schweiz.

Denn die Sonabends sind Juden. In Brüssel stand ihr Name bereits auf den Listen der deutschen Besatzer für einen Transport nach Osten, in die Vernichtungslager. Nur knapp, eben noch rechtzeitig sind sie entkommen.

Vielleicht bemerkt Charles Son-

abend das erste Licht des Tages, blinzelt, dreht sich um und schlummert weiter. Erschöpft, erleichtert. Gerettet.

Allein, die Sicherheit, die das idyllische Städtchen vermittelt, trägt. Nicht wenige Eidgenossen machen sich keine Illusionen, wie lange das Land einem deutschen Angriff standhalten könnte. Wohl auch deshalb kooperieren die Schweiz und viele ihrer Bürger seit Jahren schon mit dem übermächtigen Nachbarn.

Deshalb – und weil es lukrativ ist. Schweizer Firmen liefern Deutschland Rüstungsgüter. Schweizer Banken versorgen Berlin mit Devisen und Krediten, unter anderem im Tausch gegen Gold, nach dessen Herkunft jahrelang niemand fragt. Schweizer Politiker und Journalisten huldigen den Diktatoren Hitler und Mussolini. Manche wünschen sich auch im eigenen Land eine härtere Hand; andere raten lediglich zu etwas weniger Demokratie, um die faschistischen Machthaber nicht unnötig zu provozieren.

Längst grassieren in der vordem so offenen Schweiz Ressentiments gegen Fremde, gegen Einwanderer und Flüchtlinge. Und wie fast überall haben insbesondere die Juden erbitterte Feinde und wenige Freunde.

Charles Sonabends Eltern wissen manches davon, ahnen anderes. Doch weder sie noch ihre Gastgeber, erst recht nicht der eben erwachende Junge, rechnen mit



DER UNSICHERE HAFEN:
Im Binnenland – wie hier in Biel/Bienne in der Westschweiz – werden oft auch Flüchtlinge geduldet, die illegal über die Grenze gekommen sind. Politisches Asyl erhalten hingegen die allerwenigsten

jener polizeiinternen Direktive, die zwei Tage zuvor ergangen ist. Sie ordnet an, jüdische Flüchtlinge an der Grenze zurückzuweisen – und auch das Hinterland zu kontrollieren, rechtswidrig eingewanderte Ausländer „sofort an die Grenze zu führen und zurückzustellen“.

Nachdem der Junge aufgestanden ist, gibt es ein Mittagessen. Alle sitzen noch bei Tisch, da klingelt es an der Tür. Zwei Polizeibeamte. Sie fragen nach dem Jungen und seiner Schwester.

Was genau gesagt wird, ob Charles Sonabend es hört, was sein Gastgeber erwidert, weiß niemand. Es zählt zu den blinden Flecken einer Geschichte, die sich im Nachhinein nur mühsam aus Erinnerungen und zufällig überlieferten Akten rekonstruieren lässt. Gewiss ist, dass in diesen Stunden für Charles Sonabend die eben erst gewonnene Sicherheit zerbricht. Und ein verzweifelter Kampf beginnt.

Der Kampf einer Familie um ihr Recht zu leben.

Während des Ersten Weltkriegs und in den Jahren danach leidet auch die neutrale Schweiz unter dem europaweiten Rückgang des Handels. Unter Teuerung, Mangel, Unruhen. Auch in der Schweiz erfasst Revolutionsfurcht das Bürgertum. Und auch in der Schweiz findet wie fast überall in Europa das vor dem Krieg übliche Prinzip der offenen Grenzen ein Ende.

Obwohl der Ausländeranteil in dem Alpenstaat zwischen 1910 und 1920 um knapp ein Drittel auf rund zehn Prozent gesunken ist, grassiert die Angst, das Land werde „überfremdet“. Auf besondere Ablehnung stoßen jüdische Immigranten, zumal aus Osteuropa. Ihre Zahl ist zwar gering, doch gelten sie den Schweizer Behörden als schwer zu integrieren, als gefährliche Träger sozialistischer Ideen zudem. Ihre Niederlassungsgesuche werden meist abgelehnt. Dennoch geht das Wort von einer drohenden „Verjudung“ um in der Eidgenossenschaft.

In der Wirtschaft herrscht derweil kalter Pragmatismus vor. Die Neutralität im Weltkrieg hat es den Schweizer Banken erlaubt, ihre von den Märkten abgeschnittenen Konkurrenten im internationalen Finanzgeschäft auszusteichen. Mit niedrigen Steuern und der strengen Diskretion ihrer Banken lockt die Schweiz internationale Firmen an, zahlreiche Unternehmen verlegen ihre Hauptquartiere in den Alpenstaat. Zudem verstecken vermögende Privatleute – vor allem aus Deutschland und Frankreich, aber auch aus der Schweiz selbst – in den für ihre Verschwiegenheit bekannten Geldhäusern Millionenbeträge vor den Finanzbehörden.

Auch das deutsche Militär profitiert vom Schweizer Geschäftssinn: Da der nach dem Ersten Weltkrieg geschlossene Versailler Friedensvertrag den Deutschen eine moderne Ausrüstung verbietet, verlagern sie militärische Produktionsanlagen kurzerhand ins Aus-

land. In der Schweiz etwa entwickeln und erproben deutsche Rüstungskonzerne neue Maschinenkanonen, Funkgeräte, Flugzeuge, U-Boot-Motoren, teils unter dem Deckmantel globaler Exporte. Vieles davon verstößt gegen den Vertrag.

Nicht selten verbindet sich in der Schweiz das Geschäftsinteresse mit ideologischer Sympathie. Teile des Bürgertums, der hohen Beamtschaft und des Offizierscorps hegen ähnliche Ressentiments gegen die moderne Demokratie der Massen wie die rechtsradikalen Feinde der Weimarer Republik im Nachbarland.

Insbesondere Jüngere, oft romantische Söhne altliberaler Väter, schwärmen vom nationalen Kampf, von „fester Führung“ und „starken Eliten“ – und beschimpfen die demokratische Kunst des Kompromisses als „Kuhhandel“, die Republik der Eidgenossenschaft als „politischen Saustall“. Nachdem Adolf Hitler 1933 in Berlin an die Macht gelangt ist, wännen rechtsradikale Gruppierungen, die sogenannten Fronten, auch in der Schweiz ihren Moment gekommen.

Zwar marschieren bei ihren Flaggenparaden und Fackelzügen selten mehr als einige Tausend Anhänger mit. Die Wahlergebnisse der Frontenbewegung bleiben schwach. Dennoch bringen sie am 8. September 1935 eine Totalrevision der Schweizer Verfassung zur Volksabstimmung: Die parlamentarische Demokratie

soll durch ein autoritäres System berufsständischer Organisationen und starker „Führer“ ersetzt werden.

Immerhin 28 Prozent der Wähler unterstützen diese Initiative. Etliche Schweizer sind die Demokratie leid. Die Mehrheit aber lehnt den Bruch ab.

Wohl umso mehr, als das nationalsozialistische Deutschland nach innen und außen zunehmend aggressiv auftritt. Erst im Frühjahr hat die deutsche Geheime Staatspolizei in Basel einen geflohenen Oppositionellen entführt. Nun verbittet sich Berlins Botschafter Kritik in der Schweizer Presse mit dem Argument, Neutralität umfasse auch „Gesinnungsneutralität“. Im Frühjahr 1938 annektiert Deutschland Österreich, im Herbst die überwiegend deutsch besiedelten Grenzgebiete der Tschechoslowakei.

Daraufhin verkündet die Schweizer Regierung in Bern einerseits, an möglichen Sanktionen des Völkerbundes nicht teilzunehmen, und rückt so von den Westmächten ab. Andererseits propagiert sie eine „geistige Landesverteidigung“, die in vagen Begriffen nationalistische Parolen mit einem Bekenntnis zur Freiheit verbindet. Die Schweiz zeigt sich willens, mit Deutschland zu kollaborieren – aber nicht, sich zu unterwerfen.

Während die deutsche Wehrmacht im März 1939 die verbliebene Tschechoslowakei besetzt, bringt die Schweizerische Nationalbank tonnenweise Goldreserven

WEHRHAFT: Seit Kriegsbeginn rücken Hunderttausende Reservisten ein, um die Grenzen zu schützen und eine gewaltige Bergfestung anzulegen (Patrouille im Hochgebirge)



in London und New York in Sicherheit. Auf den deutschen Einfall in Polen hin werden Hunderttausende Reservisten mobilisiert.

Als Frankreich binnen Wochen kapituliert, ist der Alpenstaat Ende des Jahres 1940 fast völlig eingeschlossen von den faschistischen Mächten Deutschland und Italien; nur im Südwesten um den Genfer See stößt er an das unbesetzte, indes von Berlin abhängige restliche Frankreich. Und während Hitler die Deutschschweizer als natürliche Untertanen „Großdeutschlands“ betrachtet, erhebt Mussolini ähnliche Ansprüche auf die italienischsprachige Südschweiz. Womöglich hält nicht zuletzt die Frage, wie die Beute geteilt werden soll, die beiden Diktatoren von einem Angriff ab.

Vor allem aber: Die Schweiz ist ihnen auch so ausgeliefert. Der Alpenstaat produziert nicht genug Lebensmittel, um seine Bevölkerung ohne Importe zu ernähren, muss Kohle und andere Rohstoffe einführen; umgekehrt sind die chemischen und pharmazeutischen Betriebe, die Metall- und Elektroindustrie sowie die Finanzwirtschaft auf das Exportgeschäft angewiesen.

Also richtet sich die Schweiz im neuen Europa der Faschisten ein, fertigt Gerätschaften, Zünder und Munition für die Achsenmächte, dient ihnen als Bankier, liefert Strom aus Wasserkraft, hält die wichtigen Alpentunnel offen.

Die Armee bleibt zwar in Alarmbereitschaft und baut unter ihrem Oberkommandierenden Henri Guisan eine starke Rückzugsstellung im Hochgebirge aus, das „Rédut“. Hier soll das vereinte Volksheer im Ernstfall die Invasoren stoppen und ihnen einen verlustreichen Abnutzungskampf aufzwingen. Zuvor müsste die Schweiz freilich drei Viertel des Landes preisgeben.

Doch derweil bilden wohl Ingenieure, Arbeiter und Banker wissentlich oder unwissentlich die wahre Lebensversicherung der Nation: Sie sind nützlich für Hitler.

BRÜSSEL, SOMMER 1942. Auch im besetzten Europa funktionieren die Post, das Telefon, die geflüsterten Nachrich-

ABGEWIESEN: Als die Zahl der Flüchtlinge zunimmt, verschärft die Schweiz die Grenzkontrollen. Und schiebt vermehrt Illegale ab, insbesondere Juden (hier 1940)



ten von Mund zu Mund. Deshalb wissen viele belgische Juden: Eine Aufforderung der deutschen Besatzer, sich zur Umsiedlung nach Osteuropa im Durchgangslager Malines einzufinden, kommt einem Todesurteil gleich. Im Osten warten keine Arbeitskolonien, wie die Propaganda behauptet. Sondern Gaskammern.

Dennoch folgen viele dem Befehl. Weil sie müde sind. Das Unfassbare nicht wahrhaben wollen. Oder schlicht keinen Ausweg sehen.

Simon Sonabend gehört zu denen, die alarmiert sind. Der gebürtige Pole ist ein wohlhabender Importeur teurer Schweizer Uhren in Brüssel, und als zunächst seine 14-jährige Tochter nach Malines einbestellt wird, handelt er mit der routinierten Entschlossenheit des erfolgreichen Kaufmanns. Für 125 000 französische Franc (mehr als das zehnfache Jahreseinkommen eines Arbeiters) beschafft Sonabend gefälschte Pässe und verlässliche Schleuser. Binnen Tagen sitzen er, seine Frau Laja, ihre Kinder Sabine und Charles in einem Zug nach Süden. Ein erfahrener Fluchthelfer hält sich unauffällig in der Nähe. Ziel ist Biel in der Westschweiz, wo Sonabend

Geschäftsfreunde hat, über ein gut gefülltes Konto verfügt und sich nicht zuletzt deshalb sicher ist, Asyl zu finden.

Die Flucht hat viele Stationen. Bange Momente an der Grenze zu Frankreich. Ein heruntergekommenes, läuseverseuchtes Hotel im französischen Besançon. Eine Fahrt auf der Pritsche eines Lastwagens. In einem kleinen Bergdorf übernimmt ein Einheimischer die Führung, ein nächtlicher Marsch durch den Jura. Dann, drei oder vier Tage nach ihrer Abreise aus Brüssel, blicken sie im ersten Morgenlicht über ein tiefes Tal. „Vous êtes en Suisse“, sagt der Schlepper, sie seien in der Schweiz. Wenig später kehrt er um.

Am Nachmittag des 14. August spricht Simon Sonabend bei seinen Geschäftspartnern in Biel vor. Ohne Zögern nehmen sie die Familie bei sich auf, einer die

Eltern, ein anderer, Jacques Wollmann, die Kinder. Vermutlich sagt der angesehene Uhrenfabrikant Oscar Scheidegger aus dem benachbarten La Heutte zu, die Sonabends am nächsten Morgen bei der Gendarmerie registrieren zu lassen. Um die bürokratischen Scherereien gering zu halten.

In bester Absicht gibt Scheidegger damit einer nahezu perfekten Flucht ihre katastrophale Wendung.



HOFFNUNG: Dennoch kommen Tausende – und viele dürfen bleiben: Die Flüchtlingspolitik der Schweiz schwankt im Lauf der Jahre zwischen Härte und Erbarmen

und Juden im Besonderen warnen, nichts gemein haben mit dem nationalsozialistischen Rassismus.

Vielmehr erklärt der Chef der Fremdenpolizei, Heinrich Rothmund, Ende März 1938, wenn die Schweiz keine vergleichbar „unwürdige antisemitische Bewegung“ wie Deutschland erleben wolle, „dann müssen wir uns mit aller Kraft und wenn nötig mit Rücksichtslosigkeit der Zuwanderung ausländischer Juden erwehren“. In dieser Logik würde eine, wie auch Rothmund es nennt, „Verjudung“ der Schweiz nicht zuletzt die altangesessenen jüdischen Schweizer gefährden.

Heinrich Rothmund leitet die Fremdenpolizei seit 1919. Seine Untergebenen achten ihn als klugen, charismatischen Chef, fürsorglich, von unbestechlichem Pflichtbewusstsein. Mit weniger Sympathie betrachtet, ist er ein zynischer Bürokrat und Antisemit.

Mehr als 150 000 Menschen sind seit Beginn der nationalsozialistischen Diktatur aus Deutschland geflohen, mehrheitlich Juden, 5000 von ihnen in die Schweiz, die noch um 1900 ein Refugium war für politisch Verfolgte aus anderen Nationen (siehe Seite 126). Wie fast überall werden die meisten lediglich auf Zeit geduldet.

Die Fremdenfurcht ist in der Schweiz längst allgegenwärtig. Sie entspringt zum Teil der Sorge vor wirtschaftlicher Konkurrenz.

Doch vor allem treibt viele Menschen eine diffuse Angst um, dass ihr Land durch Zuzug ein anderes würde, instabil, weniger vertraut. Unrein: Gängig sind Bilder aus Biologie und Hygiene wie „artfremde Elemente“, „zersetzende Kräfte“; der gesund zu erhaltende „Volkskörper“ einerseits, gefährliche „Fremdkörper“ andererseits. Und oft wird wie selbstverständlich zwischen „Ariern“ und „Nichtariern“ unterschieden.

Gleichwohl wollen diejenigen, die so vor Einwanderern im Allgemeinen

Im Sommer 1938 scheitert eine Konferenz von 32 Staaten im französischen Évian-les-Bains daran, eine internationale Verteilung der Bedrängten zu ermöglichen. Kaum eine Regierung will eine größere Zahl Juden dauerhaft aufnehmen. Vielmehr streben die meisten Länder danach, Flüchtlinge weiterzuschieben, erschweren ihrerseits Einreise und Aufenthalt.

Auch die Schweiz verschärft die Kontrollen im Grenzverkehr, erwägt eine allgemeine Visumpflicht für deutsche Staatsbürger. Anfang Oktober 1938 verständigen sich beide Seiten darauf, dass Deutschland die Pässe seiner jüdischen Staatsangehörigen mit einem deutlich sichtbaren „J“ stempeln wird; nur Träger dieser gekennzeichneten Pässe müssen für die Schweiz fortan ein Visum beantragen.

Das erlaubt es Rothmunds Grenzern, die Unerwünschten mühelos auszusortieren und abzuweisen. Notfalls mit Gewalt.

Doch in den folgenden Jahren verwandeln die deutschen Eroberungen Fluchtziele wie Prag, Paris oder Amsterdam in Orte der Verfolgung. Ende 1941 beginnt auch in Westeuropa die Deportation und systematische Ermordung der Juden. Außer der teuren, riskanten Route über die Iberische Halbinsel nach Übersee bleibt den vom Tod bedrohten vor allem eine Zuflucht: die Schweiz.

Im Januar 1942 verzeichnet die Fremdenpolizei drei Dutzend illegale Grenzübertritte, im Juli bereits fast 250.

Heinrich Rothmund sieht den Anstieg mit Sorge.

Zugleich liegen ihm Berichte aus verlässlichen Quellen vor, nach dem das, was den Juden widerfahre, „derart grässlich“ sei, dass man eine Rückweisung „kaum mehr verantworten“ könne.

Selbst manchen einfachen Grenzpolizisten ist längst klar, dass die Juden im deutsch besetzten Europa ein schlimmes Schicksal erwartet. Die Einzelheiten kennen sie nicht, die Ghettos, den Hunger, die Güterwaggons, das Gas. Aber dass sie die Abgewiesenen ins Verderben schicken, das wissen sie oder könnten es wissen.

Gerade dafür freilich hat Rothmund seinen Männern öffentlich gedankt, für den auch menschlich harten Dienst. Hat sie verteidigt gegen moralische Bedenkenträger, gegen emotionalen Widerspruch aus der Bevölkerung. Er weiß, was sie der Kampf kostet, den er seit mehr als 20 Jahren gegen „Überfremdung“ und „Verjudung“ führt. Alles in allem erfolgreich. Diesen Erfolg will er sich nicht nehmen lassen.

Das gibt den Ausschlag.

Nach Rücksprache mit der Regierung ergeht am 13. August 1942 ein Rundschreiben an die Polizeistationen, das einen Andrang von Flüchtlingen,

„insbesondere von Juden unterschiedlichster Nationalität“ feststellt und die kompromisslose Zurückweisung aller an der Grenze oder im Binnenland angetroffenen Illegalen anordnet.

Möglichst bei Nacht und abseits größerer Orte, um spontane Proteste zu vermeiden. Rothmund weiß, dass der Befehl unmenschlich und unpopulär ist.

Aber er hält ihn für alternativlos.

LA HEUTTE BEI BIEL, 15. AUGUST, VORMITTAGS. Da er von Rothmunds interner Anweisung nichts ahnen kann, meldet Oscar Scheidegger seine Gäste telefonisch bei der Gendarmerie. Vermutlich rechnet der Uhrenfabrikant mit einer Duldung. Jedenfalls nicht mit Schwierigkeiten.

Stattdessen trifft kurz nach dem Anruf ein Polizeikommando bei Scheidegger ein und nimmt Simon und Laja Sonabend fest.

Wenig später stören zwei Beamte das Mittagessen bei Wollmann und erklären kühl, dass sie die ausländischen Kinder mitnehmen müssten. Mit dem Zug nach Porrentruy nahe der französischen Grenze.

Verzweifelt stößt Charles Sonabend hervor, es sei Sabbat, da dürfe er gar nicht Zug fahren! Es nützt nichts. Jacques Wollmann hilft den Kindern packen. Dann führen die Polizisten sie fort.

Porrentruy, deutsch Pruntrut, ist ein kleiner, in eine Senke gekauerter, von einem kahlen Schloss überragter Ort. Charles und Sabine Sonabend werden zu ihrer Mutter in ein Kloster des Ursulinenordens gebracht. Das Bezirksgefängnis, in dem ihr Vater einsitzt, ist Männern vorbehalten.

Wie gelähmt verfolgt der Junge, so erinnert er sich später, durch ein Gitter die Prozession der Nonnen zu Mariä Himmelfahrt.

Die Abschiebung seiner Familie ist für 22.00 Uhr angesetzt.

Doch es kommt anders.

Noch am Abend ruft ein Abgeordneter des Nationalrats den Polizeikommandanten an, werden ein angesehener Oberst und Gymnasiallehrer sowie der Präsident des Bezirksgerichts gar persönlich vorstellig, um gegen die Verhaftung zu protestieren. Offenkundig haben Sonabends Freunde einflussreiche Bekannte informiert.

Der Kommandant indes, ein Sergeant namens Choffat, wimmelt die Bittsteller mit Lügen ab. Es handele sich um einen Armeebefehl, und ohnehin sei es zu spät, die Sache abgeschlossen. Ob aus Überzeugung, Gefallsucht gegenüber seinen Vor-

gesetzten oder Bequemlichkeit: Choffat will die Sache vom Tisch haben.

Um 21.00 Uhr hält ein Taxi vor dem Gefängnis. Der verzweifelt protestierende, sich wehrende Simon Sonabend wird herausgeführt und in den Wagen gezwungen. (Die Wache verfügt über keine oder zu wenige eigene Fahrzeuge.) Wenig später erreicht das Taxi das Kloster. Der begleitende Gendarm und Sonabend gehen hinein.

Kurz darauf dringen panische Schreie aus dem Gemäuer. Lautes, klägliches Kinderschluhen und Rufe um Hilfe, Laja Sonabends Flehen, nicht in den Tod geschickt zu werden!

Passanten bleiben stehen. Als sich herumspricht, was geschieht, beginnen einige zu murren: So hartherzig dürfe man nicht handeln. Weitere Polizei eilt hinzu – und wird beschimpft. Bald sind rund 50 Menschen vor dem Kloster versammelt, demonstrieren aufgebracht gegen ihre Obrigkeit, immer lauter.

Der befehlshabende Gendarm bricht die Aktion ab.

AM FOLGENDEN TAG wird Simon Sonabend zum ersten Mal verhört. Solange es bloß darum ging, die Familie zügig



DISKRETE GESCHÄFTE:

Schließfächer der Kantonalbank Zürich – was darin lagert, weiß nur der Kunde. Das Schweizer Bankgeheimnis schützt Steuerbetrüger ebenso wie politisch Verfolgte, Fluchtgeld wie Raubgold

abzuschieben, reichten einige nachlässig aufgenommene Personalien. Nun jedoch erfordern der Tumult und die gescheiterte Abschiebung vom Vorabend einen Bericht.

Für Sonabend ist es die erste und womöglich letzte Chance, seinen Fall darzulegen. Für sein Gegenüber wohl lustlose Routine: Name, Beruf, Konfession? Verwandte in der Schweiz? Motiv und Ziel der Flucht? Einige dürre Worte zu dem Vorfall im Kloster. Gegen Ende gelingt es Simon Sonabend dennoch, dass seine Geschichte und sein Anliegen in das Protokoll aufgenommen werden: 17 Jahre lang habe er mit Schweizer Uhrmachern zusammengearbeitet, zu deren Exporterfolgen beigetragen. Nun drohten seiner Familie die Deportation und der Tod; deshalb bitte er, im Land bleiben zu dürfen – bis der Krieg vorbei sei. Er verfüge über genug Geld, um alle Kosten zu übernehmen.

Auch das wird festgehalten: Der Delinquent führe 12 000 US-Dollar in bar und Schecks bei sich, 65 000 französische Franc, Schmuck im Wert von 3000 Schweizer Franken. Ein Vermögen. Vermutlich kommen noch weiteres Bargeld und Schmuck hinzu, die in einem Koffer bei den Bieler Freunden lagern, sowie das Bankkonto. Werte, die Sonabend wohl aus Misstrauen verschweigt.

Das Verbrechen an den Juden ist nicht zuletzt ein gewaltiger Raubzug. Staaten und Konzerne bereichern sich an den Opfern, hohe und niedere Funktionäre, Großunternehmer ebenso wie Einzelhändler, schäbige kleine Diebe, Erpresser und Hehler.

Darunter nicht nur Deutsche. Zuweilen profitieren gierige Nachbarn, wo jüdische Unternehmer, Haus- und Ladenbesitzer, selbst weniger wohlhabende Familien zum Verkauf gezwungen, vertrieben und ermordet werden. Und auch Schweizer Firmen übernehmen jüdische Konkurrenten im Ausland. Schweizer Kunsthändler und Sammler schlagen Gemälde, Grafiken, Plastiken, Gobelins und Möbel aus jüdischem Besitz um – oder verleiben sie günstig ihren eigenen Kollektionen ein. Zum größten Hehler jedoch wird der Schweizer Staat selbst.

In mehreren Ländern haben die Deutschen die Goldreserven der jeweiligen Zentralbank erbeutet. Riesige Stapel schimmernder Barren – für die sich aber praktisch nichts kaufen lässt. Um an

DIE MACHT DES GELDES: Der Finanzplatz Schweiz liefert dem Deutschen Reich Devisen – und bleibt wohl auch deshalb verschont (Sitz der Schweizerischen Kreditanstalt, Zürich)



kriegswichtige Rohstoffe wie rumänisches Erdöl, an Wolfram, Mangan oder andere seltene Metalle aus Portugal, Spanien und Lateinamerika zu kommen, braucht Deutschland daher Devisen. Geld, das anders als die Reichsmark von den Verkäufern akzeptiert wird und das mühelos überwiesen oder auf Verrechnungskonten hin- und hergebucht werden kann.

Die Schweizer Nationalbank ermöglicht den Deutschen diese Transaktionen, indem sie das Beutegold in Franken, portugiesische Escudos und andere Währungen wechselt. So wenig wie die Lieferanten der Rohstoffe sieht sie darin eine politische Parteinahme. Sondern lediglich ihr gewohntes, neutrales Geschäft. Zudem liegen die vorsorglich in die USA geschafften Reserven der Schweiz dort fest. Um dennoch jederzeit den Franken zu decken, bieten die deutschen Verkäufe bequemen Ersatz.

Zwar ist führenden Beteiligten früh klar, dass es sich um fremden Zentralbankbesitz handelt. Und sie ahnen zumindest wohl, dass in einigen der angelieferten Barren auch private Wertgegenstände von Verfolgten eingeschmolzen sind. (Manche enthalten gar geringe Mengen Zahngold aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern, wie sich später herausstellen wird.)

Doch die Hehlerei ist nicht nur lukrativ. Sie hat auch eine politische Seite: Vieles deutet darauf hin, dass der Nutzen, den das NS-Regime aus dem harten,

konvertierbaren Franken zieht, dazu beiträgt, der Schweiz die Freiheit zu sichern. Solange sie auch anderweitig kooperiert, hat Deutschland von einer starken Hausbank mehr als von einer weiteren Provinz.

Ähnlich gehen beim Bankgeheimnis Gewinnstreben und freiheitliches Ethos ineinander über. Gewiss sollen drastische Strafen für den Verrat von Berufsgeheimnissen zunächst ein Geschäftsmodell schützen, nicht Menschen. Dennoch nützt die diskrete Vermögensverwaltung außer Steuerbetrügern auch den Bedrängten und Bedrohten der Diktatur.

Wer wie viel Geld und andere Vermögenswerte in die Schweiz schafft, bleibt im Dunkeln. Die meisten Insti-

tute sperren sich selbst gegen die Erhebung anonymer Statistiken, wie sie etwa der Völkerbund und sogar die Nationalbank fordern. Fest steht, dass ihre Verschwiegenheit es Besitzenden aus halb Europa ermöglicht, sich abzusichern und womöglich eine Flucht vorzubereiten.

So wie Simon Sonabend.



ährend Simon Sonabend im Bezirksgefängnis verhört wird, bleibt seine Familie im Ursulinenkloster eingesperrt. Laja Sonabend versucht, den Kindern Mut zu machen. Alle drei leiden unter der Ungewissheit, der Isolation. Die Ordensschwestern sind kühl und wachsam, verlieren kein gutes Wort, spenden keinen Trost.

Als Laja Sonabend am zweiten Tag zu erschöpft ist, um aufzustehen, rufen sie immerhin den Amtsarzt. Nach seiner Visite reicht der Mediziner beim Polizeikommandanten ein Attest ein. Die Patientin sei schwach, habe einen erhöhten Puls und müsse mehrere Tage das Bett hüten. Nicht reisefähig. Sergeant Choffat nimmt den Befund zur Kenntnis.

Inzwischen haben er oder seine Mitarbeiter mehrfach mit Vorgesetzten in Bern telefoniert, auch mit Rothmund selbst. Die Befehle sind eindeutig: keine Ausnahmen, keine Verzögerungen. Choffat wird den Arzt ignorieren.

Gegen 21.00 Uhr, knapp eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, hält erneut ein Taxi vor der Gendarmerie. Abermals muss Simon Sonabend einsteigen und wird zum Kloster gefahren. Dieses Mal sind die Wachen vorbereitet, wohl auch auf Gewalt, und verfügen über mindestens ein Begleitfahrzeug.

Doch die Flüchtlinge leisten keinen Widerstand mehr. Sie haben resigniert. Laja Sonabend bittet, wenigstens die Kinder im Kloster zurücklassen zu dürfen; die Beamten weisen ihre Bitte schroff ab. Sie nimmt es hin. Vielleicht hoffen sie oder ihr Mann noch, an einen Übergang zum unbesetzten Südfrankreich gebracht zu werden.

Der kleine Konvoi aber stoppt bereits nach kurzer Fahrt in Boncourt, einem Flecken an der Grenze zur Franche-Comté. Je nachdem wie der Wind steht, ist von der anderen Seite das Bellen der Hunde zu hören, die den deutschen Patrouillen voranlaufen.

Die Familie steigt aus. Ein Begleitpolizist fordert Simon Sonabend auf, die Kosten für das Taxi zu begleichen. Sonabend zahlt. Vermutlich sind seine Sorgen längst auf das finstere Terrain vor ihm gerichtet. Mit Glück können sie sich eine Weile verstecken, später in der Nacht zurückschleichen und hoffen, dass der Einfluss ihrer Freunde sie doch noch retten wird.

Unbefestigtes Gelände, dahinter verläuft ein Weg. Die Kantonspolizisten warten den nächsten Kontrollgang der Deutschen ab. Dann schicken sie die Sonabends hinüber. Es ist 22.30 Uhr.

30. AUGUST 1942. Justizminister Eduard von Steiger erklärt auf einer kirchlichen Tagung, wer ein „schon stark besetztes kleines Rettungsboot“ kommandiere, während „Tausende von Opfern einer Schiffskatastrophe nach Rettung schreien“, der müsse harte Entscheidungen treffen. Bald wird daraus die Parole „Das Boot ist voll!“.

Das Schlagwort befeuert einen öffentlichen Disput um die Schweizer Flüchtlingspolitik, den Rothmunds unbarmherziges Vorgehen ausgelöst hat. Aufgebrachte sozialdemokratische Politiker, Journalisten, Pastoren und zahlreiche Bürger protestieren gegen den Bruch mit der humanitären Tradition des Landes (darunter Freunde und Helfer der Sonabends). Besonders empört es die Menschen, dass bereits sich in Sicherheit wählende Flüchtlinge im Hinterland aufgegriffen und abgeschoben werden.

Zumal sich zu dieser Zeit gerade einmal rund 10 000 Flüchtlinge in der Schweiz aufhalten (sowie mehr als 10 000 polnische Soldaten, die sich gemeinsam mit französischen Armee-Einheiten 1940 von Frankreich aus über die Grenze gerettet haben, um nicht in deutsche Kriegsgefangenschaft zu geraten) – bei knapp 4,5 Millionen Ein-

KEINE SKRUPEL: Auch in der Schweiz bereichert sich mancher an der Not der Verfolgten, die unter Druck Wertgegenstände veräußern müssen (Käufer und Händler bei einer Kunstauktion)



wohnern sei das Boot nicht einmal annähernd gefüllt, beschwören Kritiker die Regierung: Die Schweiz „versündige“ sich.

Vermutlich begrüßt Rothmund die Debatte sogar.

Auch im Sinne seiner Grenzwatchen setzt er darauf, dass sich das kompromisslose Abweisen weit herumspricht – und die Juden gar nicht erst kommen. Dass „die Flüchtlinge einen anderen Weg einschlagen“. Welcher Weg das im besetzten Europa sein soll, sagt Rothmund nicht. Stattdessen beruhigt der Polizeichef die Schweizer und Schweizerinnen, den Juden drohe nichts Schlimmeres, als dass sie „zum Arbeiten veranlasst“ würden. Vielleicht hofft er zuweilen selbst, dass es stimmt – wider besseres Wissen. Immerhin lässt Rothmund die Abschiebungen aus dem Landesinnern einstellen. Der Protest flaut ab.

Zwar werden einzelne Regeln im Lauf der Zeit wieder verschärft oder gelockert, lässt die Grenze sich nie über ihre ganze Länge kontrollieren, handeln die Grenzer im Einzelfall mal großzügiger, mal engherziger. Doch mit der Zeit wirkt die Abschreckung.

Erst als sich die Niederlage der Achsenmächte abzeichnet, öffnet die Schweiz im Sommer 1944 ihre Grenzen für alle Bedrängten – als es absehbar ist, dass die Flüchtlinge bald zurückkehren können.

Alles in allem nimmt die Schweiz während des Krieges mehr als 50 000 Flüchtlinge auf, manche für wenige Wochen, andere über Jahre, knapp die Hälfte sind Juden. Die meisten werden lediglich geduldet – festes Asyl als politische Flüchtlinge erhalten nur persönlich bedrohte Männer und Frauen des öffentlichen Lebens wie Parteiführer oder bekannte Publizisten, insgesamt 644 Personen zwischen 1933 und 1945.

Eine Verfolgung aus rassistischen Gründen gilt hingegen ausdrücklich nicht als „politisch“. Indes können sich während der Kämpfe 1940 und ab 1943 nochmals mehr als 170 000 Zivilisten und Soldaten verschiedener Armeen über die Grenze retten; die große Mehrheit kehrt bald zurück – ebenso wie die 60 000 Kinder, die die Schweiz zu Erholungszwecken meist für jeweils drei Monate aufnimmt.

Wie viele Schutzsuchende insgesamt abgewiesen werden, ist nicht dokumentiert. Belegt sind rund 25 000 Fälle; darunter einige, die von den Schweizer Behörden direkt an die Deutschen übergeben werden. Nicht einmal näherungsweise lässt sich die Zahl der Abgeschreckten, Entmutigten, Resignierten überschlagen, die gar nicht erst aufgebrochen sind. So, wie Heinrich Rothmund es sich erhofft hat.

Zwei Jahre nach Kriegsende reist Sabine Sonabend noch einmal nach Biel. Inzwischen 19 Jahre alt, sucht sie die zurückgelassenen Besitztümer und das Bankkonto ihres Vaters. Doch wichtige Beteiligte an der Flucht der Familie, darunter ihr Gastgeber Wollmann, sind gestorben. Von den Vermögenswerten findet sich keine Spur.

Ebenso wenig findet sich jemand, der Interesse für ihre Geschichte zeigt. Dafür, wie an jenem Augustabend des Jahres 1942 die Familie Sonabend kaum den Weg auf der anderen Seite der Grenze erreicht hatte, als von fern Hundegekläff herandrang.

Eine weitere Patrouille. Unbeholfen kauerten sich die vier hinter einen Busch. Der Hund spürte sie mühelos auf.

Eine Woche darauf zwangen Wachen die Eheleute in einen Transport nach Auschwitz. Laja Sonabend wurde direkt nach ihrer Ankunft vergast. Ihr Mann Simon wenig später.

LITERATURTIPPS

»Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der UEK«
Die Fakten, akribisch aufbereitet (Pendo).

CHRISTOF DEJUNG U. A. (HG.)
»Landgeist und Judenstein. Erinnerungen einer Generation 1930–1945«
Packende Erfahrungsberichte (Limmat).

Charles und Sabine Sonabend jedoch blieben zurück. Ein Zufall aufgrund überlasteter Züge. Für eine Weile sollen sie nach Paris in ein Heim gebracht werden; ihr französischer Begleiter jedoch nimmt die Kinder zu sich. So entgehen sie der Deportation – und überleben.

Um einen hohen Preis, den allein das Mädchen trägt: Schon nach der Verhaftung wurde Sabine Sonabend von deutschen Soldaten vergewaltigt. Später dann missbrauchte sie ihr Beschützer. Sie ließ es zu. So konnte sie sich und ihren kleinen Bruder retten.

Erst Jahrzehnte später wird sie ihm davon erzählen.

DAS GROSSE SCHWEIGEN nach dem Krieg, von Opfern wie Tätern, aus Scham oder Berechnung, Schuldgefühl und Verdrängung, verbirgt viele Verbrechen. Aber es bekommt früh Risse.

Bereits 1954 macht eine Schweizer Zeitschrift bekannt, dass der „J“-Stempel in den Reisepässen jüdischer Deutscher auf ein Abkommen mit der Schweiz zurückgeht. Der Artikel löst eine erregte öffentliche Debatte aus; der Bundesrat gibt einen Bericht über das Handeln der damaligen Regierung in Auftrag. Als er dreieinhalb Jahre später im Parlament vorgestellt wird, räumen die Abgeordneten Fehler ein, ja Schuld. Dass Zehntausende noch leben könnten, wäre die Schweiz damals mutiger gewesen.

Anschließend hoffen viele Eidgenossen, dass die schmerzhafteste Rückschau endet. Sie hoffen auf einen Schlussstrich.

Doch der kommt nicht. Die Anklagen werden zwar zeitweilig leiser, verstummen aber nie. Über Jahrzehnte kehren sie wieder, in Büchern, Filmen, Studentenprotesten. Ein lästiger, nicht endender Störton in der vorherrschenden Erinnerung an die „geistige Landesverteidigung“, den „Aktivdienst“ der Armee, an das befestigte Alpen-Réduit. Daran, wie die neutrale, demokratische Schweiz mit Glück und Wehrhaftigkeit Hitler widerstand.

Ab den 1980er Jahren mehren sich kritische Studien über die Wirtschaftsbeziehungen der Schweiz zum nationalsozialistischen Deutschland, über die damalige Flüchtlingspolitik. Zum 50. Jahrestag des Kriegsendes 1995 bittet Bundespräsident Kaspar Villiger die Opfer des Judenstempels um Entschuldigung. Dafür erhält er Anerkennung – aber auch Vorwürfe bis hin zu dem des Landesverrats.

Im November des gleichen Jahres rehabilitiert das St. Gallener Bezirksgericht Paul Grüninger, der 1938/39 als dortiger Polizeichef Hunderten Jüdinnen und Juden mit gefälschten oder manipulierten Dokumenten das Leben rettete, dafür aus dem Dienst entlassen wurde, 1972 geächtet und verarmt starb.

Derweil erscheinen in der internationalen Presse immer öfter Meldungen über „nachrichtenlose Konten“ aus der Kriegszeit: Guthaben bei Schweizer Banken, deren Besitzer womöglich Opfer des Völkermordes geworden sind. Im Sinne des rigorosen Bankgeheimnisses haben es viele Institute nicht nur unterlassen, Kontakt zu ihren verschollenen Kunden oder deren Nachfahren zu suchen, sondern sogar Hinterbliebenen meist die Auskunft verweigert, die selbst nach einer möglichen Erbschaft forschten.

Bald kursieren Spekulationen über unterschlagene Milliardenbeträge; Sensationsberichte erwecken gar den Eindruck, die Schweizer Finanzwirtschaft gedeihe auf geraubtem Kapital. In den USA reichen Opferorganisationen mehrere Sammelklagen ein; Boykottaufrufe werden laut, Sanktionsforderungen.

Derart unter Druck, öffnen die eidgenössischen Banken schließlich ihre Akten und zahlen Mitte 1998 pauschal 1,25 Milliarden US-Dollar in einen Fonds, der alle nachweisbaren Guthaben auszahlen sowie allgemein die Opfer entschädigen soll.

Zugleich hat die Schweizer Regierung bereits 1996 eine internationale Historikerkommission berufen, das Handeln der Eidgenossenschaft im Zweiten Weltkrieg zu durchleuchten.

Die Forscher nehmen sich sechs Jahre Zeit und publizieren am Ende 25 Einzelstudien sowie einen umfassenden Schlussbericht zu praktisch jedem heiklen Thema, Rüstungshilfe und Goldtransaktionen, Kunstraub, Flüchtlingspolitik, Trittbrettfahrerei bei der Enteignung der deutschen Juden. Ihre Erkenntnisse bezeugen schwere Schuld

ebenso wie falsche Verdachtsmomente – und spalten die Öffentlichkeit. Die einen erblicken in den Kommissionspapieren ein Muster kritischer Geschichtsschreibung. Andere ein Machwerk linker Nestbeschmutzer. Es ist eine Debatte, die bis heute andauert und jederzeit hochkochen kann, etwa wenn die Zahl abgewiesener Flüchtlinge neu berechnet wird.

IN KÜRZE

Mitte August 1942 rettet sich die jüdische Familie Sonabend aus Brüssel nach Biel im Kanton Bern, um ihrer Deportation in die deutschen Vernichtungslager zu entgehen. Doch gerade zu der Zeit verschärft die Schweiz ihre Flüchtlingspolitik. Auch die Sonabends sollen abgeschoben werden. Ein verzweifelttes Ringen beginnt, das nur zwei der vier Familienmitglieder überleben werden.

EIN GERECHTER: St. Gallens Polizeichef Paul Grüninger stellt sein Gewissen über die Dienstpflicht, fälscht Papiere und bewahrt so Hunderte Juden vor der Abschiebung. Er wird entlassen und geächtet



Zu den Unterzeichnern der US-Sammelklagen von 1996 gehört auch Charles Sonabend. Das Konto seines Vaters jedoch bleibt verschwunden. Er erhält lediglich 2500 US-Dollar aus dem Wiedergutmachungsfonds, der Standardausgleich für abgewiesene Flüchtlinge.

Darüber hinaus richten Charles Sonabend und seine Schwester eine Genugtuungsforderung an den eidgenössischen Staat über je 100 000 Franken. Wobei es ihnen nicht um das Geld geht; beide sind seither zu Wohlstand gelangt. Sondern darum, dass die Schweiz die Schuld am Tod ihrer Eltern anerkennt, das Unrecht der damaligen Ausweisung, den zugefügten Schmerz.

Als Anfang 2000 das Bundesgericht in Lausanne eine ähnlich gelagerte Klage abweist, bietet Bern den Sonabends daraufhin eine als Prozesskosten-Entschädigung deklarierte Zahlung in der geforderten Höhe an sowie eine ausdrückliche Entschuldigung zweier Bundesräte im persönlichen Gespräch. Die Geschwister nehmen an.

Nach Charles Sonabends Tod 2019 wird sein Sohn Paul berichten, für den Vater sei es einer der größten Erfolge seines Lebens gewesen: der Schweizer Regierung dieses Eingeständnis abzuringen. Die symbolische Wiedergutmachung eines unersetzlichen Verlusts. ◇

Sie ist eine ungewöhnliche Revolutionärin. Entschlossen streitet Marthe Gosteli für das Frauenwahlrecht in der Schweiz. Doch nicht mit Trillerpfeifen und Straßenkämpfen will die Aktivistin ihre männlichen Mitbürger von der Gleichberechtigung überzeugen, sondern mithilfe des Gesetzes – und ihrer vielleicht größten Waffe: stoischer Beharrlichkeit.

Es ist eine frühe Begebenheit, die das Leben der 1917 nahe Bern geborenen Bauerntochter prägt. Als Heranwachsende sieht sie einen Jungen in einem Kinderwagen, und ein Gedanke wird sie nicht mehr loslassen: „Wenn du 20 bist, darfst du abstimmen und wählen. Ich nicht.“

Denn die Schweiz ist ein Anachronismus. Anders als in den meisten übrigen Staaten Europas sind Frauen hier um das Jahr 1940 noch immer ohne Wahlrecht.

Und auch sonst sind sie benachteiligt: Um etwa Geld zu verwalten oder zu arbeiten, brauchen sie die Erlaubnis des Ehemannes. Während Jungen sich in der Schule mit Mathematik beschäftigen, steht bei den Mädchen Stricken oder Häkeln auf dem Lehrplan, schließlich sollen sie sich schon früh auf ihre Rolle als Hausfrau vorbereiten.

Marthe Gosteli aber ergreift einen Beruf. Nach einer kaufmännischen Ausbildung während des Zweiten Weltkriegs wechselt sie zunächst in die Presseabteilung der Schweizer Armee, dann in das Filmarchiv der US-Botschaft in Bern.

Die Anstellung bei den Amerikanern inspiriert die junge Frau mit den kurzen, gewellten Haaren. Denn in den USA schreitet die Gleichberechtigung mit Macht voran, setzt sich etwa die Lohnungleichheit beider Geschlechter immer mehr durch. Gosteli beginnt sich zu engagieren, tritt 1949 dem Berner Frauenstimmrechtsverein bei, steigt drei Jahre später in den Vorstand auf.

Längst fordert eine wachsende Zahl von Schweizerinnen die politische Gleichberechtigung. Doch dem steht die Verfassung des Alpenstaats entgegen; und über Änderungen an der Konstitution befinden in der Schweiz per Volksentscheid allein die wahlberechtigten Männer.

Was die vom Frauenwahlrecht halten, zeigen sie zwischen 1920 und 1956 bei 25 Abstimmungen in verschiedenen Kantonen: Wieder und wieder lehnen sie es ab,

die Schweizerinnen wenigstens auf regionaler Ebene mitentscheiden zu lassen.

Dennoch sieht die überzeugte Demokratin Marthe Gosteli in einer rechtmäßigen nationalen Abstimmung der Männer weiterhin den einzigen Weg zur politischen Freiheit der Frauen. Und kann mit der Zeit mehr und mehr Aktivistinnen von ihrem Kurs überzeugen. Selbst als die Schweizer Männer 1959 bei einem ersten nationalen Referendum mit überwältigender Mehrheit gegen das Frauenwahlrecht stimmen.

Anstatt nun lautstark zu demonstrieren, engagiert Gosteli sich weiter in der Frauenbildung; organisiert etwa Seminare, in denen staatliche Strukturen erklärt werden,

lädt befreundete Politiker und Moderatoren ein, um den Teilnehmerinnen beizubringen, wie man vor Publikum überzeugend spricht.

Als die Schweiz 1963 dem Europarat beitrifft und die Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten eigentlich unterschreiben will, fordern die Aktivistinnen: „Keine Menschenrechtskonvention ohne Frauenrechte“.

Doch es dauert noch fast zehn Jahre, bis Gosteli – seit 1967 Vize-Präsidentin des Bundes der Schweizer Frauenorganisationen – mit ihren Mitstreiterinnen einen Großteil der Mächtigen, den Bundesrat und Journalisten, von ihrer Vision überzeugt hat.

Am 7. Februar 1971 ruft die Regierung die Schweizer Männer ein weiteres Mal an die Wahlurne, und diesmal stimmt der männliche Souverän mehrheitlich für das Frauenwahlrecht. Damit ist der Alpenstaat das vorletzte europäische Land, das eine solche Gesetzesänderung vornimmt (nur Liechtenstein folgt noch später). Aber erst 1990 setzt auch der letzte Schweizer Kanton die Gleichberechtigung auf regionaler Ebene durch.

Gosteli bleibt aktiv: Sie pflegt in ihrem ehemaligen Elternhaus ein Archiv der Frauenbewegung, als Investition in die Zukunft: „Ich führe viele Missstände darauf zurück, dass die Frauen keine Ahnung haben, was ihre Vorfahrinnen geleistet haben“, erklärt sie 2012.

Fünf Jahre später ist ihr persönlicher Kampf für die Frauenrechte zu Ende. Marthe Gosteli stirbt am 7. April 2017 in der Nähe von Bern – wenige Monate vor ihrem 100. Geburtstag. ◇

DEN FRAUEN EINE STIMME

In der Politik des Alpenstaats spielen
Schweizerinnen lange keine Rolle.
Marthe Gosteli will das ändern

TEXT: Katrin Diederichs



Für Marthe Gosteli ist die politische Wahlmöglichkeit ein Menschenrecht. Doch es kostet die Aktivistin Jahrzehnte harter Überzeugungsarbeit, bis die Schweizer 1971 endlich ihre Verfassung ändern – damit auch Frauen wählen dürfen

MUSTERLAND UND SCHURKENSTAAT

Großartige Landschaft und gierige Financiers, Offenheit und Fremdenfeindlichkeit: Das Bild der Schweiz im In- und Ausland schwankt zwischen den Extremen. Der Historiker Jakob Tanner erklärt, warum das so ist und was die jüngere Geschichte damit zu tun hat

INTERVIEW: *Anja Fries und Joachim Telgenbüscher*

GEOEPOCHE: DIE SCHWEIZ STELLT SICH GERN ALS SONDERFALL DAR. WAS IST DENN SO BESONDERS AN DER SCHWEIZ, ABGESEHEN VON IHRER NEUTRALITÄT?

PROF. EM. DR. JAKOB TANNER: Man könnte argumentieren, dass sich eigentlich alle Staaten für etwas Besonderes halten. Jeder auf seine Weise. Ich bin daher etwas skeptisch, wenn der „Sonderfall Schweiz“ als Tatsache präsentiert wird. Das Bild des wirtschaftlich erfolgreichen neutralen Kleinstaates ist eine Erfindung aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert.

WIE KAM ES DAZU?

Die Schweiz war im Vergleich zu ihren Nachbarn anfänglich gar nicht so

klein. Zum kleinen Land wurde sie erst durch die nationalen Einigungsbewegungen um sie herum, vor allem in Deutschland und Italien. Nach der Gründung des modernen Bundesstaates im Jahr 1848 empfand man das als Bedrohung. Wenn das Nationalprinzip obsiege, so hat ein Bundesrat 1862 geschrieben, dann sei die Existenz der Schweiz vernichtet. Man musste also ein anderes Fundament finden. In den 1870er Jahren begannen die Eidgenossen deshalb, sich als Willensnation zu begreifen ...

VOLSKVERSAMMLUNG

Im Kanton Glarus stimmt die sogenannte Landsgemeinde noch heute unter freiem Himmel ab (Bild von 1940)

... ALSO ALS EIN STAATSWESEN, DESSEN VERBINDENDES ELEMENT NICHT DIE GEMEINSAME SPRACHE ODER ETHNISCHE HERKUNFT IST, SONDERN DER POLITISCHE WILLEN SEINER BÜRGERINNEN UND BÜRGER. GING DAMIT AUCH EIN VERÄNDERTES SELBSTBILD EINHER? Ja. Früher reagierten die Schweizer auf die Anfechtungen von außen, dass sie Abtrünnige vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation seien, mit dem Selbstbild der besonders frommen und edlen Bauern. Sie haben schon früh ein Sendungsbewusstsein entwickelt. Nach 1848 wurde dieses auf Demokratie und Föderalismus umgestellt: Die Schweiz verstand sich nun als Antithese zu den großen europäischen



Monarchien. Homogene Nationalstereotype gab es aber nie. Vielmehr herrschte eine Spaltung vor.

INWIEFERN?

Einerseits wurde die Schweiz schon früh als ein „irdisch Paradies“ verklärt. So hat es zum Beispiel der deutsche Schriftsteller Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen nach dem Dreißigjährigen Krieg seinem „Simplicissimus“ in den Mund gelegt. Auf der anderen Seite wird dieses Idyll durch Negativbilder gebrochen. Das Musterland hat, zugespitzt ausgedrückt, den Schurkenstaat zum Gegenstück: Im 19. Jahrhundert spottete etwa der französische Diplomat und Romantiker François-René de Chateaubriand, die Schweizer hätten auf dem Elend der Völker eine Bank gebaut. Großartige Landschaft und gierige Financiers: Diese Ambivalenz muss man sehen. Dabei ist das kein Innen-Außen-Spiel: Es gibt Ausländer, die die Schweiz als Vorbild loben, und Schweizer, die ihr Land kritisieren.

AUCH WEGEN DIESER AMBIVALENZEN NENNEN MANCHE DIE SCHWEIZ DAS „LAND DER GEGENSÄTZE“. ABER WER HAT SICH IN DIESER WILLENSNATION EIGENTLICH ZUSAMMENGEFUNDEN? UND WARUM? IST DIE SCHWEIZ EIN ELITENPROJEKT?

Das trifft nur auf die Schweiz der frühen Neuzeit zu. Schon vor der Gründung des Bundesstaates wandelten sich die Dinge: Eine rasante Industrialisierung veränderte das Land und verstärkte demokratische Bewegungen von unten, die schließlich in der Totalrevision der Bundesverfassung im Jahr 1874 gipfelten. Das Ergebnis war die damals fortschrittlichste Verfassung der Welt. Sie machte aus der Schweiz einen säkularen Staat mit individuellen Freiheitsrechten, obligatorischer Volksschule und demokratischen Volksrechten.

DAZU GEHÖRT AUCH DAS RECHT AUF REFERENDEN UND VOLKSINITIATIVEN. IN DEUTSCHLAND SEHEN WIR VOR ALLEM DIE RISIKEN DER DIREKTEN DEMOKRATIE. WIE HAT DIE SCHWEIZ DIESE GEBÄNDIGT?

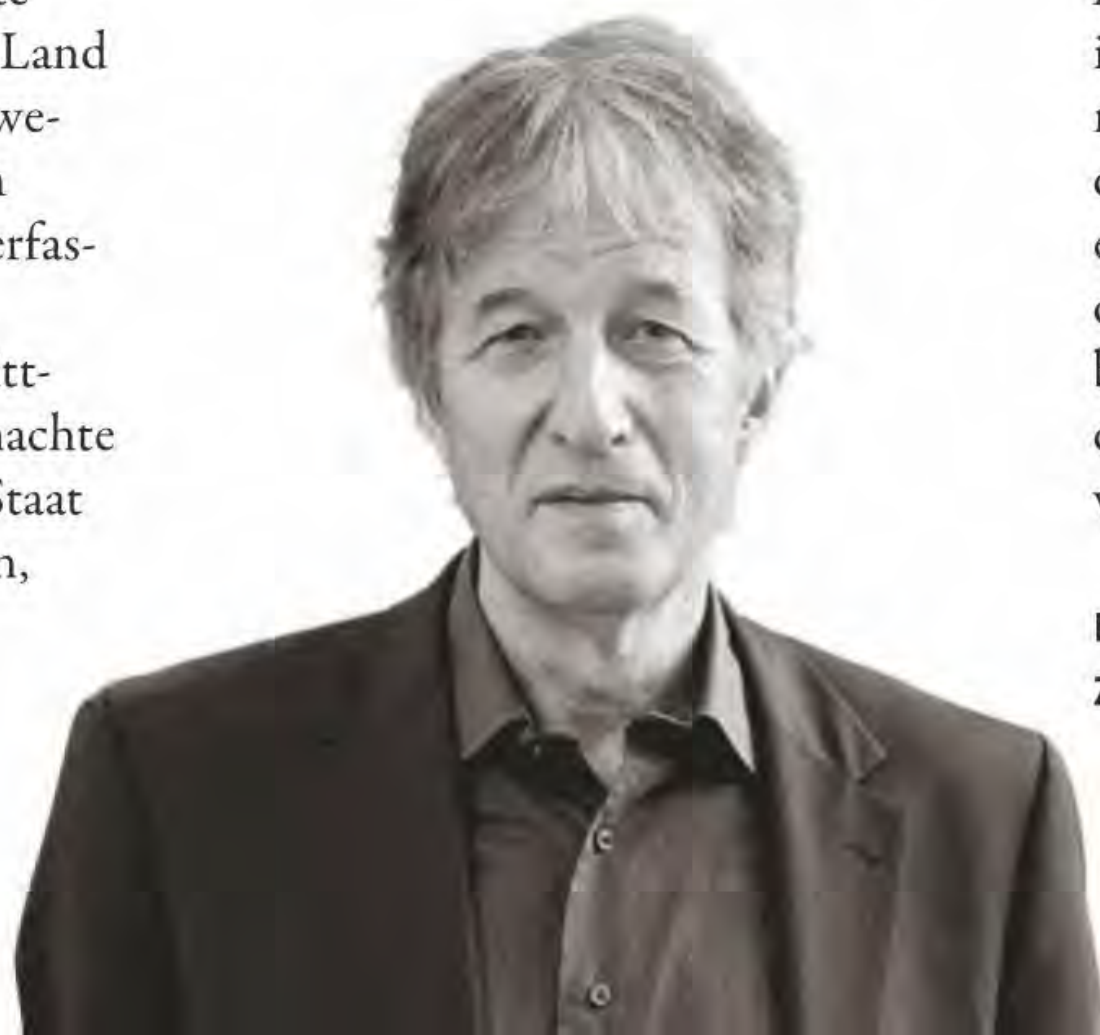
Die Angst vor dem Mob ist sehr alt. Sie findet sich schon in der antiken politischen Theorie. Dazu muss man anmerken, dass die Schweiz eine halbdirekte Demokratie ist. Die Volksrechte wurden nicht eingeführt, um den Parlamentarismus zu schleifen, sondern als Korrektiv: Wenn das Parlament nicht so funktioniert, wie Bürger es gern möchten, können sie mit einem Referendum Gesetze zu Fall bringen. Seit 1891 gibt es zusätzlich das Instrument der Volksinitiative: Mit 50 000 Unterschriften (heute sind es 100 000) können die Wähler (seit 1971 auch die Wählerinnen) eine Partialrevision der Verfassung anstreben.

ERMÖGLICHT DAS NICHT AUCH FRAGWÜRDIGE VORHABEN?

Es gibt Schutzmechanismen. Zum einen wird das Ergebnis von Volksabstimmungen vom Parlament interpretiert. Und das hat es längst nicht

PROF. EM. DR. JAKOB TANNER

Der Schweizer Historiker war Mitglied der »Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg« und lehrte bis 2015 an der Universität Zürich



immer so getan, wie es die Initianten gern gehabt hätten. Zum anderen kann das Parlament solche Vorstöße für ungültig erklären. Das ist zum Beispiel 1996 bei der sogenannten Asylinitiative geschehen. Die war schlicht völkerrechtswidrig und ist deshalb gar nicht zur Abstimmung gekommen.

EIN WEITERES GEGENSATZPAAR, MIT DER SICH DIE SCHWEIZ BESCHREIBEN LIESSE, SIND ABSCHOTTUNG UND OFFENHEIT. WIE KAM ES EIGENTLICH, DASS SICH AUS EINER NATION, DIE NOCH UM 1900 VIELEN ANDERSDENKENDEN ALS EXIL-ORT DIENTE, EIN LAND ENTWICKELTE, DAS DURCH DEN NS-STAAT VERFOLGTE JUDEN ABLEHNTE?

Im 19. Jahrhundert konnten sich tatsächlich viele politische Verfolgte in die Schweiz retten. Trotzdem sollte man diese Zeit nicht idealisieren. Schon 1900 wurde das Schlagwort von der drohenden „Überfremdung“ geprägt. Der Schöpfer dieses Begriffs, der Zürcher Armensekretär Carl Alfred Schmid, regte sich vor allem über die vielen Deutschen auf, die in die Schweiz zogen, sich aber nicht einbürgern lassen wollten. Zu diesem Zeitpunkt war die Schweiz zu einem Werkplatz Europas geworden und der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung entsprechend gestiegen – bis 1914 auf circa 15 Prozent. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges kehrten viele dieser Arbeitskräfte in ihre Heimatländer zurück, und nach 1918 schränkte die Schweiz die Einwanderung stark ein und erhöhte die Einbürgerungshürden. In dieser Phase kam auch die böse Rede von der „Verjudung der Schweiz“ auf, die man verhindern müsse.

EIN ANDERER TREND DER ZWISCHENKRIEGSZEIT WAR DIE

DEMOKRATIEFEINDLICHKEIT. WAR DIE SCHWEIZ DAVON BETROFFEN?

Kaum war Hitler in Deutschland an der Macht, entstanden in der Schweiz im Frühjahr 1933 Dutzende von rechtsextremen Fronten. Da war also schon etwas Grenzüberschreitendes im Gang. Die Frontisten sind mit bürgerlichen Kräften Wahlallianzen eingegangen und haben 1934 eine auch von Konservativen unterstützte Initiative zur Totalrevision der Bundesverfassung lanciert. Deren Annahme hätte das Ende der liberalen, republikanischen und demokratischen Schweiz bedeutet. Das Vorhaben wurde allerdings in einer Abstimmung 1935 deutlich abgelehnt. In diesem Fall hat die direkte Demokratie deradikalisierend gewirkt, und die Fronten haben sich am Ende nicht durchgesetzt.

WÄHREND DES ZWEITEN WELTKRIEGS BEFAND SICH DIE SCHWEIZ IM ZANGENGRIFF DER FASCHISTEN – UND HAT MIT IHNEN KOOPERIERT. HÄTTE SIE EINE ANDERE WAHL GEHABT?

Die schweizerische Volkswirtschaft war sehr eng mit dem besetzten Europa verflochten. Eine Möglichkeit des vollständigen Ausklinkens gab es daher sicherlich nicht. Gleichzeitig boten sich ihr beträchtliche Handlungsspielräume.

ZUM BEISPIEL?

Nun, manche Firmen legten eine Art vorauseilenden Gehorsam an den Tag. Es gab Fälle, in denen Juden aus Verwaltungsräten und Forschungsabteilungen verdrängt wurden. Im August 1940 schloss die Schweiz einen umfassenden Wirtschaftsvertrag mit Deutschland, ein Jahr darauf finanzierte der Bund die Rüstungsexporte mit der sogenannten „Clearingmilliarde“. Auch setzten Schweizer Unternehmen in ihren deutschen Tochtergesellschaften Zwangsarbeiter ein und machten damit Profite.

WELCHE ROLLE SPIELTE DAS VOM NS-STAAT GERAUBTE GOLD BEI DIESEN VERSTRICKUNGEN?

Die Schweizerische Nationalbank war der große Umschlagplatz für das Raubgold der deutschen Reichsbank. Diese Unterstützung der nationalsozialistischen Wirtschaft hat man mit ziemlich fadenscheinigen Argumenten gerechtfertigt. Die Schweiz setzte sich über die Warnungen der Alliierten, dass diese Transaktionen für null und nichtig erklärt werden würden, hinweg und führte die Goldkäufe bis kurz vor Kriegsende weiter.

TROTZ ALLEM HABEN SICH DIE SCHWEIZER NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG ALS AUFRICHTIGE NATION DARGESTELLT.

Ja, nach dem Krieg steckte man dann natürlich in der Bredouille. Die USA bestellten im Frühjahr 1946 Vertreter der Schweiz nach Washington. Sie hatten allerdings noch nicht alle Informationen über die Raubgoldtransaktionen, sodass die Schweiz erstaunlich gut wegkam und sich zum Schluss einfach bereit erklärte, eine Viertelmilliarde Franken als „freiwilligen“ Beitrag zum Wiederaufbau Europas zu zahlen. Das haben die Amerikaner geschluckt. Zugleich akzeptierten sie, dass die eingefrorenen deutschen Vermögen nicht liquidiert werden mussten. Die Schweiz spielte auf Zeit, und so konnten deutsche Kontoinhaber, ob Opfer oder Täter, nach dem Londoner Schuldenabkommen von 1953 die Guthaben zurückverlangen. Die Vermögen der ermordeten Jüdinnen und Juden blieben hingegen in der Schweiz und wurden „nachrichtenlos“.

UND DA WURDE NICHT NACHGEFORSCHT, OB ES ERBEN GAB?

Nein, die Banken verhinderten trotz internationalen Drucks eine akzeptable Regelung. Das war skandalös. Die

Haltung, die dahintersteckte, war: Wir halten das internationale Privatrecht hoch. Haltet euch da raus.

DA IST WIEDER DAS SELBSTBILD DER STANDHAFTEN SCHWEIZ. WIE HAT MAN DIESES KAPITEL IN DER NACHKRIEGSZEIT VERDRÄNGEN KÖNNEN?

Das lag vor allem am beginnenden Kalten Krieg. Man wusste, die Alliierten würden längerfristig ein Interesse daran haben, das neutrale Land einzubinden. Und das hieß eben auch, dass sie geneigt sein würden, die Vergangenheit zu vergessen. Das lag ganz auf der Linie der Schweiz.

ABER DIE SCHWEIZ HAT SICH NICHT EINBINDEN LASSEN. DER NEUGEGRÜNDETEN UNO IST SIE JEDENFALLS NICHT BEIGETRETEN.

Nein, aber unmittelbar nach dem Krieg war die Regierung für einen UNO-Beitritt. Doch dann kippte die Stimmung. Man beschränkte sich auf „technische“ Kooperation und optimierte die wirtschaftlichen Vorteile als Finanzplatz, als Standort des internationalen Transithandels und als Domizil für Holdinggesellschaften mit Steuervorteilen. Erst da hat die Schweiz beschlossen, sich zum Sonderfall zu stilisieren. Und es entwickelte sich die „Réduit-Ideologie“ ...

... NACH DER VERTEIDIGUNGSSTRATEGIE IM ZWEITEN WELTKRIEG? DEM RÜCKZUG IN DIE GEBIRGSFESTUNG DER ALPEN?

Genau. Aus der militärischen Strategie wurde in der Nachkriegszeit so etwas wie ein geistiges Fortifikationsystem. Heißt: Die Schweiz ist nicht auf diese Welt angewiesen. Mit denen machen wir nur Geschäfte. Wir sind nationalsoverän.

DAS ERINNERT STARK AN DIE RHETORIK DES EUROPÄISCHEN RECHTSPOPULISMUS. DIE SCHWEIZ HAT BEI

DIESER STRÖMUNG EINE VORREITERROLLE EINGENOMMEN. WARUM?

Diese Entwicklung begann schon in den späten 1960er Jahren mit James Schwarzenbach, der eine nach ihm benannte fremdenfeindliche Initiative lancierte. Er profitierte davon, dass man sich in der Schweiz mit der Kriegszeit positiv identifizierte. So konnten hierzulande rassistische Töne angeschlagen werden, die in Deutschland nicht erlaubt waren. Schwarzenbach gab sich als Gentleman-Politiker, hatte aber eine ziemlich belastete Vergangenheit. In den 1930er Jahren war er an antisemitischen Übergriffen beteiligt.

HATTE ER ERFOLG?

Direkt nicht, im Juni 1970 wurde die Initiative abgelehnt. Aber immerhin 46 Prozent der Bevölkerung hatten mit Ja gestimmt. Für einen Vorschlag, der die Ausweisung von Hunderttausenden aus der Schweiz zur Folge gehabt hätte! Danach gab es immer wieder „Überfremdungsinitiativen“ von rechts. Die scheiterten aber alle. Erst 2014 wurde mit der Initiative „Gegen Masseneinwanderung“ die erste angenommen. Das war ein Bruch mit der nüchternen Tradition, die Politik mit imaginären Ängsten an der Urne zurückzuweisen.

ZUR ROLLE DER SCHWEIZ ALS KONSERVATIVE BASTION GEHÖRT AUCH DIE SPÄTE EINFÜHRUNG DES FRAUENWAHL- UND -STIMMRECHTS. WARUM WAR ES ERST 1971 SO WEIT?

Das hängt mit der Armee zusammen: Jeder Schweizer ist wehrpflichtig, also hat er auch politische Rechte. Bildlich gesprochen könnte man die Schweiz als eine gleichmäßig bewaffnete Bande von Männern beschreiben, die niemanden über sich duldet. Dieses egalitäre Bewusstsein hat die Eidgenossen im 19. Jahrhundert zur Avantgarde der Männer-Demokratie gemacht. Im 20. Jahrhundert zeigte sich die diskri-



VOLKSABSTIMMUNG

Die Initiative „Gegen Masseneinwanderung“ wurde 2014 angenommen

minierende Seite dieser Einstellung. Die Schweiz wurde beim Frauenwahlrecht zur internationalen Nachhut.

IN DEN JAHREN 1989/90 ÄNDERTE SICH DIE SITUATION IN EUROPA RADIKAL. WIE HAT DAS ENDE DES KALTEN KRIEGES DIE NEUTRALE SCHWEIZ BEEINFLUSST?

Das war eine bewegte, skandalträchtige Zeit. Ich würde fast von einem „mental Mauerfall“ sprechen. Das alte Selbstbild geriet ins Wanken. Genauer gesagt: Die Schweiz begann, ihr Verhältnis zur Weltgesellschaft und zur Europäischen Gemeinschaft zu überdenken. Viele wollten raus aus dem geistigen Réduit. Regierung und Parlament strebten die Mitgliedschaft des Landes im Europäischen Wirtschaftsraum an und im Frühjahr 1992 traf in Brüssel ein Beitritts-gesuch zur EG ein. Im Dezember 1992 scheiterte dann aber der EWR-Beitritt knapp und spektakulär in einer Volksabstimmung. Das war ein Schock. Und ein Triumph jener Partei, die heute die stärkste Fraktion im Nationalrat stellt ...

... DER SCHWEIZERISCHEN VOLKSPARTEI, KURZ SVP.

Ja. Die hatte unter Führung des Milliardärs Christoph Blocher mit voller Wucht die alten Schweizer Mythen

mobilisiert. Etwa: Wir müssen weiter gegen das böse Ausland kämpfen. Wir schaffen alles im Alleingang. Die Rolle der Schweiz als lachende Dritte und als Trittbrettfahrerin der globalen Wirtschaft wurde so verstetigt.

UND DOCH MUSSTE DIE SCHWEIZ IM JAHR 2008 AUF DRUCK DER USA IHR BANKGEHEIMNIS KIPPEN, ZUMINDEST IM BEREICH DER INTERNATIONALEN VERMÖGENSVERWALTUNG MIT HOCHENTWICKELTEN LÄNDERN. WIE VIEL ZUKUNFT HAT DAS MODELL SCHWEIZ NOCH?

Aus ökonomischer Sicht kann die Schweiz schon deshalb kein Modell sein, weil ihre Strategie nur funktioniert, wenn das nicht alle machen können. Seit der Finanzmarktkrise von 2008 ist die Akzeptanz des Sonderfalls gesunken. So stellt sich die Frage: Welche Druckmittel haben internationale Organisationen? Das lässt sich schwer abschätzen. Trotz dieses kritischen Blicks auf die Schweiz bin ich der Ansicht, dass dieses Land eine produktive Mischung aus direkter und parlamentarischer Demokratie darstellt. Globale Probleme müssen auch lokal angegangen werden, und da bietet die Schweizer Geschichte gute Ansätze. Mir liegt viel an einem realistischen Bild der Schweiz, wie es sich zum Beispiel in den Werken des Dramikers Friedrich Dürrenmatt findet.

DAS MÜSSEN SIE ERKLÄREN.

Nehmen sie den „Besuch der alten Dame“ aus dem Jahr 1956. In dem eine Milliardärin die Bewohner eines Schweizer Dorfes dazu bringt, gegen viel Geld einen Mord zu begehen. Das ist ein international resonanzfähiges Stück. Das zeigt, wie korrupt auch kleine Einheiten sein können. Und trotzdem ist eine robuste Demokratie möglich. Das gibt Hoffnung und ist auf jeden Fall spannender als das Nachbeten alter Mythen. ♦

MENSCHEN DAHINTER



FACHBERATUNG

Kathrin Graf

Die frühe Geschichte der Eidgenossenschaft hat es in sich. Zum Glück stand der Redaktion mit der promovierten Schweizer Historikerin eine Kennerin des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit beratend zur Seite – und lehrte uns unter anderem, bis wann man die heutigen Kantone noch »Orte« genannt hat.

AUTOR

Volker Reinhardt

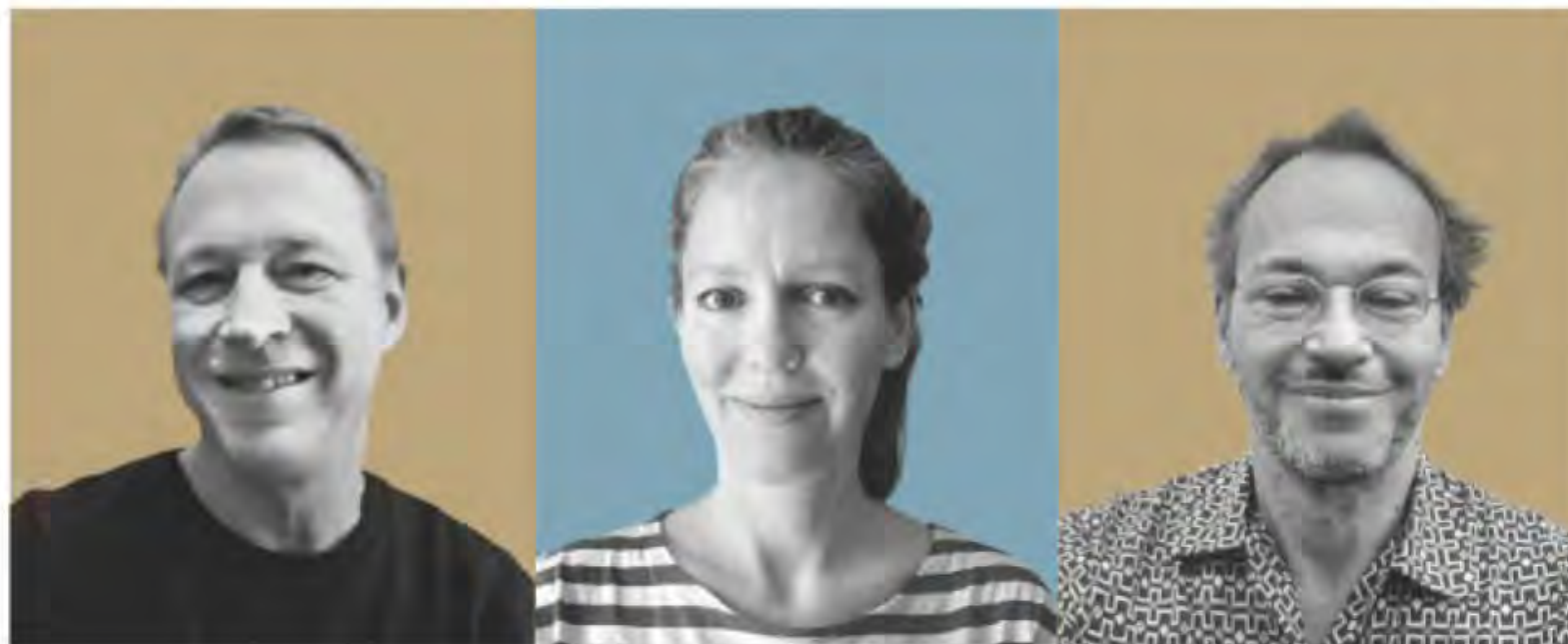
Der Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit an der Universität Fribourg geht in seinen Büchern neben Forschungen zur Geschichte Italiens auch der Frage nach, wie aus einer Handvoll grundverschiedener Regionen das politische Gebilde Schweiz entstehen konnte. Seinen Essay dazu lesen Sie ab SEITE 22.



FACHBERATUNG

Marino Ferri

Die jüngere Geschichte des Alpenlandes, vor allem zu Zeiten des Kolonialismus und des Zweiten Weltkriegs, ist sein Forschungsgebiet. Und so hat der zurzeit an der Universität Luzern tätige Historiker mit Freuden die wissenschaftliche Beratung der zweiten Hälfte dieser Ausgabe übernommen.



VERIFIKATION

Andreas Sedlmair, Alice Passfeld, Stefan Sedlmair

Dieses Team ist der Genauigkeit verpflichtet. Gesundes Misstrauen gehört zum Berufsbild der Verifikationsredakteurin und ihrer beiden Kollegen, die an diesem Heft mitgewirkt haben. Denn sämtliche Daten und Fakten in den Ausgaben von GEOEPOCHE werden auf ihre Korrektheit überprüft – und gegebenenfalls richtiggestellt. Wofür sich eine verlässliche Quelle in der Fachliteratur oder die glaubhafte Aussage einer Kapazität auf dem jeweiligen Gebiet finden lässt, erscheint schließlich im gedruckten Heft. Bei Andreas und Stefan Sedlmair liegt der Hang zur Akkuratessse übrigens in der Familie. Sie sind Brüder.

GEO WISSEN GESUNDHEIT

IMPFEN: ALLES, WAS SIE WISSEN MÜSSEN!



Impfen – oder etwa nicht? Diese Frage stellt sich vielen Menschen, auch bei Corona. GEO WISSEN GESUNDHEIT hat alle wichtigen Informationen zusammengestellt: seriös, umfassend und qualitätsgeprüft.

Die aktuelle Ausgabe ist jetzt für 12,50 Euro erhältlich

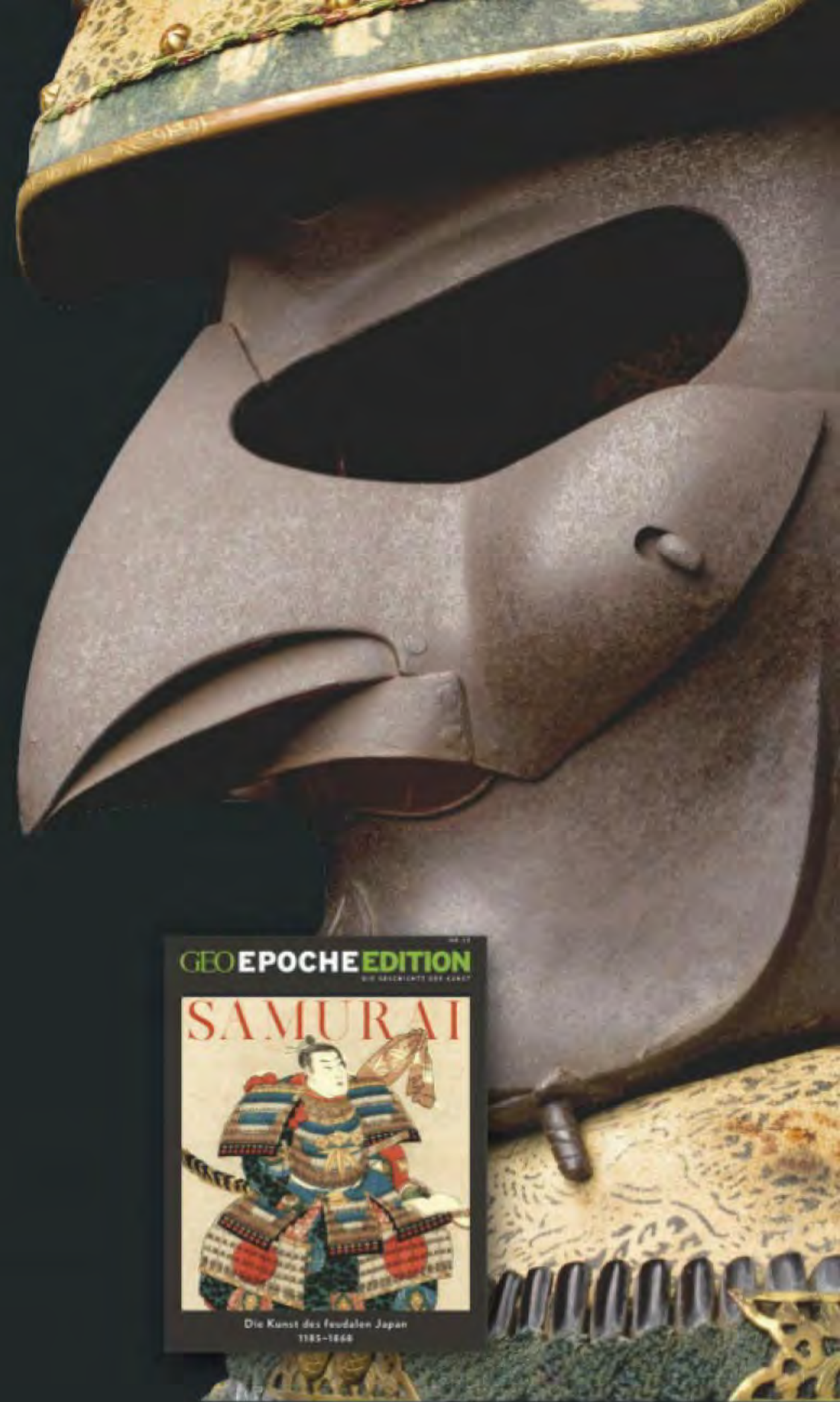
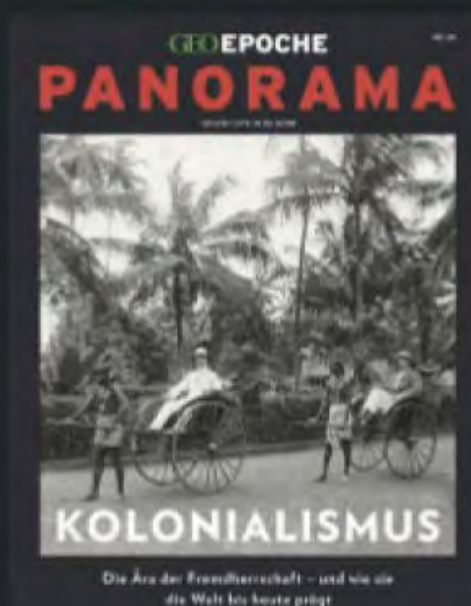
GEO EPOCHE PANORAMA

DIE ÄRA DER FREMDHERRSCHAFT



Im 19. und 20. Jahrhundert unterwerfen europäische Mächte große Teile der Welt, vor allem in Afrika, Asien und Ozeanien. Die Ära des Kolonialismus endet nach 1945 – und prägt die globale Ordnung doch bis heute.

Die aktuelle Ausgabe von GEOEPOCHE PANORAMA ist für 16,50 Euro erhältlich



DIE KUNST DES FEUDALEN JAPAN

Ende des 12. Jahrhunderts erringen Samurai die Kontrolle über Japan. Bis 1868 werden hochrangige Angehörige des Schwertadels als Shogune die Geschicke des Landes lenken, der Kaiser bleibt meist ein Staatsoberhaupt ohne Macht. Und so sind es vor allem die Samurai, die mit ihren Idealen wie Mut, Ehre und Loyalität die gesamte Kultur des Inselreiches prägen, in der es keinen Rangunterschied gibt zwischen Kunst und Handwerk, Gemälde und Gebrauchsgegenstand. In seiner nächsten Ausgabe widmet sich GEOEPOCHE EDITION der Kunst des feudalen Japan: einer alle Lebensbereiche umfassenden Ästhetik, beeinflusst von den Kräften der Natur, mehreren Religionen und den Tugenden der Krieger.

GEOEPOCHE EDITION »Samurai – Die Kunst des feudalen Japan 1185–1868« hat einen Umfang von 132 Seiten und kostet 16,50 Euro

Auf den Spuren der Vergangenheit

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 72,- €* lesen
oder verschenken und Wunsch-Prämie sichern!



GEO EPOCHE-Bestseller

- Zwei besonders beliebte GEO EPOCHE-Ausgaben
- „1914“ – Das Schicksalsjahr des 20. Jahrhunderts
- „Die DDR“ – Alltag im Arbeiter-und-Bauern-Staat

Ohne Zuzahlung

Prämie
zur Wahl!



Amazon.de-Gutschein, Wert: 10,- €

- Für Ihre nächste Online-Shopping-Tour
- Riesige Auswahl, täglich neue Angebote
- Technik, Bücher, DVDs, CDs u. v. m.

Ohne Zuzahlung

Gleich Prämie wählen und bestellen:

*6 Ausgaben GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 72,- € (inkl. MwSt. und Versand) oder 6 Ausgaben GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben + DVD für zzt. nur 117,- € (inkl. MwSt. und Versand) – ggf. zzgl. 1,- € Zuzahlung. Als Student lesen mit 40% Rabatt (ohne Prämie). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



oder



6x GEO EPOCHE
portofrei nach Hause

Danach jederzeit
kündbar

DVD auf Wunsch zu
jedem Heft

nkl. digitaler Ausgabe

> Zum Lesen auf Tablet,
Smartphone oder PC



BERGMANN Uhr „Cor“

- Zeitloses Design für jeden Anlass
- Qualitätsquarzwerk mit Batterie
- Mesh-Armband aus Edelstahl

Zuzahlung: nur 1,- €



Edelstahl-Thermoset, 3-teilig

- Kanne mit Becher zum Aufschrauben
- 2 Becher mit Griff und Deckel
- Inklusive praktischer Tragetasche

Zuzahlung: nur 1,- €

www.geo-epoche.de/abo | +49 (0) 40 / 55 55 89 90

Bitte Bestell-Nr. angeben: ohne DVD selbst lesen **183 3806**
mit DVD selbst lesen **183 3845**

ohne DVD verschenken **183 3807**
mit DVD verschenken **183 3846**

ohne DVD als Student lesen **183 3808**
mit DVD als Student lesen **183 3847**

SÜDOSTASIEN

Geschichte einer schillernden Weltregion

AUF DEN PHILIPPINEN begehren die Einheimischen um General Aguinaldo (Mitte, rote Jacke) ab 1896 gegen das koloniale Joch auf. Erst gegen Spanien, dann gegen die USA



IN PRINZESSINNENTRACHT posieren um 1860 zwei siamesische Schauspieler. Ihre prunkvolle Heimat, das heutige Thailand, prägt als Großmacht über Jahrhunderte die Region – und kann auch in der Kolonialzeit die Unabhängigkeit wahren





TAUSENDE PAGODEN und Tempel ragen im heutigen Myanmar empor. Um 1100 bezeugen die Herrscher von Pagan mit diesen Bauten Frömmigkeit. Doch die üppigen Spenden an die Geistlichkeit ruinieren den Staat

ES IST EINE WELT DER VIELEN WELTEN.

Im Norden das Festland mit tropisch bewaldeten Hängen und feuchten Ebenen, im Südosten das Inselreich mit seinen fast 20 000 palmenbestandenen Eilanden. Eine Welt, in der Menschen an Ahnen und Naturgeister glauben, dem Buddhismus und Hinduismus folgen, dem Islam und dem Christentum. Kleine Stadtstaaten entstehen hier und mächtige Königreiche, einzigartige Hochkulturen, die sich voneinander unterscheiden und doch innig beeinflussen. Auch fremde Mächte üben zum Teil heftigen Einfluss aus: China, Indien, Arabien und die Staaten

Europas – aber der besondere Charakter der Region überdauert die Jahrtausende.

Die nächste Ausgabe von *GEOEPOCHE* erzählt die schillernde Geschichte Südostasiens, jener meerumspülten Gegend zwischen China und Australien. Schildert, wie die Bewohner Vietnams um 1000 n. Chr. im Kampf gegen die Chinesen ihren ersten Staat begründen. Wie die Herrscher von Pagan im heutigen Myanmar mithilfe der Religion regieren – und dabei einen wundersamen Wald aus Pagoden erschaffen. Wie der Handel Java, Bali und unzählige andere

Inseln seit frühester Zeit prägt und irgendwann die Gier auf fernen Kontinenten entzündet. Dem König von Siam, dem späteren Thailand, gelingt es als einzigem Machthaber Südostasiens, den Kolonialismus der Europäer fernzuhalten. Von der Pracht seines Hofes und seiner Metropole Bangkok um 1850 berichtet das Heft ebenso wie von der dramatischen Revolte der Menschen auf den Philippinen gegen die koloniale Fremdherrschaft.

Die neue Ausgabe von *GEOEPOCHE* über eine der vielfältigsten – und faszinierendsten – Weltregionen.



Diese Ausgabe von **GEOEPOCHE** erscheint am 9. Juni 2021



AUF JAVA und Bali entsteht um 1300 eine einzigartige Kultur (Theaterpuppen)

Laut einer Urkunde schließen im Jahr 1291 die Urkantone Uri und Schwyz sowie die »Landleute zwischen den Bergen im unteren Tal« ein Schutz- und Trutzbündnis, in dem sie sich feierlich gegenseitigen Beistand gegen fremde Herren geloben. Tatsächlich aber sind es die Eidgenossen, die von Anfang an die Expansionslust treibt. Bis ins 16. Jahrhundert wächst der Bund durch Verträge, aber auch durch Eroberungen – errungen von Kämpfern, die zu jener Zeit als die besten Europas gelten, ausgesickt von Kantonen, denen die Wahrung ihrer Souveränität wichtiger ist als alles andere. Es braucht einen Bürgerkrieg, bis sie sich 1848 zu einem modernen Bundesstaat zusammenfinden. Doch das Streben der Kantone nach Autonomie prägt die Schweiz bis heute.

